Zwei Cents.

Sonntagpost

Zwei Cents.

No. 43 (16 Seiten.) Chicago, Sonntag, den 22. Oktober 1899. Elfter Jahrgang.

Telegraphische Depeschen.

(Spezialdepeschen-Dienst der „Sonntagpost".)

Ausland.

Aus deutschen Gauen.

Streit über die Flottenvergrößerung. — Wird sie schon diesen Winter im Reichstag verlangt? — Kolossale Kostenvermehrung in Sicht. — Die Samoa-Frage. —Gibt Deutschland diese Inseln ganz auf? — Meinungen über den südafrikanischen Krieg. — Was deutsche Militärs von der jüngsten Schlacht denken. — Die Buren-Unterstützungsbewegung. —Oesterreichische Politik.—Tumulte im Reichsrath und anderwärts.—Vermischtes.

Berlin, 21. Okt. Die Frage „Mehr Schiffe?" ist hier jetzt wieder weit in den Vordergrund der öffentlichen Erörterungen getreten, besonders seit der Kaiserrede in Hamburg. Eine neue Flottenvorlage liegt offenbar in der Luft. Wird dieselbe aber schon in der nächsten Reichstags-Session unterbreitet werden?

Die „Germania," die „Kölnische Volkszeitung" und andere Organe der Zentrumspartei, ohne deren Unterstützung eine solche Vorlage im Reichstag nicht durchgehen kann, sprechen die Erwartung aus, daß die Regierung dem Reichstag gegenüber Wort halten und keine neue Flottenvorlage einbringen werde, ehe die sechsjährige Periode abgelaufen sei (das heißt, bis zum Ende des Rechnungsjahres 1903) während welcher die, bereits bestellten Schiffe fertiggebaut werden sollten. Denn die alte Flottenvorlage sei mit diesem ausdrücklichen Einverständniß angenommen worden.

Die „Post" und die „Berliner Neuesten Nachrichten" (Organe des „Eisenkönigs" Stumm und des Kanonen- und Schiffsbauers Krupp) machen dagegen geltend, daß sich die Lage der internationalen Politik seit 1897 so stark verändert habe. daß jenes Abkommen nicht mehr giltig sei.

Soweit man weiß, billigt der Kaiser die Ideen von Dr. v. Wenckstern, einem bekannten preußischen Junker, welcher in das Volkswirthschafts-Departement der Berliner Universität gekommen ist und die Ansicht vertritt, daß Deutschland 57 Linien-Schiffe, 15 große und 36 kleine Kreuzerboote brauche, welche zusammen 1700 Millionen Mark kosten würden. (Dr. v. Wenckstern hatte sich bereits in der Unterredung mit dem amerikanischen Kongreßabgeordneten Foß von Chicago hierüber ausgesprochen.) Den jetzigen Voranschlägen zufolge wird ein jährliches Flotten-Budget von 212 Millionen, statt von 70 Millionen Mark erforderlich sein!

Auch von Armee-Vergrößerung ist von Weitem die Rede. Eugen Richter hatte in seiner „Freisinnigen Zeitung" prophezeit, daß in einer neuen Militärvorlage die 7000 Mann Verstärkung der stehenden Infanterie, welche aus der letzten diesbezüglichen Vorlage gestrichen wurden, schon diesen Winter auf's Neue verlangt würden. Ein halbamtliches Organ spricht sein Bedauern darüber aus, daß Herr Richter mit dieser Prophezeiung im Irrthum sei. Offizielle Auslassungen über diesen Gegenstand sind indeß noch keine erfolgt und werden wohl bis zuletzt zurückgehalten werden, wenn sich nichts Besonderes vorher ereignet.

In enger Verbindung mit den Flotten- und Heeres-Erörterungen steht auch die Samoa-Frage. Die „Rheinisch-Westphälische Zeitung" behauptet hartnäckig, trotz aller inspirirten gegentheiligen Versicherungen, daß, als Staatssekretär v. Bülow sich jüngst mit dem Kolonialrath berieth, die Ueberlassung der Samoa-Inseln an England bereits sogut wie beschlossen gewesen sei. Das Blatt sagt, Bülow habe lediglich ein „Gallerie-Schauspiel" aufführen wollen, und er sei zu schlau, um dem Kolonialrath zu gestatten, den Werth dieser Inseln herabzusetzen, wenn man sich nicht schon vorher über den Weggabe-Preis geeinigt habe.

In den Veröffentlichungen des Kolonialrathes jedoch, welche mit Zustimmung des Auswärtigen Amtes herausgegeben werden, wird diese Darstellung beharrlich in Abrede gestellt.

Die Bewegung in Deutschland zugunsten der Buren-Republiken hat an Stärke nicht abgenommen. Dr. Lange, welcher den Alldeutschen Verband vertritt, beräth sich gegenwärtig schriftlich mit Dr. Leyds (dem diplomatischen Hauptvertreter des Transvaal in Europa) über die besten Methoden zur Unterstützung der Transvaalsache. Es ist geplant, vollständig ausgestattete Feldhospitäler zu senden, nebst den nöthigen Aerzten und Feldpflegern. Bedeutende Geldbeträge werden für diese Zwecke gezeichnet. Der Zentralausschuß des „Rothen Kreuzes" hat ebenfalls Pläne zur Hilfe für die Verwundeten in Erwägung.

Der Ausgang der Schlacht zu Glencoe hat das deutsche Publikum im Allgemeinen überrascht. Viele hatten wenigstens in den anfänglichen Kämpfen keine britischen Erfolge erwartet, und alle Burenfreunde sind natürlich sehr betrübt über die Niederlage der Buren, wie sie sich nach den bisherigen Berichten darstellt. Auch in militärischen Kreisen ist man enttäuscht; es wird aber in diesen Kreisen darauf hingewiesen, daß es den Buren noch an Organisation gebreche, und sie noch keinen wirksamen Gebrauch von der Artillerie machen könnten. Lediglich darauf wird der britische Sieg zurückgeführt. Ursprünglich bestand der Plan, die britische Stellung zu Glencoe in drei Kolonnen anzugreifen, — und wäre dieser Plan ausgeführt worden, so wäre das Ergebniß nach der Ansicht der deutschen Militärs ein anderes gewesen. Statt dessen aber waren zwei der Kolonnen noch nicht bis Vryheid vorgerückt, als die Briten mit aller Macht ihren Angriff machten, und die eine Kolonne allein war dem Ansturm nicht gewachsen, obwohl sie den Britten sehr schwere Verluste beibrachte. Das System der Buren-Kommandos macht eben aus jedem untergeordneten Befehlshaber einen „kleinen Götzen", der ziemlich unabhängig handeln kann. Die Buren erwiesen sich auch in dieser Schlacht als vorzügliche Schützen; aber das reicht eben in der modernen Kriegsführung nicht aus!

Man glaubt jetzt nicht einmal, daß sich die Buren in der Defensive lange werden behaupten können.

Beim hundertjährigen Jubiläum der Technischen Hochschule in Charlottenburg machte der Berliner Oberbürgermeister Kirschner bekannt, daß die Stadt Berlin 100,000 Mark für Studentenreisen zu diesem Jubiläum bewilligt habe. Der Geheime Kommerzienrath Jencke und Ernst Borsig überreichten ein Dokument, welches besagt, daß die Summe von anderthalb Millionen Mark als Jubiläumsstiftung aufgebracht worden sei. Der Rektor der Anstalt, Riedel, hielt eine warm empfundene Dankrede.

Eine Massenvergiftung durch Käse wird aus Osnabrück, Hannover, gemeldet. Nicht weniger als 90 Personen sind dort durch den Genuß von Käse unter Symptomen der Vergiftung erkrankt, und der Zustand vieler derselben soll ein bedenklicher sein.

Durch eine große Feuersbrunst ist zu Lambrecht in der Pfalz die bekannte Wollfabrik der Gebr. Haaß zerstört worden.

Vom österreichischen Bruderstamm.

Im Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsrathes scheint die Zeit der Tumulte noch lange nicht vorüber zu sein! Abgesehen von den Tschechen, sind die Abgeordneten der deutschen Linken sehr entrüstet darüber, daß Dr. Pientall von Lemberg, ein Pole, zum Ersten Vizepräsidenten des Hauses gewählt wurde; er erhielt 190 Stimmen, während der deutsche Kandidat, Heinrich Prade von Reichenberg, nur 165 Stimmen bekam. Die Deutschen weigerten sich darauf, das Amt des Zweiten Vizepräsidenten für einen der Ihrigen anzunehmen, und verließen unter großem Lärm den Saal.

Es wurde alsdann ein Rumänier, Johann Lupul von Radautz, zum Zweiten Vizepräsidenten gewählt.

Unmittelbar nach Schluß der Bureau-Wahlen beantragte August Kaiser, von der deutschen Volkspartei, und Adolf Funke, von der deutschfortschrittlichen Fraktion, Anklagen gegen den früheren österreichischen Ministerpräsidenten Thun-Hohenstein zu erheben.

Auch außerhalb des Reichsrathes fehlt es nicht an Radau. Als heute der klerikale Geschichts-Professor Hirn, von Innsbruck, zum ersten Male an der Wiener Universität auftrat, veranstalteten die Studenten so stürmische Kundgebungen, daß es ihm unmöglich war, seine Vorlesung zu halten. Alle Bemühungen des Rektors und des Diakonus der philosophischen Fakultät, die Ordnung wiederherzustellen, blieben vergeblich.

Vilma Parlaghy, die berühmte Malerin, welche viele gekrönte Häupter in Europa gemalt hat, kommt jetzt mit dem Dampfer „Wilhelm der Große" nach den Ver. Staaten, und sie beabsichtigt, Admiral Dewey, Präsident McKinley und andere hervorragende Persönlichkeiten zu malen.

Klatsch über Herbert Bismarck.

Wird seine Ehe geschieden werden?

London, 21. Okt. Das Blatt „Vanity Fair" will bestimmt wissen daß die Ehe des Fürsten Herbert Bismarck, des jetzigen Hauptes des Bismarck'schen Hauses, in naher Zukunft durch Scheidung aufgelöst werde, und behauptet, daß Herbert seit dem Ableben seines Vaters wieder ganz in seine Junggesellen-Gewohnheiten verfallen sei, die seiner Gemahlin durchaus nicht zusagten.

Diese Angaben werden bis jetzt von keiner anderen Seite bestätigt.

Eine Posse

War der Prozeß gegen die Harmlosen. — Er endet mit Freisprechung.

Berlin, 22. Okt. Der Prozeß gegen die Mitglieder des Spielerklubs der „Harmlosen," welcher so großes Interesse weithin erregte, gelangte am Samstag zum Abschluß.

Die Angeklagten wurden freigesprochen, und der Staat muß die ganze Schmiere bezahlen.

Dampfernachrichten.

Angekommen.

New York: Etruria von Liverpool; Spartan Prince von Livorno.

Zu Kronprinz Rudolfs Tod.

Enthüllungen über die Tragödie von Meyerling. — Sensationelle Denkwürdigkeiten einer Verstorbenen.—In Oesterreich werden dieselben verboten.—Wird man je die Wahrheit erfahren?

Wien, 21. Okt. Die Fürstin Emilie Odescalchi, welche vor Kurzem in Rom starb, hat Denkwürdigkeiten über die Tragödie von Meyerling hinterlassen, bei welcher bekanntlich der Kronprinz Rudolf von Oesterreich und seine Geliebte ihren Tod fanden oder sich gaben.

Diese Denkwürdigkeiten sind veröffentlicht worden und können nicht verfehlen, großes Aufsehen zu erregen, obwohl das Neue, welches sie enthalten, ohne Bestätigung dasteht. Fürstin Odescalchi erzählt u. A. Folgendes:

Kronprinz Rudolf gab nach einem stürmischen Auftritt mit seinem Vater, dem Kaiser Franz Josef, demselben das Versprechen, seine Beziehungen zur Gräfin Marie v. Vetsera abzubrechen. Damit er nunmehr von ihr Abschied nehmen könne, wurde ein Jagdausflug nach Meyerling arrangirt und fand statt, mit Zustimmung des Kaisers.

Der Kronprinz und Marie nahmen gemeinschaftlich die Abendmahlzeit und gingen dann schlafen. Beide hatten stark Champagner gezecht, um ihren Schmerz zu übertäuben. Als sie nun beisammen ruhten, erwachte im Kronprinzen plötzlich eine wahnsinnige Eifersucht! Der Gedanke, daß die Heißgeliebte, die er nicht besitzen durfte, künftig wahrscheinlich einem anderen Manne angehören werde (ob damit eine bestimmte Persönlichkeit gemeint ist, darüber enthält die Kabeldepesche vorläufig keine Aufklärung), machte ihn ganz rasend. Schließlich ergriff er ein Messer und verstümmelte damit Marie in einer unnennbaren Weise, ohne sie jedoch zu tödten. Als er frühmorgens erwachte und mit nüchternem Blick sah, was er gethan, da packte ihn die Verzweiflung vollends, und er tödtete seine Geliebte und dann sich selbst.

Das Buch, welches diese Angaben enthält, wurde jüngst in Budapest konfiszirt und dann für ganz Oesterreich-Ungarn verboten. Viele glauben nicht, daß Kronprinz Rudolf ganz so gehandelt haben könne, wie es in diesen Memoiren dargestellt wird. Der genaue Sachverhalt jener erschütternden Tragödie wird wohl niemals bekannt gegeben oder bestätigt werden.

Kronprinz Rudolfs Wittwe

Wird sich in London wiedervermählen.

Wien, 21. Okt. Die Heirath der Kronprinzessin Stephanie, Wittwe des unglücklichen Kronprinzen Rudolf von Oesterreich, mit dem ungarischen Grafen Elemar Loujay ist jetzt allem Anschein nach endgiltig beschlossen und soll in London stattfinden. Der Graf ist von Hause aus ein Protestant, ist aber vor Kurzem, anläßlich seiner Verlobung mit Stephanie, zum katholischen Glauben übergetreten. (Dies dürfte auch den Vater Stephanie's, den König Leopold von Belgien, veranlaßt haben, seinen Widerstand gegen die Verbindung aufzugeben.)

Beim Präsidenten

Erscheinen 200 Delegaten des internationalen Handelskongresses.

Washington, D. C., 21. Okt. Zweihundert Delegaten vom internationalen Handelskongreß, welcher derzeit in Philadelphia tagt, wurden heute Nachmittag dem Präsidenten vorgestellt. Sie vertreten die Industrien von mehr als 40 Nationen. Die meisten waren im modernen Gesellschaftsanzug erschienen, aber viele auch trugen die malerischen Kostüme ihrer Heimathländer (China, Korea u. s. w.) Herr Wilson, der Direktor der nationalen Export-Ausstellung, besorgte das Vorstellen in einer kurzen Ansprache, worauf der Ex-Bürgermeister Warnick von Philadelphia eine kurze Rede hielt. Die Delegaten machten eine Rundfahrt durch die Stadt, und um halb fünf Uhr Abends fuhren sie nach Philadelphia zurück.

Deweys künftiges Heim.

Er wird damit zufrieden sein können.

Washington, D. C., 21. Okt. Das „Dewey Home Committee" hat endlich ein Heim für den Admiral in der Bundeshauptstadt ausgewählt. Dasselbe ist das Fitch-Haus, No. 1747 Rhode Island Ave., unweit Connecticut Ave. Hier wird der Sieger von Manila seine künftige ständige Wohnung haben. Das Haus enthält 17 Zimmer und 4 Baderäume und hat einen hübschen Rasenplatz. Es wurde vor zwölf Jahren gebaut und enthält alle modernen Bequemlichkeiten. Auch ist es elegant möblirt, und die Möbel sind bei der Erwerbung mit eingeschlossen.

Am Streik.

Schuhmachergehilfen in Massachusetts.

Lynn, Mass., 22. Okt. Die Arbeiter in der „Boland Shoe Factory" von James Gaunt & Co. verlangten eine 25prozentige Lohnerhöhung. Dieselbe wurde auch gewährt, — unter der Bedingung, daß die Arbeiter einen, um 25 Prozent besseren Schuh lieferten. Die Arbeiter erklärten dies für eine, noch dazu in sehr beleidigender Form erfolgte Verweigerung ihrer Forderung und gingen an den Streik.

Im Siegesrausch.

Der Jingoismus ist jetzt in England Trumpf.—Trotz der schweren britischen Verluste in der Schlacht zu Glencoe.—General Symons erliegt seiner Wunde?— Man glaubt, daß der ganze Krieg sehr blutig wird.

London, 21. Okt. Der Jingo-Patriotismus scheint augenblicklich hier Alles zu beherrschen, und wird noch immer lebhafter, je mehr Einzelheiten man von der Schlacht zu Glencoe, Natal, erfährt. Die Genauigkeit der betreffenden Angaben wird nicht mehr viel geprüft.

Soweit man weiß, standen in dieser Schlacht 4000 Briten einer Buren-Streitmacht von mindestens 8000 Mann gegenüber. Die tödtliche Verwundung des Generals Symons wird freilich schwer bedauert; wahrscheinlich hat keiner der heute lebenden britischen Befehlshaber mehr Kämpfe gesehen, als dieser, und sowohl in Indien wie im Zululand war seine Laufbahn eine glänzende.

Das Kriegsamt erhält viele Angebote für Freiwilligen-Dienst von allen Theilen des Landes.

Die kommenden Parlaments-Ergänzungswahlen werden ausschließlich unter der Parole „Für oder gegen den Buren-Krieg" ausgefochten werden!

Die bittere englandfeindliche Stimmung in Frankreich ist u. A. an folgender Auslassung des „Echo de Paris" zu erkennen: „Wir werden uns zu flüsterndem Gebet vereinigen, daß jenseits der Meere, im fernen, gewaltigen Afrika, General Joubert, ein guter alter Kämpfer, dessen Vorfahren Franzosen waren, uns unsere Rache, unsere heroische Rache für Faschoda bringen möge!"

London, 21. Okt. Nach den letzten Nachrichten aus Natal ist der Brigadegeneral Wm. Penn Symons, welcher die britischen Streitkräfte in der Schlacht zu Glencoe befehligte und tödtlich verwundet wurde, bereits gestorben. Zehn seiner Offiziere sind ebenfalls unter den Gefallenen, darunter einige der vielversprechendsten jüngeren Heeres-Offiziere.

Der heutige Jahrestag der Seeschlacht von Trafalgar wurde natürlich mit besonderem Enthusiasmus gefeiert, ähnlich wie die Amerikaner im vorigen Jahre den Vierten Juli gefeiert hatten, als Cervera's Flotte vor Santjago de Cuba zerstört wurde. Große Menschenmassen wogten den ganzen Tag durch den Trafalgar Square, welcher reichen Schmuck zeigte, und die Hoch-Rufe auf Symons und Nelson wollten kein Ende nehmen. In den Theatern und Musikhallen herrschte heute Abend wilde Begeisterung.

Der Sieg von Glencoe war unerwartet, trotz des großen Vertrauens der Engländer auf ihre Armee. Die Meisten hier hatten nur geglaubt, daß die Briten ihre Stellungen an der Grenze halten könnten, die Buren vielleicht anfangs einige Siege erfechten würden, und der Triumph der britischen Waffen erst kommen werde, wenn General Buller sein Armeekorps nach Pretoria führe. Daher hat der Sieg von Glencoe, so theuer er den Engländern auch zu stehen gekommen ist, geradezu berauschend gewirkt. Er wurde hauptsächlich von der britischen Artillerie gewonnen, welcher die Buren nichts Entsprechendes entgegenzusetzen hatten.

(Siehe auch die Urtheile deutscher Militärs in der Berliner Depesche „Aus deutschen Gauen").

Im Uebrigen ist es noch zu früh, viele Schlüsse aus den Nachrichten über jene Schlacht zu ziehen. Es zeigte sich in derselben immerhin, daß die Buren mit ihren Gewehren noch unheimlich gut treffen können. Viele glauben, daß der jetzige Krieg einer der blutigsten in der Geschichte sein werde.

Gerüchtweise verlautet wieder, England befürchte Verwicklungen mit Frankreich und Rußland, und darauf sei ein großer Theil der britischen Heeres- und Flottenrüstungen zurückzuführen. Doch scheint es, daß diese Rüstungen weniger durch Wahrscheinlichkeiten, als durch Möglichkeiten veranlaßt worden sind.

Das britische Kriegsamt scheint entschlossen zu sein, die Thätigkeit der Spezialkorrespondenten auf dem Kriegsschauplatz möglichst einzuschränken, angeblich nur damit die Buren keine für sie vortheilhafte Auskunft auf diesem Wege erhalten können. Die Korrespondenten werden froh sein müssen, wenn man ihnen britischerseits überhaupt gestattet, an die Front zu gehen.

London, 22. Okt. Spätere Meldungen, welche direkt der Gattin des Generals Symons zugegangen sind, besagen, daß der General noch am Leben ist, und die Aerzte sogar sein Aufkommen für möglich erklären.

Lorenzo Marquez, Delagoa-Bai, 22. Okt. — Der Sieg der britischen Truppen am Dundee-Hügel bei Glencoe wird auch hier mit unbändigem (?) Enthusiasmus gefeiert. Anfangs wollte man die Nachricht gar nicht glauben, da man allgemein annahm, daß die Buren in den ersten Schlachten erfolgreich sein würden.

Vorbereitungen für die Einschiffung der Flüchtlinge aus der Transvaal-Republik nach England werden jetzt hastig betrieben.

Kapstadt, 21. Okt. Die Hotels dahier sind gefüllt von wohlhabenden Flüchtlingen aus der Transvaal-Republik und dem Oranje-Freistaat, welche voller Jubel über den Sieg bei Glencoe sind.

Es wird übrigens gemeldet, daß Buren-Truppen jetzt so rasch, wie nur möglich nach Mafeking (Kapkolonie) gesandt werden, um die Streitkräfte zu verstärken, welche jenen Platz belagern. Anläßlich der Niederlage bei Glencoe hat General Joubert, der Oberbefehlshaber der Transvaal-Streitkräfte, Weisung aus Pretoria erhalten. Alles aufzubieten, um diese Niederlage durch einen entscheidenden Sieg zu Mafeking wett zu machen.

Einem Kourier ist es gelungen, durch die Linien der Buren zu kommen, welche Mafeking belagern, und er berichtet, daß die Garnison in gutem Zustand sei und eine längere Belagerung aushalten könne. Frische artesische Brunnen sind angelegt worden, und die Abschneidung der Wasserzufuhr wird daher keine besonders großen Unzuträglichkeiten verursachen.

Der Versuch der britischen Truppen zu Mafeking, ihre Todten nach dem letzten Treffen zu erlangen, war erfolglos. Sie marschirten unter einer Hospitalflagge aus Mafeking, aber die Vorposten der Buren feuerten auf sie und zwangen sie zum Rückzug.

London, 22. Okt. Eine offizielle Depesche aus Ladysmith, Natal, meldet, daß die britischen Streitkräfte einen weiteren Sieg zu Elendslaagle, 15 Meilen nördlich von Ladysmith, erfochten hätten.

Eine starke britische Streitmacht unter General White rückte nordwärts an der Eisenbahn entlang vor, um wieder Verbindung mit Glencoe herzustellen. General French und seine Truppen wirkten mit diesen zusammen, und ein gepanzerter Bahnzug bildete einen Theil der Ausrüstung.

Gestern (Samstag) erreichten die britischen Streitkräfte Elendslaagle, wo nahezu 1000 Buren kampirten. Die Briten griffen dieselben an und es folgte ein hitziges desperates Gefecht, das mehrere Stunden dauerte.

Die Buren vertheidigten ihre Stellung mit der größten Tapferkeit, wurden aber schließlich aus ihren Verschanzungen getrieben und zogen sich in östlicher Richtung zurück. Sie werden noch jetzt von der britischen Kavallerie verfolgt. Ueber die beiderseitigen Verluste wird noch nichts mitgetheilt. Die Briten erbeuteten den größten Theil der Lager-Ausrüstung des Feindes, Pferde, Wagen und Geschütze.

Kapstadt, 22. Okt. Aus Kimberley (Kapkolonie) wird gemeldet, daß der Ex-Premierminister Cecil Rhodes sich geweigert hat, jenen belagerten Platz zu verlassen. Er erklärt, daß er den Ausgang der Schlacht abwarten will, die, wie man glaubt, in wenigen Tagen dort stattfinden wird. Alles Drängen seiner Freunde, daß er sich vor diesem Gefahrposten zurückziehe, war erfolglos. Fort und fort treffen Buren-Streitkräfte in jener Gegend ein.

Die Buren dahier geben jetzt auch zu, daß ihre Landsleute zu Mafeking Schlappen erlitten haben. „Man" glaubt, daß im Ganzen etwa 1000 Buren in den Kämpfen vor Mafeking gefallen seien.

Französische Streiflichter.

Oberst Schneider's Tod war der siebente in der Dreyfus-Affaire.—Bestochene Zeugen im Verschwörungs-Prozeß.

Paris, 21. Okt. Es wird hier die Erklärung wiederholt, daß der Tod von Oberst Schneider, dem früheren Militär-Attaché des österreichischen Botschafter-Amtes in Paris, die Folge eines Duells gewesen sei, aber nicht mit dem Hauptmann Cuignet, sondern mit General Roget. (Da kein neuerlicher Widerruf aus Wien seit Schneider's Ableben erfolgt ist, so scheint es thatsächlich, daß der Todesfall mit einem Duell zusammenhing, jedenfalls kein ganz gewöhnlicher war.)

Ein französisches Duell nimmt so selten einen tödtlichen Ausgang, daß Oberst Schneiders Schicksal nach der langen Reihe harmloser Duelle erschütternd wirkt. Dieser Todesfall ist jetzt der siebente, welcher unmittelbar mit der Dreyfus-Angelegenheit zusammenhängt, — und man hofft, daß er der letzte sein werde.

Im Prozeß gegen die Royalisten und Antisemiten hat es eine neue Sensation gegeben. Es stellt sich neulich heraus, daß viele der Zeugen, welche vor den Polizeikommissären gegen Deroulede und Konsorten aussagten, die jetzt vor dem Senat als oberstem Gerichtshof unter der Anklage der Verschwörung gegen die Republik prozessirt werden, von Agenten der Geheimpolizei mit je 5 Franken bestochen wurden.

Daß thatsächlich eine Verschwörung zum Sturz der Regierung bestand, wird von Niemand mehr bezweifelt, und es liegt genug wirkliches Beweismaterial dafür vor. Um so mehr fällt es auf, daß auch Polizei-Agenten zu den ganz ordinären Methoden der Generalstäbler ihre Zuflucht genommen haben sollten, um die Verurtheilung der Verhafteten herbeizuführen. Die Korruption scheint eben jetzt alle Kreise durchfressen zu haben und im Kleinen nicht minder geübt zu werden, als im Großen.

Jules Lemaitre und François Coppee haben Deroulede sogar als Mitglied der Akademie in Vorschlag gebracht, aber derselbe hat es doch angemessen befunden, eine solche Kandidatur abzulehnen, vielleicht weil er befürchtete, doch nicht gewählt zu werden.

Der Kriegsminister Marquis de Gallifet hat das Kriegs-Budget, welches der Budget-Ausschuß ihm zugestellt hatte, wieder mit einer Verbesserung zurückgegeben: er will nämlich 18 Millionen mehr haben, als der (in seiner Mehrheit aus Radikalen bestehende) Ausschuß ihm zugestehen will. Der Ausschuß weigerte sich, die Sache in Wiedererwägung zu ziehen, da der Kriegsminister nicht die Zustimmung des Finanzministers sich gesichert habe.

Die Angelegenheit wird jedenfalls wieder einen Sturm in der Abgeordnetenkammer entfesseln, und die Nationalisten, Gemäßigten und Royalisten werden dort Alles aufbieten, um eine Beschneidung der Armee-Verwilligungen zu verhindern.

Immer mehr wird die ursprüngliche Bewegung gegen die Armee zu einem anti-religiösen Kreuzzug. Neuerdings veröffentlicht das Blatt „L'Aurore" eine Reihe greulicher Skandal-Geschichten, welche in religiösen Anstalten vorgekommen sein sollen. Die betreffenden Artikel führen eine maßlos heftige Sprache, welche auch in nichtklerikalen Kreisen vielfach mißbilligt wird.

Inland.

Zu Ende.

Die internationale Jacht-Regatta.

New York, 21. Okt. „Columbia" und „Shamrock" werden, wenigstens in dieser Saison keine weiteren Wettfahrten veranstalten. Die siegreiche amerikanische Jacht liegt, glänzend geschmückt, in der Echo-Bai und wird so bald wie möglich abgetakelt werden; sie wird augenblicklich, wenigstens von den Sportsliebhabern, fast ebenso gefeiert, als wäre sie ein Flaggenschiff Dewey's gewesen! Die britische Jacht wird sich bald für die Rückfahrt über den Atlantischen Ozean bereit machen. Sir Thomas Lipton kann noch nicht bestimmt sagen, ob er auf's Neue um den amerikanischen Becher wettfahren will. Es wird ihm übrigens im „Madison Square Garden" ein Liebesbecher überreicht werden, dessen Kosten durch Subskription aufgebracht worden.

Lohn-Erhöhung.

Eine Ueberraschung für Eisen- und Stahlarbeiter.

Harrisburg, Pa., 21. Okt. Die Angestellten der „Central Iron & Steel Works" wurden heute angenehm überrascht, durch die Ankündigung einer 10prozentigen Lohn-Erhöhung, welche am 27. Oktober in Kraft tritt. Dieselbe ist schon die zweite seit wenigen Monaten.

Cincinnati, 21. Oktbr. Siebenhundert Angestellte der „Ohio Valley Buggy Co." haben heute eine 10prozentige Lohnerhöhung erhalten.

Die Effektenbörse.

Zucker-, Kohlen- und zum Theil Bahn-Papiere stark, das Uebrige flau.

New York, 21. Okt. Der heutige Effektenmarkt war vor der Veröffentlichung des Bank-Ausweises äußerst flau, und die Geschäfte kamen größtentheils von professioneller Seite. Lebhafte Preissteigerungen fanden aber in den Zucker-Effekten statt, und die gewöhnlichen Aktien der Illinois Zentral-, Louisville & Nashville- und Union Pacific-Bahn waren entschieden fest. Die Anthrazitkohlen-Papiere, besonders die Ausgaben nach den Preis-Erhöhungen, waren ebenfalls stark.

Der Londoner Markt war infolge der Bestätigung der Berichte über britische Siege in Südafrika entschieden stark, soweit die südafrikanischen Aktien und Konsols in Betracht kamen, und dies wirkte auch hier auf die betreffenden Papiere ein.

Die amerikanische Industrie-Gruppe war im Allgemeinen schwach. In Brooklyner „Rapid Transit"-Papieren wurden, wie gewöhnlich, starke Geschäfte gemacht, ohne beträchtliche Preisschwankungen.

Da der Banken-Ausweis viel günstiger war, als man erwartet hatte, so führte dies in der letzten halben Stunde eine Stärkung in der allgemeinen Liste herbei, und die Schluß-Notirungen waren hoch.

Der Philippinen-Krieg.

General Funston geht wieder nach Manila.

Washington, D. C., 22. Okt. Es ist beschlossen worden, den vielgenannten General Funston abermals nach den Philippinen-Inseln zu senden, mit dem Rang eines Brigadegenerals. Funston hat heute seine neue Bestallung vom Präsidenten angenommen und wird ohne allen Verzug wieder nach Manila abfahren. Seine Neuernennung ist, wie es heißt, auch eine Ohrfeige für General Otis, welcher Alles gethan haben soll, daß Funston nach den Ver. Staaten zurückgeschickt wurde, weil derselbe zu populär geworden war.

Muthmaßliches Wetter.

Wieder zwei schöne Herbsttage versprochen.

Washington, D. C., 21. Okt. Das Bundes-Wetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

Am Sonntag schön und wärmer. Am Montag ebenfalls schön. Lebhafte südliche Winde.

Die diesjährigen Wahlen.

Kurzer Ueberblick über das Kampagnefeld.

Washington, D. C., 21. Okt. In folgenden Staaten der Union sind dieses Jahr Gouverneure und sonstige wichtige Staatsbeamte zu erwählen: Massachusetts, Maryland, Ohio, Iowa, Kentucky, Mississippi.

Pennsylvanien hat nur den Staatsschatzmeister und einige Richter zu erwählen, New York, New Jersey und Virginien haben Legislaturwahlen, Süd-Dakota hat nur einen Richter des Staatsobergerichtes zu erwählen, Nebraska desgleichen und außerdem einen Regenten der Staats-Universität.

Besonders heiß war und ist der Wahlkampf in Ohio, Nebraska und Kentucky. Da Ohio der Heimathsstaat des Präsidenten McKinley ist, so machen die Republikaner die äußersten Anstrengungen, dort einen für das Jahr 1900 imponirenden Erfolg aufweisen zu können. Und da Nebraska der Heimathsstaat Bryan's ist, so wird, trotzdem die dortigen Wahlen an und für sich unwichtige sind, im Hinblick auf 1900 ebenfalls von den Republikanern stark gearbeitet.

In Ohio erregt auch die Kandidatur von Mayor Jones von Toledo, dem unabhängigen Republikaner und Befürworter von Munizipal-Sozialismus und direkter Gesetzgebung durch das Volk, besonderes Interesse. Die beiden großen Parteien stellen allerdings kein starkes Votum für ihn in Aussicht. Jones führt eine „Poor Man's"-Kampagne auf eigene Hand. Noch in mehreren anderen Staaten sind unabhängige Stimmzettel im Felde. Auch die Prohibitionisten und die radikalen Volksparteiler haben theilweise Kandidaten aufgestellt, sowie auch die Sozialisten. Diese Parteien werden jedoch keine ausschlaggebende Rolle in den vorliegenden Wahlen spielen. In Kentucky bekämpfen zwei demokratische Organisationen (die Goebel- und die Brown-Fraktion) einander heiß. In keinem der Mittelstaaten läßt sich das Wahlergebniß auch nur mit annähernder Bestimmtheit vorhersagen; auch in Maryland ist die Lage eine zweifelhafte. Pennsylvanien und Massachusetts dürften wieder republikanisch „gehen", und Mississippi und Virginia demokratisch; immerhin wird auch hier das Votum im Einzelnen von Interesse sein.

Zwei Frauen

Streiten sich über die Leiche eines Selbstmörders.

New Brunswick, N. J., 21. Okt. Der Selbstmord von Hermann Vogel, welcher gestern seine Gattin und seine Schwiegermutter zu tödten suchte und dann Selbstmord beging, hat die Thatsache an's Licht gebracht, daß Vogel zwei Frauen hatte. Dieselben streiten sich jetzt über den Leichnam. Frau Vogel No. 2 traf aus Port Chester, Conn., ein, als die Andere, auf welche Vogel schoß, bereits alle Vorkehrungen für das Begräbniß getroffen hatte. Sie legte ihren Heirathsschein vor, welcher ergab, daß sie am 30. Dezember 1886 in Port Chester mit dem Mann getraut wurde.

Der Mädchenname der zweiten (eigentlich der ersten) Frau war Jane Edwards Kendall, und sie erklärt, daß sie im Juli vorigen Jahres mit der zweiten Frau, einer Schauspielerin, genannt Frl. Caldwell, auf der Heimkehr von England zusammengetroffen, und diese im letzten April mit Vogel durchgebrannt sei.

Letztere hat übrigens bereits einen Begräbnißplatz im Evergreen-Friedhof erworben und hat die Andere davon in Kenntniß gesetzt. Wenn es nach ihrem Willen geht, wird das Begräbniß am Sonntag auf jenem Friedhof stattfinden.

Pastor im Gefängniß.

Wegen Erschwindelung von Geldern.

Chattanooga, Tenn., 22. Okt. Rev. John Henry Phillips wurde hier eingesteckt, unter der Anklage, Geld und Waaren unter falschen Vorspiegelungen erlangt zu haben. Der Pastor hatte eine Bewegung in Gang gebracht zu dem angeblichen Zweck, der Amerikanerin Frau Rich Beistand zu leisten, die sich jetzt in Mexiko unter der Anklage des Gattenmordes in Haft befindet.

4 Todte, 30 Verletzte.

Ein cubanisches Hospital stürzt zusammen.

Havana, 22. Okt. Das Hospital zu Sagua la Grande, welches durch die kürzlichen, durch starke Regenfälle verursachten Hochfluthen unterwaschen wurde, ist zusammengestürzt. 4 Personen wurden getödtet, und man glaubt, daß die Zahl der Verletzten sich auf 30 beläuft.

Ein großer Vater

Und ein sehr kleines Kindlein.

New York, 22. Okt. Frau Adam Neidlein in Guttenberg, N. J., beschenkte ihren Gatten mit einem winzigen Sprößling, welcher kaum anderthalb Pfund wiegt. Neidlein selber wiegt 280 Pfund und kann das Kleine in seiner hohlen Hand wiegen! Mutter und Kind befinden sich wohl.

Spielten mit Streichhölzern.

Zwei Kinder müssen elendiglich verbrennen.

Buffalo, N. Y., 21. Okt. Zwei kleine Kinder erlitten heute hier infolge Spielens mit Streichhölzern tödtliche Brandwunden. Das eine war die neunjährige Kate Standlonaged, das andere das 3jährige Polenmädchen Mary Paporaki.

Lokalbericht.

Politik und Verwaltung.

Gouv. Tanner und die bevorstehenden Herbstwahlen in Nachbarstaaten.

Vom dem Ausfall derselben wird es angeblich abhängen, ob er sich um Wiederwahl bewerben wird.

Der stadträthliche Ausschuß beginnt mit der Untersuchung der Polizei-Verwaltung.

Unsere baufälligen Fluß-Brücken.

Auch in den kleinen Seeuferstädten sehnt man sich nach reinem Trinkwasser.

Bekanntlich hat Gouverneur Tanner bisher selbst seine eigenen Parteigenossen völlig im Unklaren darüber gelassen, ob er als Kandidat für Wiedernominirung zu betrachten ist, oder nicht, und alle Versuche, ihn zu bewegen, „die Katz' aus dem Sack zu lassen" sind soweit ohne jeglichen Erfolg gewesen. Jetzt will man nun endlich ausgeklügelt haben, weshalb sich Tanner eigentlich bisher geweigert hat, offen mit der Sprache herauszurücken. Er soll nämlich schlauer Weise vorerst abwarten wollen, wie die Republikaner bei den bevorstehenden Staatswahlen in Ohio, Iowa, Pennsylvanien und Massachusetts fahren, um je nach Ausfall dieser Wahlen seinen eigenen Entschluß zu treffen. Sollte das Ergebniß dort ankündigen, daß zur Abwechslung einmal wieder eine demokratische Sturzwelle über das Land hinwegfegt, so wird Tanner wohl kaum Lust verspüren, sich für seine Parteigenossen in Illinois unnützer Weise „aufzuopfern," falls anderseits aber die Republikaner in den genannten Staaten Gewinnste zu verzeichnen haben sollten, so dürfte Tanner hieraus schließen, daß auch Illinois im nächsten Jahre sicher republikanisch „gehen" wird, und dann wird er zweifelsohne Kandidat für Wiedernominirung sein. Ob er aber nochmals aufgestellt werden wird, ist eine andere Frage. Es gibt zahlreiche Republikaner, die von Tanner unter keinen Umständen etwas wissen wollen. Vorläufig ist man sehr erpicht darauf, in Erfahrung zu bringen, was die Cook County-„Maschine" eigentlich im Sinne hat, deren sonderbares Stillschweigen Vielen sehr verdächtig vorkommt.

* * *

Bislang hat das stadträthliche Komite für Polizeiangelegenheiten seine Pflichten ziemlich leicht genommen, doch soll dies künftighin anders werden, wenigstens verspricht Alderman Rector, dem Ausschuß Arbeit in Hülle und Fülle überweisen zu wollen. Zuvörderst hat dieser Stadtvater es bekanntlich im Gemeinderath durchgesetzt, daß das gesammte Verwaltungswesen des Polizei-Departements einmal gründlich untersucht werde, damit bei Feststellung des nächstjährigen Budgets alle etwa benöthigten Verbesserungen berücksichtigt werden können. Im Einklang mit diesem Beschlusse trat nun gestern das besagte Komite zusammen und erörterte vorläufig den allgemeinen Plan, nach welchem die „Sondirung" der Hochwohllöblichen vorgenommen werden soll. Man kam schließlich nach vielem Hin- und Herparlamentiren überein, daß sich ein aus den Aldermen Herrmann, Connor, Smulski, Novak und Rector bestehender Unterausschuß direkt an die Polizeibehörde wenden und dieselbe ersuchen solle, dem Komite alle gewünschte Auskunft zu ertheilen, sodaß man zu geeigneter Zeit dem Plenum des Stadtraths einen genauen Einblick in die thatsächlich vorliegenden Verhältnisse gewähren und ihm entsprechende Vorschläge für besseren Polizeischutz unterbreiten könne. Der Unterausschuß wird nun zuerst der Polizeibehörde nachfolgende Fragen zur Beantwortung vorlegen: 1) Wie viele Blauröcke und Beamte zählt die städtische Polizei-Force augenblicklich? 2) Welches Salär wird in den einzelnen Rangstufen bezahlt? 3) Wie viel Polizei-Prezinkte gibt es, und welche Anzahl von Polizisten ist in jedem einzelnen dieser Prezinkte stationirt? 4) Wie hoch beliefen sich die Ausgaben während des letzten Fiskaljahres? 5) Nach welchem Dienst-Reglement wird das Departement augenblicklich geleitet, und 6) Welche Empfehlungen hat der Polizeichef zu machen?

Der Unterausschuß wird voraussichtlich schon am Mittwoch seine Arbeit beginnen, während das Gesammt-Komite auf nächsten Samstag wieder einberufen worden ist. Mitglieder des stadträthlichen Ausschusses für Polizei-Angelegenheiten sind die Aldermen Butler, 27. Ward (Republikaner), Werno (Demokrat), Rector (Republikaner), Novak, 10. Ward (Republikaner), Butler, 25. Ward (Republikaner), Herrmann (Unabhängig); Smulski (Republikaner), Hallstrom (Demokrat), und Gunther (Demokrat), — 5 Republikaner, 3 Demokraten und 1 Unabhängiger.

* * *

Gestern hat der stadträthliche Ausschuß für Brücken und Hafenbauten eine Inspektionsfahrt den Südarm des Flusses hinauf unternommen, wobei Stadt-Ingenieur Ericson und Brücken-Ingenieur Wilman wiederum als Führer dienten. Sämmtliche Aldermen der West- und Südseite betheiligten sich an der Fahrt, die vom Fuße der La Salle Str. aus angetreten wurde und die sich für die Stadtväter als recht lehrreich erwies. Die beiden Ingenieure machten die Herren besonders auf den morschen Zustand der Brücken an Randolph Str., Van Buren Str., Polk Str., 18. Str., 23. Ave., Main Str., Southwestern Ave., Fuller Str. und Western Ave. aufmerksam, an denen jedesmal ausgestiegen wurde, um genau Alles in Augenschein nehmen zu können.

Stadt-Ingenieur Ericson empfiehlt, daß folgende alte Brücken durch neue ersetzt werden sollten: Randolph Str.-Brücke, Kostenpunkt $175,000; Polk Str.-Brücke, $100,000; 22. Str.-Brücke, $210,000; Main Str.-Brücke, $175,000; South Western Ave.-Brücke, $100,000; Archer Ave.-Brücke, $175,000 und Fuller Str.-Brücke, $100,000. Ausgebessert könnten werden: die Van Buren Str.-Brücke, Kostenpunkt $1000; die 18. Str.-Brücke, $5000, und die Halsted Str.-Brücke (elektrische Reparaturen), $5000.

Uebermorgen wird eine dritte und letzte Inspektionsfahrt unternommen, und zwar diesmal den Calumet Fluß hinauf.

* * *

In den nördlich von Chicago gelegenen kleinen Seeufer-Städten Highland Park, Lake Forrest, North Chicago, Waukegan, Glencoe, Winnetka, Kenilworth, Wilmette und Evanston beschäftigt man sich augenblicklich nicht minder eifrig, als in der Metropole, mit der Frage, wie der Verunreinigung des dem See entnommenen Leitungswassers durch Abfuhrstoffe am Besten vorgebeugt werden könne. Ein jedes einzelne dieser Städtchen —mit alleiniger Ausnahme von North Chicago und Glencoe — besitzt seine eigenen Wasserwerke und sein eigenes Abzugskanal-System, die so angelegt sind, daß sich die Saugstation der Wasserwerke immer n ö r d l i c h von der Kloakenmündung befindet, was ein genügendes Schutzmittel gegen die Verunreinigung des Wassers an jener Stelle sein würde, wenn nicht die Kloakenstoffe der zunächst oberhalb befindlichen Ortschaft durch die südlich fließende Strömung direkt nach dem Einlaßloch der Wasserwerke getrieben würde. So verunreinigt thatsächlich ein Städtchen systematisch das Trinkwasser des andern, südlich von ihm gelegenen, und die verschiedensten Pläne werden jetzt in Vorschlag gebracht, um diesem Uebelstand abzuhelfen. Die Einen wollen mächtige Brennöfen errichten, in denen die Abfuhrstoffe zu unschädlicher Asche verwandelt werden sollen, während Andere wiederum die Erbauung eines Kanals befürworten, der die Abfuhrstoffe sämmtlicher Seeufer-Städte nördlich von Chicago aufnehmen und in der Nähe des Glenview Golf-Spielplatzes in den Nordarm des Chicago-Flusses münden soll.

Am kommenden Mittwoch soll nun in der Town-Halle zu Highland Park eine Konferenz zwischen Vertretern jener Ortschaften und der staatlichen Gesundheitsbehörde stattfinden, bei welcher Gelegenheit man die einschlägige Frage einmal nach allen Seiten hin gründlich erörtern will.

* * *

Die Beamten des hiesigen Unterschatzamts haben sich nach Washington mit der Bitte gewandt, ihnen einen Zollkutter zur Verfügung zu stellen, um den sogenannten „Bumboots" besser zu Leibe rücken zu können. Auf diesen „Bumbooten" werden bekanntlich heimlich Spirituosen verkauft, und allerlei Orgien gefeiert, wie auch die Ritter vom grünen Tuch auf ihnen häufig einen willkommenen Schlupfwinkel vor den Nachstellungen der Polizei finden.

Silbernes Regiments - Jubiläum.

Am 16. November feiert das 1. Infanterie - Regiment der Illinoiser Nationalgarde das Jubelfest seines 25jährigen Bestehens, und jetzt schon werden die umfassendsten Vorbereitungen getroffen, um das Ereigniß in passender Weise zu begehen. Im Grand Pacific Hotel werden sich die jetzigen und ehemaligen Offiziere des Regiments zu froher Festtafel vereinen, an der auch Oberst-Leutnant Charles S. Diehl, der „Vater des Regiments", theilnehmen wird.

Mit Ausnahme des Obersten E. B. Knox befinden sich noch alle ehemaligen Kommandeure des Regiments am Leben. George R. Davis und E. D. Swain, sowie die Generäle Frank T. Sherman, A. C. McClurg, General Chas. Fitz-Simmons, sowie die Obersten C. R. E. Koch, Henry S. Turner und Joseph B. Sanborn werden die Jubelfeier ihres alten Regiments noch mitmachen können.

Bei einer Kollision verletzt.

Als gestern Nachmittag der 55jährige Expreßmann F. Tosch von Nr. 166 24. Straße, mit seinem Gefährt um die Ecke von Wabash Ave. und Congreß Straße bog, kollidirte sein Wagen mit einem Kabelbahnzug der Cottage Grove Ave.-Linie. Beim Versuch, von seinem Sitz herabzuspringen, kam Tosch so unglücklich zu Fall, daß er außer schweren Kontusionen erhebliche innerliche Verletzungen erlitt. Der Verunglückte fand Aufnahme im County-Hospital.

Ein böser Handel.

Louis Ranous, Oscar Anderson und Wm. Lehmann geriethen einander gestern in Martin Burkes Stall auf dem Grundstücke Nr. 335 Orchard Straße in die Haare. Lehmann hat dem Ranous ein paar Messerstiche beigebracht und dem Anderson durch einen Hieb mit einer Eisenstange beinahe das Genick gebrochen. Die beiden Blessirten befinden sich nun im Alexianer-Hospital, der streitbare Lehmann aber sitzt im Burgverließ an der N. Halsted Straße hinter schwedischen Gardinen.

Sie werden nicht alle.

Im Chicago Ave. - Polizeigericht war gestern ein gewisser Philipp Sharkey beschuldigt, sich dem Viehhändler John Rahmstock aus Spirit Lake, Ia., gegenüber als Detektive ausgegeben und ihn um $7 beraubt zu haben. Der Viehhändler gab an, der Angeklagte habe ihn nach dem Seeufer-Park gelockt, um ihm die „Lake Front - Explosion" zu zeigen, und habe ihm dort das Geld abgenommen. Die Verhandlung des Falles wurde bis morgen verschoben.

In eigener Sache.

Der des Mordes angeklagte Hermann Hundhausen auf dem Zeugenstand.—Uebermorgen dürfte der Fall an die Jury gehen.

Hermann Hundhausen, welcher der Beihilfe zur Ermordung des Buchhalters Walter Koeller angeklagt ist, betrat gestern in eigener Sache den Zeugenstand. Der Angeklagte bestritt entschieden, daß er die Absicht gehabt, Koeller zu tödten, oder gewußt habe, „daß Honeck sich mit solchen Gedanken trug." „Ich war vor Schrecken starr,", erklärte der Angeklagte, als Honeck ein Messer zog und sich auf Koeller stürzte, und meine Glieder waren wie gelähmt, sodaß ich nicht die geringste Bewegung zu machen vermochte. Als der Gestochene „Mord" schrie, konnte ich nichts Anderes thun, als davonlaufen. Ich habe kein Messer gegen Koeller gezogen und ihn überhaupt nicht berührt. Niemals habe ich der Polizei gesagt, daß ich Frau Alexander oder irgend Jemand Anderen, der uns gestört hätte, getödtet haben würde. Wir begaben uns in die Wohnung der Gebrüder Koeller, um ihnen einen Besuch abzustatten; wenigstens ging ich in dieser Absicht dorthin. Honeck hatte mir Nichts davon gesagt, daß er beabsichtigte, Walter Koeller zu tödten. Es ist wahr, daß ich der Frau Alexander vorspiegelte, Geo. Koeller hätte uns die Erlaubniß gegeben, seinen kranken Bruder Walter zu sprechen. Ich weiß nicht, warum ich das that. Das vom Staatsanwalt verlesene Schriftstück enthält viele Unwahrheiten. Ich hatte Nichts mit Koellers Ermordung zu thun." Während dieser Aussagen bewahrte der Angeklagte einen bemerkenswerthen Gleichmuth und hielt fortwährend seine Augen fest auf die Jury gerichtet.

Im Kreuzverhör wiederholte der Angeklagte im Allgemeinen seine Angaben. Auf die Frage des Hilfs-Staatsanwaltes, ob er nicht in Gegenwart mehrerer Polizisten geäußert habe, „sie hätten beide Koellers kriegen wollen", antwortete Hundhausen, er habe diese Bemerkung gleich nach seiner Verhaftung gemacht, weil er Honeck auf dem Patrouillewagen, der sie nach der Polizeistation brachte, versprochen hätte, die halbe Schuld auf sich zu nehmen. Der Angeklagte betheuerte dann, daß er gegen den Ermordeten, mit welchem er ein Jahr hindurch die Schule in Herman, Mo., besuchte, keinerlei Uebelwollen gehegt habe.

Oberst Julius Hundhausen, der Vater des Angeklagten, betrat hierauf den Zeugenstand. Der 76jährige Mann gab an, daß er vor 51 Jahren nach den Ver. Staaten übersiedelte und im Jahre 1846 den Krieg gegen Mexiko mitmachte. Als Oberst-Leutnant des (deutschen) Ersten Missourier Kavallerie-Regiments habe er im Bürgerkriege gedient. Der alte Herr theilte unter heftiger Gemüthsbewegung mit, daß er das Messer, welches als Beweismaterial gegen den Angeklagten benutzt wird, seinem Sohn zum Andenken geschenkt habe. Er erklärte, daß sein Sohn stets fleißig und gehorsam gewesen sei. Die Brüder des Angeklagten, Robert und Frederick Hundhausen, stellten Jenem ebenfalls ein gutes Zeugniß aus und bekundeten, daß Herman und Walter Koeller ihres Wissens stets gute Freunde waren. Durch diese Zeugen wollte die Vertheidigung den Nachweis führen, daß jeder Beweggrund fehlte, weshalb Hundhausen dem Koeller hätte nach dem Leben trachten sollen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Fall übermorgen Nachmittag in die Hände der Jury übergehen. Sobald dies geschehen ist, soll mit der Prozessirung Richard Honecks begonnen werden. Es heißt, daß Honeck, der sich schuldig bekannt hat, erklären wurde, Hundhausen sei, soweit die Absicht, Walter Koeller zu tödten in Betracht komme, ebenso schuldig wie er selbst.

Eigenartige Rache.

Drei Männer, Namens Charles Reilly, William Hayes und John Gorman, kamen vorgestern Abend in die Wirthschaft von James Lokup, No. 122 18. Pl., und bestellten Getränke. Als der Wirth sich weigerte, den Leuten das Gewünschte zu verabfolgen, entfernten sie sich unter Drohungen. Am nächsten Morgen machte der Wirth die unliebsame Entdeckung, daß seine zwölf Gänse aus dem Hühnerstall verschwunden waren. Auf Veranlassung des Bestohlenen nahm die Polizei bei den drei Genannten eine Haussuchung vor und fand auch in dem Stall von William Hayes das Geflügel auf. Hayes erhielt gestern von Polizeirichter Dooley eine Geldbuße von $15 zudiktirt, während die beiden Anderen nach Zahlung der Gerichtskosten ihres Weges ziehen durften.

Der Plan mißlang.

Das Staats-Obergericht hat es gestern abgelehnt, die seit vier Jahren bestehende Dorfschafts-Organisation des Vorortes North Chicago, bei Waukegan, wieder aufzuheben. Der betreffende Antrag war von der Washburn & Moen Mfg. Co. ausgegangen, einer Fabrik-Gesellschaft, die sich der Federal Steel Co. angeschlossen hat. Die Inhaber der Firma gedachten, durch Wiederabschaffung der dörflichen Regierung die Steuerlasten loszuwerden, welche ihnen von dieser auferlegt werden.

„Jüdische Geschichte und Literatur."

Unter den Auspizien des „Council of Jewish Women" wird Dr. Emil G. Hirsch im Laufe dieses Winters zwölf Vorträge über „Jüdische Geschichte und Literatur" halten, und zwar von morgen ab jeden ersten und dritten Montag im Monat, Nachmittags um 3 Uhr, im Sinai-Tempel, Ecke Indiana Ave. und 21. Str.

Arbeiter-Angelegenheiten.

Der Baugewerkschaftsrath und das Bundesgebäude.

Bevorstehende General-Versammlung der Maurer-Union.

„Ganz oder garnicht", sagen die Zigarrenmacher.

Eine Streikdrohung der Weißblech-Arbeiter.

Die vorgestern abgehaltene Geschäfts-Sitzung des Baugewerkschafts-Rathes ist — wider Erwarten — sehr still und friedlich verlaufen. Wie schon berichtet, haben die Mitglieder des Sonder-Ausschusses für's Bundesgebäude — mit M. J. Sullivan an der Spitze — es nicht für rathsam gehalten, mit ihrem Antrag, sofort einen Streik am Bundesgebäude anzuordnen, herauszurücken. In Wirklichkeit lag auch zu einem derartigen Antrage nicht der mindeste Grund vor, man müßte denn die „Kränkung" für einen solchen halten, welche Kontraktor Peirce bei seinem letzten Hiersein und Baumeister Cobb den Herren Sullivan, Madden und Gubbins angethan haben, indem sie es unterlassen haben, in gesellige Beziehungen zu ihnen zu treten. Nachdem Sullivan und seine Kollegen vorher selber erklärt hatten, daß sie ihre Macht erst zu zeigen gedächten, wenn mit der Steinarbeit an dem Gebäude begonnen werden soll, war nicht einzusehen, weshalb man die Bauschmiede am Bundespalast nicht ruhig bei ihrer Arbeit lassen sollte. Das Gegentheil würden vor Allem die Bauschmiede selber sehr krumm genommen haben, und deshalb haben Sullivan und die anderen Herren vom Sonder-Ausschuß es für gut befunden, ihren gekränkten Gefühlen, die ja nicht das Mindeste mit der vorliegenden Frage zu thun haben, vorläufig noch Zwang anzuthun.

Thomas R. Preece, James Brennock, O. E. Woodbury und Fred Pouchot sind vom Bau-Gewerkschaftsrath zu einem Komite ernannt worden, das beim Finanz-Ausschuß des Stadtrathes die Vorlage befürworten soll, durch welche man bei städtischen Arbeiten künftig das Kontrakt-System abschaffen und an Stelle desselben die „Arbeit im Tagelohn" setzen will. Vorsitzer Schlake vom Finanz - Ausschuß hat sich bereit erklärt, dem Komite der Arbeiter bei der Berathung über die Vorlage Gelegenheit zur Erörterung seines Standpunktes zu geben.

Sekretär Lilian vom Gewerkverein der Mörtelträger stellt die für diese Jahreszeit überraschende Thatsache fest, daß zur Zeit sämmtliche Mitglieder der Union Beschäftigung haben, und daß diese leicht noch etwa 50 Mann mehr unterzubringen vermöchte, als sie zur Verfügung hat.

Der Streik gegen die Bauunternehmer-Firma Stamson & Blome, an welchem etwa 175 Bauhandwerker betheiligt gewesen sind, ist am Freitag durch einen Vergleich beendigt worden.

Am Dienstag wird die Union der Maurer und Steinsetzer in ihrer Halle, Ecke Monroe und Peoria Str., eine General-Versammlung abhalten, in welcher die Geschäftslage besprochen und eine Art Kriegsplan für nächstes Frühjahr entworfen werden soll.

Die Exekutivbehörde der Internationalen Zigarrenmacher - Union hat die Verfügung getroffen, daß Zigarrenfabrikanten, welche in ihren Betrieben nicht durchweg Unionleute beschäftigen, von nun auch für solche Zigarren, die sie von Union - Mitgliedern anfertigen lassen, keine Schutzmarken mehr geliefert werden sollen.

Im hiesigen Kontor der American Tin Plate Co. sprach in den letzten Tagen eine Delegation der National Tin Plate Workers' Union vor, um die Geschäftsleitung des genannten Trust an die Bestimmungen des mit der Union abgeschlossenen Kontraktes zu erinnern. Unter den 25,000 Arbeitern, die der Trust in seinen 36 Fabriken beschäftigt, befinden sich gegen 500, welche dem Gewerkverband nicht angehören. Die Union verlangt nun zwar nicht, daß diese Leute entlassen werden, besteht aber darauf, daß in den Betrieben frei werdende Plätze ausschließlich mit Unionleuten besetzt werden sollen. Der Präsident der Union, George Powell von Elwood, Ind., der als Wortführer der Delegation auftrat, gab zu verstehen, daß es seinem Verbande nöthigenfalls nicht darauf ankommen würde, die Kraftprobe eines Streiks zu versuchen, um seine Forderung durchzusetzen. Welche Antwort ihm zutheil geworden ist, darüber verlautet nichts Näheres. Die Fabriken des Tin Plate Trust befinden sich in folgenden Ortschaften: Bridgeport, O.; Elwood, Ind.; Anderson, Ind.; Atlanta, Ind., Irondale, O., Lisbon, O.; Blairsville, Pa.; Canonsburg, Pa.; Cincinnati, O.; Cleveland, O.; Cumberland, Md.; Ellwood City, Pa.; Niles, O.; Joliet, Ill.; West Newton, Pa.; Connellsville, Pa.; Middletown, Ind.; Johnstown, Pa.; Wheeling, W. Va.; Martins Ferry, O.; Philadelphia, Pa.; Pittsburg, Pa.; Montpelier, Ind.; Gas City, Ind.; Cambridge, O.; Monessen, Pa.; New Castle, Pa.; Remington Station, Pa.; New Kensington, Pa.; Dover, O.; Brooklyn, N. Y.; Demmler, Pa.; Washington, Pa. In New Castle, Pa., hat der Trust drei Fabriken mit zusammen 4,000 Angestellten.

Kurz und Neu.

* Im Auditorium-Hotel haben sich gestern gegen 30 Matratzen-Fabrikanten zusammengefunden und einen Verband organisirt, der versuchen will, die Matratzenpreise um 25 Prozent und wennmöglich noch höher emporzuschrauben. Zum zeitweiligen Präsidenten des Verbandes ist Herr Moritz Van Gelder, von der „Empire Matreß Co., gewählt worden, und zum Sekretär Hr. A. Lilienthal, von der „Union Bedding Co."

Es fehlt an Hilfsmitteln.

Eine berechtigte Klage von Lehrern unserer Elementarschulen.

In einer Lehrerkonferenz, die gestern im Versammlungslokal des Schulrathes stattfand, brachte Frau Mary Ryan von der Froebel Schule ein sehr wichtiges Thema zur Sprache. „Wir müssen in den unteren Klassen den größten Theil der Unterrichtszeit damit zubringen", klagte sie, „den Kindern den Text der Lesebücher zu erklären. Es beweist das, daß die in diesen Büchern gebrauchten Ausdrücke und Wendungen dem Verständniß der Kinder nicht angepaßt sind. Mit ganz besonderen Schwierigkeiten haben in dieser Hinsicht Kinder zu kämpfen, die von Eltern abstammen, die sich zu Haus und im geselligen Verkehr einer anderen Sprache als der englischen bedienen". Vorsteher Watt von der Graham-Schule pflichtete diesen Ausführungen bei und fügte hinzu, daß man den Kindern in den unteren Klassen zuviel zumuthe, indem man sie gleichzeitig in die dunklen Geheimnisse der englischen Rechtschreibung einführe und ihnen dann auch noch zumuthe, „schön" zu schreiben. Von verschiedenen Seiten wurde darauf aufmerksam gemacht, daß es in den unteren Klassen fast gänzlich an Hilfsmitteln, z. B. Bildertafeln für den Anschauungs-Unterricht, fehle, um den Lehrern das Lehren und den Kindern das Lernen zu erleichtern. — In den vorgeschritteneren europäischen Ländern hat man beiläufig derartige Bildertafeln in jeder Dorfschule, hier ist — trotz der Millionen, welche jährlich für das Schulwesen aufgewendet werden — gerade für solche wichtigen Dinge kein Geld vorhanden. Daß es so ist, wurde in der gestrigen Konferenz als ein Uebelstand schlimmster Art bezeichnet, dem abgeholfen werden sollte, falls es irgend möglich ist, wenn's auch auf Kosten der Laboratorien wäre, in welchen die Zöglinge der Hochschulen zumeist nichts als Allotria treiben.

* * *

Hilfs - Schulsuperintendent Kirk bringt in Vorschlag, daß man die Zöglinge der oberen Schulklassen, um ihnen mehr Unabhängigkeit und Gewandtheit im Ausdruck beizubringen, statt der herkömmlichen Aufsätze über möglichst fernliegende Gegenstände, sachliche Berichte über Tagesereignisse und über Vorgänge schreiben lassen sollte, die sie selber beobachtet haben.

* * *

Die gestern vorgenommene Beamtenwahl des Lehrer-Unterstützungs-Vereins hat folgendes Ergebniß gezeitigt: Präsident, Dr. E. Benjamin Andrews; Sekretär, Emily E Stevens; Schatzmeister, Alfred Kirk. — Der Verein zählt 541 Mitglieder und hat $3500 in der Kasse.

Burton Holmes-Vorlesungen.

Der namhafte Reisende und Vorleser Burton Holmes wird in seiner Geburtsstadt Chicago am 26., 27., und 28. Oktober die ersten Vorlesungen einer auf fünf Wochen berechneten Serie halten. Die belebten Bilder, mit welchen Holmes seine neuen Vorträge über „Manila" und „Japan" erläutern wird, wurden im Laufe des letzten Sommers an Ort und Stelle unter seiner persönlichen Leitung aufgenommen. Auch über die Moki-Indianer und die malerischen, fast unzugänglichen Klippen-Wohnungen derselben wird Herr Holmes neue Mittheilungen machen. Die „Hawaii'schen Inseln," „Die große Felsenhöhle in Arizona" und „Rundum und quer durch Paris" sind die anderen Themata seiner Vorlesungen.

Tödtlicher Faustkampf.

Im Erdgeschoß seiner Wohnung, Nr. 1329 N. Francisco Straße, focht gestern Abend der 30jährige William Wilkie in Gegenwart von etwa 30 Zuschauern mit dem um 11 Jahre jüngeren Charles Chilins einen Faustkampf aus. Der Letztere versetzte seinem Gegner einen wuchtigen Faustschlag vor die Brust, sodaß dieser bewußtlos niedersank. Obwohl sofort ärztliche Hilfe in Anspruch genommen wurde, so hauchte Wilkie doch schon nach einer Stunde seinen Geist aus.

Wird morgen prozessirt.

Morgen wird im Kriminalgericht die Prozessirung des früheren Konstablers William Kelly begonnen, welcher angeklagt ist, sich des Amtsmißbrauches schuldig gemacht zu haben. Kelly wird von einer Frau Lizzie Morton beschuldigt, ihr eine Anzahl Waaren, welche er für sie auf einen Replevin-Befehl hin erlangt hatte, vorenthalten zu haben.

Kein Neuling.

Unter der Anklage des Diebstahls wurde gestern der Farbige Henry Hamm von Polizeirichter Martin an's Kriminalgericht verwiesen. Hamm ist beschuldigt, in dem Schuhladen No. 87 Madison Str., woselbst er beschäftigt war, der Kasse $245 entnommen zu haben, während man ihn kurze Zeit allein ließ. Der Angeklagte mußte zugeben, daß er bereits Strafen wegen ähnlicher Verbrechen verbüßt hat.

* An Groß Ave. und 46. Straße wurde heute zu früher Morgenstunde der Nr. 4609 Marshfield Ave. wohnhafte James Burns von drei Banditen überfallen und um $5 beraubt.

* Drei Männer betraten kurz nach Mitternacht die Wirthschaft von Georg Klink, Nr. 755 35. Str., und bestellten Getränke. Während der Wirth beschäftigt war, das Verlangte zu holen, hielten ihm zwei der Banditen Revolver vor den Kopf und befahlen ihm, sich still zu verhalten. Der Dritte stahl inzwischen aus dem Kassen-Apparat $15, worauf die Räuber das Weite suchten.

Wollen zulegen.

Die C. M. & St. P.-Bahn und ihre Zweiglinie nach Evanston.

Die Verwaltung der C., M. & St. P.-Bahn kam bekanntlich im Sommer beim Stadtrath um die Erlaubniß ein, auf ihrer nach Evanston führenden Zweiglinie statt des Dampfes Elektrizität als Triebkraft einführen zu dürfen. Für die Gewährung der Erlaubniß wollte sie $5,000 zahlen. Der Stadtrath war denn auch bereit, das Gesuch ohne Weiteres zu bewilligen. Mayor Harrison wollte indessen die neue Gerechtsame nicht so billig hergeben. Die Stadt dürfe sich nicht mit der einmaligen Bezahlung von $5,000 begnügen, sagte er in der betreffenden Veto-Botschaft, sondern müsse für die Dauer des Wegerechtes (20 Jahre) mindestens $5,000 per Jahr von der Gesellschaft verlangen. Die vetirte Ordinanz ist dann dem Straßen-Ausschuß für die Nordseite überwiesen worden, der sich seither noch nicht wieder damit befaßt hat. — Gestern nun sprachen Vertreter der St. Paul-Bahn in der Stadthalle vor und zeigten an, daß sie ihr Angebot zu erhöhen bereit seien. Sie wollen zwar nicht, wie der Mayor verlangt, $100,000 für die Erlaubniß zur Betriebsveränderung zahlen, aber $20,000.

Die Anwohner der Linie und besonders die Eigenthümer von Grundbesitz längs der Strecke befürworten es sehr, daß die Stadt sich mit diesem Angebot zufrieden gebe, denn nur durch Verbesserung der Verkehrs-Gelegenheiten kann der Werth jener Liegenschaften erhöht werden. Es handelt sich hier hauptsächlich um den Theil der Strecke, welcher durch Rogers Park führt.

Gefährliche Damenbekanntschaften

Als gestern Nachmittag der No. 5544 Sherman Str. wohnhafte James Towlevas den Polk Str.-Bahnhof verließ, trat eine elegant gekleidete Frauensperson an ihn heran und verwickelte ihn in ein Gespräch. Nach Beendigung der interessanten Unterhaltung vermißte Towlevas seine Baarschaft in Höhe von $26. Der Bestohlene begab sich spornstreichs nach der Harrison Str.-Polizeistation, wo er von dem Geschehenen Anzeige machte und eine gute Beschreibung von der eleganten „Dame" zu Protokoll gab.

Alvin Nelson, ein neuangeworbener Söldner der Bundesarmee, führte gestern bei der Polizei der Harrison Str.-Revierwache Klage, daß er im Hause 390 Clark Str. von einer Frauensperson um $8 beraubt worden sei. Ein Blaurock begleitete den angehenden Kriegshelden nach dem bezeichneten Hause und verhaftete dort eine gewisse Jessie Williams als die Schuldige.

Macht ihr die Beute streitig.

Am 31. August starb hier der Tabakshändler George T. Loker mit Hinterlassung eines auf $100,000 geschätzten Vermögens. Vorher hatte Loker seiner Freundin Ruth M. Lyons durch Schenkung einen Betrag von $23,000 zugewendet, der zum größten Theile noch jetzt für die genannte Dame bei der Illinois Trust & Savings Bank liegen soll. Die Wittwe Lokers, die an den Beziehungen, die ihr Mann zur Dame Lyons unterhalten haben soll, schon immer Anstoß genommen und einmal wegen derselben sogar eine Scheidungsklage angestrengt hatte, will der Schönen jetzt den Mammon wieder abjagen lassen. Sie hat um einen Beschlagnahmebefehl nachgesucht und wird das Kreisgericht zu überzeugen versuchen, daß Ruth ihren Freund durch „unlautere Mittel" zu der Schenkung bewogen hat.

Von Einbrechern heimgesucht.

Am letzten Dienstag drangen Einbrecher in das Laboratorium des No. 98 Ogden Ave. wohnhaften J. E. Haschke und stahlen eine Anzahl elektrischer Batterien. Gestern Abend wurde das Laboratorium wiederum von Dieben heimgesucht, wobei der Besitzer über hundert elektrische Batterien, sowie 25 Gallonen Schwefelsäure einbüßte. Die Einbrecher beschädigten beim Entfernen der Batterien mehrere Modelle und Pläne, welche für eine Erfindung zur Verwendung kommen sollten, und fügten dadurch Herrn Haschke einen empfindlichen Verlust zu.

Stahl eine Puppe.

Weil er sich auf dem Bazaar der deutsch-evangelischen Normal-Kirche an Normal Ave. vorgestern Abend widerrechtlich einer sehr hübschen Puppe bemächtigt hatte, ist Fred Butler gestern vom Kadi Hennessy unter einer Ordnungsstrafe von $25 in die Bridewell geschickt worden.

* Beim Versuch, an Cottage Grove Ave. und 63. Str. von einem in voller Fahrt befindlichen Straßenbahnwagen auf den anderen zu springen, gerieth gestern der 13 Jahre alte H. Bauman unter die Räder und wurde so übel zugerichtet, daß ihm im Wesley-Hospital das rechte Bein amputirt werden mußte.

* Unter der Anklage, aus der Fabrik der Cormully-Jeffrey Mfg. Co., in der sie beschäftigt gewesen sind, nach und nach gegen 700 Pfund Messing entwendet zu haben, befinden sich Richard Beniteau und John Butler im Polizeigefängniß an Chicago Ave. Der Althändler Louis Israel, von Nr. 50 Orleans kauft haben soll, ist gleichfalls verhaftet worden.

* Beim Grundbuchamt ist gestern von der Stickney-Morehouse Co. die Uebertragung eines 914.16 Acker enthaltenden Traktes Land im Lyons Township an die Chicago Transfer & Clearing Company angemeldet worden. Der gezahlte Kaufpreis beträgt $457,000. Das Land soll nun bekanntlich zur Anlegung eines zentralen Güterbahnhofes benutzt werden.

Bestätigt.

Richter Holdom heißt das im Schadenersatz-Prozeß des kleinen Henry Walters gegen die Stadt gefällte Urtheil gut.

Wie bereits in der „Abendpost" berichtet, haben kürzlich Geschworene in Richter Holdoms Abtheilung des Kreisgerichts dem kleinen Henry Walters in dessen Prozeß gegen die Stadt Chicago $30,000 Entschädigung zuerkannt. Der Knabe, in dessen Interesse die Klage angestrengt worden, ist vor etwa einem Jahre in der 35. Str. durch ein Loch in dem Viadukt, welcher die Geleise der Western Indiana und der Chicago & Eastern Illinois-Bahn überbrückt, 30 Fuß tief auf die Geleise heruntergefallen. Bei seinem Sturz hat er Verletzungen erlitten, die ihn für immer zum Krüppel machen.

Gestern wurde vor Richter Holdom über den von der Vertheidigung gestellten Antrag auf Bewilligung eines neuen Prozesses, bezw. Umstoßung des gefällten Urtheiles verhandelt. Der Richter hat den Antrag abgewiesen und die Eintragung des Urtheiles angeordnet. Die Vertheidigung meldete dann die Berufung an den Appellhof an und wird nöthigenfalls auch an das Staats-Obergericht appelliren. Es wird deshalb auch im günstigsten Falle wohl noch zwei Jahre dauern, bis der Vormund des kleinen Henry das Geld für denselben erhält. — Uebrigens wird die Summe nicht von der Stadt gezahlt zu werden brauchen. Der fragliche Viadukt ist von den genannten Bahngesellschaften und von der City Railway Co. gebaut worden, und diese drei Korporationen haben sich seiner Zeit verpflichten müssen, ihn in Stand zu halten, und die Stadt für alle etwaigen mißlichen Folgen des Baues schadlos zu halten. Es waren denn auch nicht städtische Anwälte, sondern Vertreter der betheiligten Bahngesellschaften, welche gestern in Richter Holdom drangen, er möge das Urtheil umstoßen.

Die Oktober Grand-Jury.

Morgen wird die Grand Jury für den Oktober-Termin vor Richter Baker vereidigt werden. Unter den 211 Fällen, welche den Großgeschworenen zur Erledigung vorliegen, sind besonders die folgenden zu erwähnen: Dr. Edw. Rosekranz und Clarence Britton, sind der Mordbrennerei beschuldigt. Die Angeklagten sollen am 21. Dezember vorigen Jahres das Melrose Flatgebäude in Brand gesteckt und dadurch den Tod von Annie Hansen, welche in den Flammen umkam, verursacht haben. Edward James Horney, hat am 24. September einen gewissen Earl Arnold erschossen; Josef Urban und James Spellery, sind angeklagt, am 1. Oktober Charles Lizan ermordet zu haben; Dominico A. Rietrandinio, hat auf einem Balle seinen Landsmann Pesquare Porinbi erschossen; Josef Archibald Carle, soll am 10. Oktober einen gewissen Hector McKenzie umgebracht haben; Frederick Serve, ist angeklagt, am 16. Oktober seine Gattin Elizabeth getödtet zu haben.

Möglicher Weise wird die Grand Jury die Untersuchung gegen die Steuerhinterzieher und deren Helfershelfer fortsetzen.

Suchen eine verschollene Frau.

Am 11. Februar 1898 kam die kurz vorher von ihrem Gatten geschiedene Frau Frances Gilmer aus Rockford, Ill., nach Chicago, und zwar auf einen Brief hin, den ihr angeblich eine Frau W. E. Todden, No. 6020 Jefferson Ave. wohnhaft, geschrieben hatte. Frau Gilmer hatte damals Baargeld in Höhe von etwa $500 bei sich, und da ihre Anverwandten seit jenem 11. Februar nichts mehr von ihr gehört noch gesehen haben, so hegt man schwere Besorgnisse um die Frau. Dies umso mehr, als die vorerwähnte Frau Todden entschieden in Abrede stellt, jemals an Frau Gilmer geschrieben zu haben; auch sei Letztere niemals in ihrem Hause gewesen.

Hiesige Geheimpolizisten fahnden jetzt nach der Verschwundenen.

Wegen Mordangriffs.

Der Fischer William Wheeler ist gestern vom Polizeirichter Callahan in Süd-Chicago auf die Anklage des Mordangriffs hin unter $5000 Bürgschaft dem Kriminalgericht überwiesen worden. Als Belastungszeuge trat gegen den Angeklagten der Blaurock Martin Heilberg auf, der angab, daß Wheeler am Ufer des Calumet-Sees aus Zorn über eine Zurechtweisung eine mit Schrot geladene Flinte ergriffen und auf ihn abgefeuert habe. Die volle Ladung drang dem Blaurock in's Gesicht, wobei derselbe so schwer verletzt wurde, daß er mehrere Wochen im Englewood Union-Hospital unter Behandlung bleiben mußte.

Verschoben.

Im Hyde Park-Polizeigericht wurde gestern der Nr. 4541 Evans Avenue wohnhafte Ambrose Gunning von Frau Anna Bronk, der Matrone des Knaben-Heims, No. 4452 Evans Ave., beschuldigt, zwei in der Anstalt untergebrachte Knaben zum Diebstahl verleitet zu haben. Der Richter verschob die Verhandlung des Falles bis zum nächsten Mittwoch.

* Die Winkler'sche Knabenkapelle, welche jüngst während ihrer Konzerttour durch die westlichen Staaten so glänzende Erfolge erzielte, wird am Sonntag Nachmittag, den 29. Oktober, in der Südseite-Turnhalle, Nr. 3143 State Straße, konzertiren.

* Die Saison der Sonntagnachmittags-Konzerte in der Nordseite-Turnhalle wird am nächsten Sonntag, den 29. Oktober, eröffnet. Kapellmeister Karl Bunge ist mit seinem leistungsfähigen Orchester zur Zeit eifrig mit der Einstudirung neuer Kompositionen beschäftigt.

Feste und Vergnügungen.

Ein Konzert- und Theaterabend im Damenchor „Edelweiß". — Der „Sozialistische Sängerbund" feiert heute sein achtes Stiftungsfest. — „Madame Pompadour und ihre Katzen" auf Besuch bei der „Sozialen Liedertafel". — Originelles Weinlesefest des deutsch-österreichischen U.-V. „Stock im Eisen". — Der Bazaar des T.-V. „Columbia". — Bevorstehende Vereinsvergnügungen im „Westseite Turnverein" und in der „Harmonie."

Damenchor „Edelweiß".

Unter der Leitung ihres tüchtigen Dirigenten Karl Wolfskeel veranstaltet der Damenchor „Edelweiß" heute, beginnend um 4 Uhr Nachmittags, in R. Mittags Halle, Ecke Belmont und Albany Ave., ein großes Konzert, verbunden mit Theatervorstellung, und Ball. Zur Aufführung gelangt die Operette „Der Bey von Marokko" unter Mitwirkung der Damen Ark, Proktor, Trieb, Hodel, Rathmann, der Herren Loser und Rathmann und des Damenchors „Edelweiß". Wie aus nachstehendem Programm ersichtlich ist, werden mehrere leistungstüchtige Gesangvereine an der Ausführung desselben betheiligt sein:

Festmarsch, Ouverture, Wolfskeels Parlor . Orchester
Was wohl d' Liab is? . . . . . . Koschat
(Damenchor Edelweiß.)
Grüße an die Heimath . . . . Cromer
(Freier Männerchor.)
Waidmannslust, Zither-Duett,
(Frau Kühn und Herr Groß.)
Im Thale . . . . Engel
(Gesangverein Edelweiß, gemischter Chor.)
Kornett-Solo . . . . . Herr J. B. Hoffmann
O, süßer Schlaf, aus „Aschenbrödel" . . . Fr. Abt
(Damenchor Edelweiß.)
Wiegenlied . . . . Trauttenfels
(Damenchor Edelweiß.)
Gute Nacht . . . . Scherer
(Groß Park Liederkranz.)
Sonderbar, Kouplet . . . . Marstädt
(Herr Emil Loser.)
Heimwärts . . . . Heim
(Gesangverein Frohsinn.)
Lustspiel - Ouverture . . . . . . Keler-Bela
(Piano-Duett, Frl. Mary u. Lizzie Rathmann.)
O, Diandl, tief drunt im Thal, Sextett, arrangirt von Wolfskeel
(Gesangverein Edelweiß.)
Nachtigall und Rose . . . . Leonard
(Gemischter Chor U. O. D. E.)
Potpourri „Deutsche Lieder" . . . . . . Andauer
(Orchester.)

Die Theater-Vorstellung bildet den Beschluß des Unterhaltungs-Programms. Den Abschluß bildet eine Ballfestlichkeit.

Sozialistischer Sängerbund.

Dieser rührige Gesangverein begeht heute in Brands Halle sein achtes Stiftungsfest. Die mit den Vorbereitungen betrauten Komitemitglieder haben sich große Mühe gegeben, um dem Feste einen vollen Erfolg zu sichern. Das Konzert dürfte einen prächtigen Verlauf nehmen. Es wirkt der Massenchor der „Städte-Vereinigung Chicago des Arbeiter Sängerbundes der Nordwestlichen Staaten" mit, eine Ankündigung, die allein schon genügen sollte, eine besondere Zugkraft auszuüben. Derselbe wird mit Orchester-Begleitung das herrliche Chorlied „Am Altar der Wahrheit", von Hermann Mohr, zu Gehör bringen. Außerdem wird, zum ersten Male in Chicago, zur Aufführung kommen: „Das Sängerfest in Singsanghausen", große musikalisch-deklamatorische Zukunfts-Oper in einem Akt, für klassisch geschulte Liedertafeln mit Begleitung einer „gutsituirten" Hof-Kapelle und anderer „dienstthuenden Instrumente." Einzel-Nummern anderer befreundeter Vereine werden ebenfalls zu ihrer vollen Geltung kommen, ebenso wirken die Aktiven des Garfield-Turnvereins mit. An Unterhaltung fehlt es also nicht. Die Hauptsache ist ein zahlreicher Besuch. Für die Unterhaltung der Gäste sorgen die Festveranstalter.

Soziale Liedertafel.

Heute Abend feiert dieser strebsame Gesangverein, der jeden Donnerstag in der Sozialen Turnhalle unter der Leitung seines wackeren Gründers und tüchtigen Dirigenten Julius Schmohl fleißig übt, in der Lincoln-Turnhalle sein zwölftes Stiftungsfest, für welches von dem damit betrauten Komite die umfassendsten Vorbereitungen getroffen worden sind. Der festgebende Verein steht mit den Chorliedern „Hinaus" von Burmann, „Am Altar der Wahrheit", von Mohr, „Ständchen" von Abt, „Es steht eine Lind'" von Forschner und dem humoristischen Lieder-Potpourri „Wein, Weib und Gesang" auf dem Konzert-Programm. Den Beschluß desselben bildet die Aufführung des Singspiels „Madame Pompadour und ihre Katzen" durch die Herren P. Witzke, A. Iven, H. Michel und H. Witzke. Außer den Genannten sind auch die Herren Math. Petersen, G. Böhn, A. Lehnert und C. A. Petersen mit Solonummern, wie auch Duetts, auf dem Programm vertreten. Ein fröhliches Ballfest bildet den zweiten Theil des genußversprechenden Unterhaltungsprogrammes. Der Anfang des Konzertes ist auf punkt 8 Uhr festgesetzt worden.

Stiftungs- und Weinlese-Fest.

Der Deutsch-Oesterreichische Unterstützungsverein „Stock im Eisen" hat sich während seines dreijährigen Bestehens nicht nur viele Freunde, sondern auch den Ruhm erworben, in der Veranstaltung von Vergnügungen stets Originelles zu bieten. So verknüpft er mit seinem, am 28. Oktober in Folz' Halle, Ecke North Ave. und Larrabee Straße, stattfindenden Stiftungsfest eine Weinlese- und Winzer-Festlichkeit, bei der selbstverständlich auch die Winzerinnen nicht fehlen werden. Die Halle wird in einen Weingarten umgewandelt werden. Weintrauben werden von Weinranken herabhängen. Wer sich beim Trauben-Diebstahl erwischen läßt, wird dem Herrn „Burgomaster" zur Bestrafung vorgeführt werden. Andere derartige Belustigungen, bei denen sich alle Gäste auf's Beste vergnügen dürften, sind von dem damit beauftragten Komite, welches aus den Herren John Diedrich, Joh. Lala, Paul Musil, Georg Ruckotäter, Louis Janner, Fred Große und Adolf Kruschina besteht, sorglichst vorbereitet worden.

In der Columbia-Turnhalle.

Der Turnverein „Columbia" hält in den Tagen vom 27.—29. Oktober in seiner Turnhalle, No. 6142—6146 Halsted Str., einen großen Bazaar ab, für welchen von dem aus erfahrenen Mitgliedern bestehenden Arrangements-Komite höchst umfassende Vorbereitungen getroffen werden. Turnerische Aufführungen werden mit Belustigungen der verschiedensten Art abwechseln, und in den Schaubuden werden nicht nur verlockende Sachen zum Verkauf, sondern auch werthvolle Preise zur Verloosung ausliegen.

Westseite-Turnverein.

Der Westseite Turnverein, der sich während seines achtjährigen Bestehens durch seine trefflich arrangirten Festlichkeiten sowohl in Turnerkreisen, wie überhaupt beim deutschen Publikum sehr beliebt zu machen verstanden hat, begeht am Sonntag, den 29. d. Mts., in seiner prächtigen Halle, Nr. 770 W. Chicago Ave., sein achtes Stiftungsfest, verbunden mit Schauturnen und Ball. Das Komite, bestehend aus den Turnern Hildebrand, Grund, Hanselmann und Moritz, hat die Vorbereitungen mit großer Sorgfalt getroffen. Den vielen Freunden des beliebten Turnvereins stehen angenehme Stunden in Aussicht. Der Anfang ist auf 3 Uhr Nachmittags festgesetzt, der Eintrittspreis auf 25 Cents die Person.

Zehntes Stiftungsfest der „Harmonie".

Am Sonntag Abend, den 29. Okt., begeht der Gesangverein „Harmonie" sein zehntes Stiftungsfest in der Lincoln-Turnhalle mit einem großen Konzert und darauffolgendem Ball. Das Konzert-Programm lautet wie folgt:

1. Ouverture, „Zampa" . . . . . . Herold
(Knoll's Orchester.)
2. „Der Reiter und sein Lieb" . . . E. Schulze
Preischor des Kasseler Sänger-Wettstreites.
(„Harmonie".)
3. „Konzert Nr. 9", Violin-Solo . . . Beriot
(Herr Bruno Kuehn.)
4. a. „Wie die wilde Ros' im Wald" . F. Mair
b. „Im Grase thaut's" . . . . M. Spicker
(Herr Gustav Meier und „Harmonie".)
5. a. „Die stille Rose" . . . . . V. Herbert
b. „Schäferlied" . . . . . . V. Harris
(Fräulein Alvine Ernst.)
6. Selektion, „Faust" . . . . . . Gounod
(Knoll's Orchester.)
7. Arie, Posaunen-Solo
(Herr Arthur Günther.)
8. a. „Die verfallene Mühle" . . J. Rheinberger
b. „Abendfeier" . . . . . . C. Attenhofer
(„Harmonie".)
9. „Wie nahte mir der Schlummer", Szene und Arie aus der Oper „Der Freischütz", von C. M. v. Weber
(Fräulein Alvine Ernst.)
10. „Das Heldengrab" . . . . . . L. Liebe
(„Harmonie".)

Die Aktiven der „Harmonie" haben unter der Leitung ihres tüchtigen Dirigenten H. von Oppen die Chorlieder fleißig studirt, und werden sicherlich mit dem Vortrag derselben Ehre einlegen.

Turnverein „Einigkeit".

Zur Feier seines zehnjährigen Stiftungsfestes hat der Turnverein „Einigkeit" ein großes Unterhaltungs-Programm vorbereitet, welches am nächsten Sonntag in Hoerbers Halle, No. 714 Blue Island Ave., zur Durchführung kommen soll. Die Vorbereitungen sind so getroffen worden, daß jeder Besucher sich auf's Beste amüsiren kann. Der Anfang des Festes ist auf 7 Uhr Abends festgesetzt. Eintritt: 25 Cents die Person.

Schiller-Liedertafel.

Dieser strebsame Gesangverein veranstaltet am nächsten Sonntage in Schönhofens Halle, an Milwaukee und Ashland Ave., ein großes Konzert mit darauffolgendem Ball. Die Festlichkeiten der „Schiller-Liedertafel" stehen dem Publikum der Nordwestseite von früher her noch in bester Erinnerung. Ein guter Besuch des angekündigten Konzertes steht somit in sicherer Aussicht.

Lieder-Konzert von Max Heinrich.

Dieser namhafte Baritonsänger, welcher sich in Chicago dauernd niedergelassen hat, gibt, unter den Auspizien des „Chicago Conservatory of Music and Dramatic Art", am nächsten Donnerstag Abend in der „University Hall" des Studebaker-Gebäudes, Nr. 203 Michigan Boulevard, ein großes Lieder-Konzert, für welches er die Schubert'schen Lieder „Der Doppelgänger", „Die Taubenpost", „Der Atlas", „Aufenthalt", „Ständchen", „Das Wirthshaus", „Gute Nacht", Robert Schumanns „Die beiden Grenadiere", „Blondels Lied", „Schneeglöckchen", „Marienwürmchen", ferner Richard Strauß' „Serenade", „Schlagende Herzen", „Hoffen und Wiederverzagen" und andere auf's Programm gesetzt hat. Frl. Julia Heinrich, ihres Vaters prächtige Schülerin, wird zwei Lieder von Grieg im deutschen Text und vier Liedkompositionen von MacDowell im englischen Originaltext, wie auch gemeinschaftlich mit ihrem Vater zwei Duette von Goring Thomas zum Vortrag bringen.

Goethe-Feier.

Der Germania-Männerchor wird am nächsten Samstag Abend im großen Saale des Klubhauses, an Nord Clark Straße und Germania Place, unter der Leitung seines Dirigenten Henry Schönefeld eine musikalische Goethe-Feier nach folgendem Programm veranstalten:

Ouverture „Egmont" . . . . Beethoven
Lieder für Bariton . . . . Schubert
(Max Heinrich.)
Männerchor A Capella:
a) „Ueber allen Wipfeln" . . . . . H. Schoenfeld
b) „Das Veilchen" . . . . H. Schoenfeld
(Zum ersten Male.
Germania Männerchor.
Ouverture, „Mignon" . . . . . A. Thomas
Orchester.
Szenen aus „Faust's Verdammniß":
Mephistopheles . . . . . . Max Heinrich, Bariton
Faust . . . . Adolph Erst, Tenor
Brander . . . . D. L. Canman, Baß
(Germania Männerchor und Orchster.)
Szene 6: Auerbachs Keller in Leipzig.
Szene 7: Wiesengegend am Ufer der Elbe.
Szene 12: Die Beschwörung.
Rakoczy-Marsch

Der Anfang des Konzertes ist auf punkt 8 Uhr festgesetzt worden.

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Admiral Dewey wird erst im nächsten Frühjahr Chicago besuchen.

Wie gestern bereits im Depeschentheil der „Abendpost" kurz gemeldet wurde, haben die Aerzte dem Admiral Dewey dringend angerathen, für's Erste keine öffentlichen Empfangsfeierlichkeiten mehr über sich ergehen zu lassen, sondern sich aus Gesundheitsrücksichten möglichst ruhig zu verhalten. In Folge dessen hat Dewey seine schon angekündigten Besuche in Philadelphia und Atlanta schleunigst wieder abbestellt, und auch Chicago wird erst im nächsten Frühjahr Gelegenheit erhalten, dem Sieger von Manila seine Huldigung darzubringen. Der Festausschuß wird sich nun inzwischen keineswegs auflösen, sondern in Permanenz bleiben, um eben doch einst eines Tages, wie die Spanier bei Cavite, von dem alten Seehelden überrumpelt zu werden. Im „Grand Pacific Hotel" findet am nächsten Dienstag eine Versammlung des Gesammt-Komites statt, in der alles Weitere berathen werden soll.

Eröffnung der „Fair" des Sozialen Turnvereins.

Vergnügt ging's zu in der prächtig geschmückten Halle des Sozialen Turnvereins, an Belmont Ave. und Paulina Str., und bunt wogten die Besucher durch die Gassen, zwischen Buden und Verkaufsständen; mit gutem Willen und Anwendung von lebhafter Phantasie konnte man sich schon mitten in das Leben und Treiben des Münchener Oktoberfestes hineinversetzt glauben, welches den Arrangeuren des Bazaars als Vorbild gedient hat. In der großen Halle führte H. A. Rehberg den Dirigentenstab über ein leistungstüchtiges Orchester; Musikdirektor im Turnsaal war A. Leder; an musikalischen Genüssen fehlte es somit gestern Abend nicht, und es wird auch während der ganzen Dauer der „Fair" daran kein Mangel sein. Die Auswahl der Orchesternummern erwies sich gestern als eine vorzügliche. Die Ouverture „Leichte Kavallerie" von Suppe, der Melodienstrauß aus Gounod's Oper „Faust" und das berühmte Intermezzo aus Mascagni's „Cavalleria Rusticana" wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Die Gesangsektion des Sozialen Turnvereins, der Schweizer Turnverein, der Westseite-Turnverein und der Soziale theilten sich gestern Abend in die übrigen Ehren, welche das Publikum den Ausführenden der einzelnen Nummern des Unterhaltungsprogrammes spendete. Auch die Aufführung der „Gmoarathssitzung" aus dem oberbayerischen Volksstück „Der Herrgottschnitzer von Oberammergau" wurde sehr beifällig aufgenommen. Die Jahrmarktszenen, welche sich in den beiden Hallen aus dem festlichen Treiben entwickelten, boten ein fesselndes, farbenreiches, bewegtes und beständig wechselndes Bild.

Das Unterhaltungs-Programm für heute Abend lautet:

Erster Theil.

1. a) Marsch „Chilcoot" . . . . . . Roncovieri
b) Ouverture, „Dichter und Bauer" . . Suppe
2. Hospringen . . Altersriege des Soz. Turnver.
3. Walzer, „Abandon" . . . . . . Waldteufel
4. Turnen . . . . Turnverein Fortschritt
5. „Mühle im Walde" . . . . Eilenberg
6. Pyramiden . . Altersriege des Soz. Turnver.
7. Ringkampf . . Rob. Lambert, Fr. u. Geo. Dietz
8. „Veteranen-Marsch" . . . . Stroß

Zweiter Theil.

9. Ouverture, „King Mydas" . . . . Eilenberg
10. Gesangs-Vortrag . . Schweizerklub Sängerbund
11. Turnen . . . . Turnverein Aurora
12. Walzer „Wedding of the Winds" . . . . Hall
13. Turnen . . . . Turnverein Almira
14. Gesangs-Vortrag . . Schweizerklub Sängerbund
15. „Serenade" . . . . Herbert
16. Fechtkampf . . Rob. Lambert, F. u. Geo. Dietz

Am nächsten Donnerstag werden die Turnschwestern der Vereine „Garfield", „Lincoln", „Gut Heil", „Voran", sowie die Damenvereine „Gut Heil" und „Columbia", einer Einladung des Sozialen Turnschwesternvereins Folge leistend, den Bazaar besuchen.

Agitations-Versammlung.

Am Sonntag, den 29. Oktober, 2 Uhr Nachmittags beginnend, wird der auf der Nordseite wohlbekannte Pfälzer-Verein in seiner Vereinshalle „Im Krug zum grünen Kranze", Ecke North Avenue und Burling Str., eine große Agitationsversammlung abhalten. Es sollen bei dieser Gelegenheit durch gute Redner alle die Vortheile bekannt gemacht werden, welche Mitgliedern durch Beitritt zu diesem Verein erwachsen. Obwohl derselbe erst zwei Jahre besteht, so hat er doch schon eine große Mitgliederzahl aufzuweisen.

Sein 56. Geburtstag.

Herr F. H. Cooper, von der Firma Siegel, Cooper & Co., feierte gestern in bestem Wohlbefinden sein 56. Wiegenfest. Anläßlich dieses frohen Ereignisses veranstaltete das „Geburtstagskind" Abends für die Einkäufer und Departementschefs ein frohes Festmahl im Auditorium Hotel, bei dem Herr C. S. Burkholder als Toastmeister fungirte. Ex-Richter Page, sowie die Herren Louis Lubrie, B. Thompson, J. Rothenstein, J. B. Rosenbach und Herr Cooper selbst hielten begeistert aufgenommene Ansprachen.

Ob sie ihre Millionen wohl hat?

Seit zwei Jahren etwa hatte eine steinalte Irländerin, Namens Mary McCully, allnächtlich in der Frauenabtheilung des Polizeigefängnisses der Chicago Ave. geschlafen. Die Alte war ein wenig geistesgestört und phantasirte beständig von einer Million, die sie einst erben würde. Seit einer Woche hat sie sich jetzt nicht mehr sehen lassen, und die Matrone der Station fragt sich, ob Mary die ersehnte Million etwa endlich erhalten hat.

* Unter der Anklage, aus dem Stalle des J. Fox, Nr. 1528 Diversey Ave., zwei werthvolle Fuchshunde geraubt zu haben, ist der Schankwirth John Chambers, Ecke Franklin und Erie Str., gestern von Häschern ergriffen und eingekäfigt worden.

Deutsches Theater.

Heute Abend: „Goldfische", Lustspiel von Schönthan und Kadelburg.

Das vieraktige Lustspiel „Goldfische" wird heute Abend in Powers' Theater in nachstehender Rollenbesetzung zur Aufführung kommen.

Joachim von Felsen, Oberst a. D. . Hermann Werbke
Erich, sein Sohn, Ober-Leutnant . . Max Rubek
Martin Winter . . . . Ferdinand Welb
Emmy, seine Tochter . . . . . . Frieda Runge
Josephine von Pöchlaar . . . . Elisabeth Bischof
Wolf von Pöchlaar-Penzberg . . . Ludwig Kreiß
Mathilde von Kotzwitz . . . . . Hedwig Beringer
Hans Roland . . . . Heinz Gordon
Stertendorf . . . . Gustav Hartzheim
von Kallern, Leutnant . . . . . Julius Schmidt
Malwine, Kammermädchen bei Frau von Pöchlaar, Anna Roithmeier
Otto, Diener bei Frau von Pöchlaar . Fritz Lindner
Diener bei Oberst von Felsen . . . Helmar Lerski
Guttmann, Verwalter . . . . . Siegmund Selig
Johann, Diener bei Winter . . . . Karl Koenig
Ein Klavierspieler. Ballgäste.
Ort der Handlung: Berlin. Zeit: Gegenwart.
Regie . . . . Ferdinand Welb

Die Theaterkasse wird heute von 10 Uhr Vorm. bis 1 Uhr und Abends von 6 Uhr an geöffnet sein.

Geistig-Gemüthliche in Turnvereinen.

Am nächsten Mittwoch Abend findet im großen Saale der Nordseite-Turnhalle die in dieser Saison erste geistig-gemüthliche Versammlung der Chicago Turngemeinde nach einem sehr interessanten Programm bei freiem Eintritt statt. Rabbi Dr. E. G. Hirsch wird einen Vortrag über „Volksgebräuche und Aberglauben" halten, der Turner-Männerchor wird die Chorlieder „Morgen im Walde" von Hegar und „Lied eines fahrenden Gesellen" von Herbert singen, Turner Ad. Hieronymus wird sich mit dem Liede „A Dream of Paradise" von Hamilton Gray den Hörern als Tenorist vorstellen, Turner Chas. Schneider wird sich als Deklamationskünstler erweisen und der Pianist Emmet J. Roney wird die „Rigoletto-Fantasie," wie auch den „Liebestraum" von Liszt spielen. Auch die Sängerin Frl. Meta Ulrich hat eine Nummer auf dem Programm übernommen, sie wird eine Arie aus Saint-Saens „Samson und Delila" singen. Da auch Nichtmitglieder zu diesem Unterhaltungsabend freien Zutritt haben, dürfte die Halle bis zu ihrer vollen Fassungskraft besetzt werden.

Der Turnverein „Garfield" hat für seine am Mittwoch stattfindende geistig-gemüthliche Abendunterhaltung Herrn Adolph Sturm als Redner gewonnen. Derselbe wird, mit Zugrundelegung der persönlichen Erfahrungen, die er als Vorsteher der Bridewell gesammelt, über das Thema sprechen: „Soll der Staat die Verbrecher nur züchtigen oder sie zu bessern versuchen?" — Auch für ein reichhaltiges Unterhaltungs-Programm ist von dem Komite Sorge getragen worden.

Gemeinschaftliches Reformations-Fest.

Wohl feiert eine jede der hiesigen evangelischen Gemeinden am 29. Oktober das Reformationsfest in ihrer eigenen Kirche; doch ist es das Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches die evangelischen Gemeinden von Chicago treibt, auch noch ein gemeinschaftliches Reformationsfest, und zwar am 5. November, zu feiern. Sowohl der Evangelische Verein als auch die Chicagoer Pastoral-Konferenz haben entsprechende Beschlüsse gefaßt. Die Zentral-Musikhalle ist gemiethet worden; die Chöre haben fleißig geübt; als Festredner werden die Pastoren G. Lambrecht und G. Dietz fungiren; Festorganist ist Prof. C. A. Weiß; Festdirigent Herr C. S. Döhring; von dem aus den Pastoren C. Krafft, E. Rahn und P. Foerster bestehenden Komite sind alle nur denkbaren Vorbereitungen zu einer eindrucksvollen, würdigen Feier des Reformationsfestes getroffen; mögen nun auch die evangelischen Gemeinden das Ihrige thun und sich recht zahlreich an der hehren Feier betheiligen. Anfang 3 Uhr Nachmittags.

Selbstmordversuch.

In der Wirthschaft No. 116 W. Madison Str. nahm gestern J. H. Brown, ein bei der Milwaukee & St. Paul-Bahn angestellter Bremser, in selbstmörderischer Absicht eine Quantität Karbolsäure zu sich. Brown begab sich dann auf die Straße, warf seinen Hut zu Boden und begann auf diesem herumzutrampeln. Zwei Detektives vermochten den riesenstarken Mann, welcher sich verzweifelt wehrte, nur mit Aufbietung aller Kräfte zu überwältigen. Im County-Hospital, woselbst der Selbstmordkandidat Aufnahme fand, gab derselbe an, daß er in Garrett, Ind., zu Hause sei und sich das Leben habe nehmen wollen, weil er seinen ganzen Monatslohn hier in zwei Tagen verpraßt habe. Die Aerzte hegen wenig Hoffnung, den Patienten am Leben erhalten zu können.

Symphonie-Konzerte.

Für die am nächsten Freitag Nachmittag und Samstag Abend im „Auditorium" stattfindenden Symphonie-Konzerte hat Theodor Thomas nachstehendes Programm entworfen:

Ouverture „Euryanthe" . . . . . . K. M. von Weber
Symphonie Nr. 5, in D-Moll . . . . Beethoven
Maurische Rhapsodie (neu) . . . . . Humperdink
Vorspiel und Einleitung zum 3. Akt der Oper „Die Meistersinger" . . . Rich. Wagner

Nach den am 3. und 4. November stattfindenden Konzerten wird eine durch das Gastspiel der Oper bedingte vierwöchige Unterbrechung der Saison eintreten.

Von der Goethe-Feier.

Die Delegaten zum Zentral-Ausschuß für die am 3. September im Sunnyside Park veranstaltete Goethe-Feier sind ersucht, sich morgen, Montag, Abends um 8 Uhr im Jung'schen Hallenlokale einzufinden. Auf der Tagesordnung steht: Entgegennahme des mit der Prüfung der Rechnungen betrauten Sonder-Ausschusses, bestehend aus den Herren Henry Hachmeister, Julius Vahlteich, Louis Holzschuh, August Lueders und Jakob Manz.

Die englische Bühne.

Powers'. Die Londoner Charakterdarstellerin Olga Nethersole hat in der vergangenen Woche das Chicagoer Theaterpublikum mit der Aufführung des neuen Sittenbildes „The Profligate" nicht sonderlich entzückt und deshalb auch gestern und vorgestern vor nur mäßig besetztem Hause gespielt. Die Gesellschaft ist noch nicht eingespielt, einzelne Mitglieder machten unabsichtlich und wiederholt bedenkliche Spielpausen, und selbst der „Star" konnte als „Leslie Burdenell" die Theatergäste nicht erwärmen. Die einzige große Szene, die das Publikum zu lebhaften Beifallsäußerungen enthusiasmirte, war die am Schluß des dritten Aktes. Im Uebrigen wurde die aus der Feder des fruchtbaren Londoner Theaterdichters A. W. Pinero stammende Novität vom Chicagoer Publikum abgelehnt. Frl. Nethersole wird deshalb vom Montag an in der von ihr hier bereits mit ausgesprochenem Erfolg gegebenen Titelrolle des Pinero'schen Stückes: „The Second Mrs. Tanqueray" auftreten.

Grand Opera House. Rich. Mansfields Gastspiel bildet das Hauptereigniß der soweit vorgeschrittenen Saison. Seine Gestaltung des Titelhelden von Edmond Rostands „Cyrano de Bergerac" wird von hiesigen Beurtheilern als einfach unübertrefflich gekennzeichnet. Doch soll damit wohl nur gesagt sein, daß es in diesem Lande keinen Darsteller dieses wagemuthigen Helden aus der „Ritter Toggenburg"-Zeit gibt, der Mansfield ebenbürtig ist. Sir Henry Irving, welcher in der zweiten Hälfte des nächsten Monats drei Wochen im hiesigen Columbia Theater gastiren wird, noch mehr aber der französische Charakterkomiker Coquelin dürften in der amüsanten und dabei lebenswahren Gestaltung der Rolle doch noch Hervorragenderes bieten. Mansfield wird übrigens von morgen Abend an in der Novität „The First Violin" einen deutschen Musiker spielen, der mancherlei interessante Lebensschicksale zu bestehen hat. Die Handlung des Stückes spielt in Köln am Rhein, und zwar der erste Akt im Wohnhaus einer Frau Schmidt, der zweite im Bahnhofs-Restaurant, der dritte am Weihnachtsabend in der „guten Stube" der Frau Schmidt, der vierte im Musiker-Versammlungszimmer der Tonhalle und der fünfte in der gothischen Kapelle des Kölner Schlosses. Das Bühnenwerk ist eine Dramatisirung des gleichnamigen Romans der englischen Schriftstellerin Jessie Fothergill, welche lange in Köln gelebt hat.

McVickers. Das Ausstattungsstück „The Great Ruby" übt eine immense Anziehungskraft aus. Nach den Angaben des Theaterdirektors Jakob Litt sind im Laufe der vergangenen Woche nicht weniger als 25,939 Sitzkarten verkauft worden. Am Montag Abend haben allein 3,179, am Samstag Abend sogar 3,218 Personen das Theater besucht; der schwächste Zudrang fand zur Mittwoch-Matinee statt, und auch da waren 2,748 Leute im Zuschauerraum. Das Stück wird noch eine Woche hindurch auf dem Spielplan von McVickers Theater verbleiben.

Dearborn. Das Lustspiel „A Bachelors Romance" wurde von der New Yorker Bühnenschriftstellerin Martha Morton, die vielfach nach berühmten deutschen Mustern schreibt, ursprünglich für den Schauspieler Sol. Smith Russel angefertigt, welcher es in der letzten Saison zur Aufführung brachte. R. Hastings wird hier den alten Junggesellen spielen, und der junge Kobold, der diesem viel zu schaffen macht, wird durch Frl. Mamie Ryan anmuthig und lebenswahr verkörpert werden.

Great Northern. Die Posse „What Happened to Jones", in welcher der Komiker George H. Broadhurst vor wenigen Jahren viel Ruhm erntete und noch viel mehr Dollars einheimste, wird von heute an im „Great Northern" gegeben werden. Als die leistungstüchtigsten Mitglieder der Gesellschaft, die das Stück zur Aufführung bringt, werden George W. Larsen, Walter Lennox, Sr., Barney McDonough, Gilbert Gardner, Harry Levian, J. W. Cope, Robert Brower, Anita Bridger, Juliet Sager, Dorothy Hammack, Emily Stowe, Josephine Shepherd und Ada Craven namhaft gemacht.

Lyric. Heute Nachmittag findet in diesem Theater das einmalige Gastspiel der japanischen Schauspieltruppe statt, an deren Spitze Hr. Kawakami und Frau Yacco stehen. Dieselbe kommt direkt von San Francisco, woselbst sie erst vor einigen Wochen gelandet ist, und befindet sich auf der Reise nach New York. Heute Abend und für die sämmtlichen Vorstellungen dieser Woche verbleiben „The Choir Invisible" und „For Her Sake" auf dem Repertoire. In letztgenanntem Stück hat Edwin Gordon Lawrence als „Prinz Waldemar" einen durchschlagenden künstlerischen Erfolg erzielt. Die Bühnenbearbeitung des vielgelesenen Romanes „The Choir Invisible" hat ebenfalls sehr angesprochen.

Alhambra. Lucifer, der Held des neuen Melodramas „A Man of Mystery", ist ein Detektive, aber ein Mann von der Art des Dr. Jekyll und Mr. Hyde", also eine Doppelnatur, die sich zeitweise als Teufel und dann wieder als Engel kundgibt. Der Dieb, dem dieser Detektive nachspürt, ist demselben charakterverwandt, also auch eine doppelseitige Gestalt. Der Spitzbube ist aber auch ein geschickter Hypnotiseur, und die Kunststücke, die er als solcher ausführt, geben dem Bühnenwerk ein originelles Gepräge.

Studebakers. — Nachdem die Castle Square Opera Co. in vergangener Woche auch mit einem Werke ernsten Inhalts, Verdis „Rigoletto", einen hübschen künstlerischen Erfolg erzielt hat, kehrt sie wieder in den Dienst der heiteren Muse zurück. Für diese Woche steht die gefällige Operette „Jolanthe" auf dem Spielplan, und zwar mit folgender Rollenbesetzung:

Der Lord-Kanzler . . . . . . Frank Moulan
Earl von Mount Ararat, Homer Lind, Harry Chase
Earl Tolloller . Reginald Roberts, Rhys Thomas
Gemeiner Willis . . . . Louis Casavant
Strephon . . . . Wm. G. Stewart
Schleppenträger . . . . Chas. Meyer
Feenköniginnen . Bessie Tannehill, Maud Lambert
Jolanthe . . . . Gertrude Quinlan, Belle D'Arcy
Leila, Coila, Flota (Feen), Belle D'Arcy, Maud Lambert, Bessie Campbell
Phyllis . . . Eloise Morgan, Mary Carrington

Für die nächste Woche wird Puccinis „La Boheme" zur Aufführung angekündigt.

Für die schweizerische Unabhängigkeits-Feier.

Der Vorstand der Vereinigten Schweizer Vereine hat einen Aufruf zur Betheiligung an dem Fest erlassen, welches aus Anlaß der vor 608 Jahren erfolgten Unabhängigkeits-Erklärung der Schweiz am 28. Oktober in der Nordseite-Turnhalle abgehalten werden soll. Wie umfangreich die Vorbereitungen sind, welche für dieses Fest getroffen werden, beweist die große Zahl der mit regem Eifer sich ihrer Aufgaben entledigenden Komites. Dieselben sind wie nachstehend zusammengestellt worden: Hallen-Komite, J. Hepp, L. Spiegelberg, S. Item, G. Fitzli. Programm-Komite, A. Dinkelmann, H. Heai, P. Kundert, J. Hepp, A. Müller. Wirthschafts-Komite, D. Recher, G. Fitzli, L. Brugger, S. Item, L. Spiegelberg. Empfangs-Komite, J. Müller, M. Rüsch, J. Barrelet, G. Fehr, O. Siebenmann. Preß-Komite, C. Scheuner, J. Hegi, J. Schönenberger, A. Dinkelmann.

Delegaten der Schweizer Vereine für das Fest sind: Vom Grütli-Verein, Seb. Item, Paul Kundert, Math. Rüsch; vom Schweizer-Männerchor, Jakob Hepp, Jakob Heai, Christ. Scheuner; von der Wohlthätigkeits-Gesellschaft, Gustav Fehr, Louis Spiegelberg, Joseph Schönenberger; vom Schweizer-Klub, Gottfried Fitzli, Alf. Dinkelmann, Louis Brugger; vom Turnverein, Otto Siebenmann, John Müller, James Barrelet, und vom Thalia Verein, John Bodenmann, David Recher, Albert Müller.

Der Vorstand der Vereinigten Schweizer Vereine besteht gegenwärtig aus folgenden Herren: John Bodenmann, Präsident; Gottfried Fritzli, Vize-Präsident; Christ. Scheuner, Sekretär; Seb. Item, Schatzmeister, und Alfred Dinkelmann, Archivar.

* Am Samstag, den 4. November, wird in der Halle des Turnvereins „Gut Heil" die nächste Tagsatzung des Chicago Turnbezirks eröffnet.

* Von einer mehrmonatlichen Erholungsreise zurückgekehrt hat Dr. Ernst Schmidt seine Praxis wieder aufgenommen. Er ist für Patienten an den Wochentagen, zwischen 2—4 Uhr Nachmittags, im Zimmer 1003 des Schiller-Gebäudes zu sprechen.

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag. Preis der einzelnen Nummer 2 Cents. Jährlich (außerhalb Chicagos) $1.00.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY.

„Abendpost"-Gebäude......203 Fifth Ave.
Zwischen Monroe und Adams Str.
CHICAGO.
Telephon Main 1498 und 4046.

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Entstehung und Verfall.

In den älteren deutschen Schulbüchern steht eine sehr lehrreiche Geschichte von einem Manne, der einen zerbrochenen Dachziegel nicht erneuern wollte, weil er dachte, daß es nicht der Mühe lohne, wegen eines einzigen Ziegels Mörtel zu mischen und auf's Dach zu klettern. Dann kamen Regengüsse, das Wasser sickerte durch die Bruchstelle in das Dachgebälke, fand seinen Weg in die Wände und griff schließlich auch die Grundlagen an. Ehe der bequeme Hausbesitzer zu der Einsicht kam, daß auch der kleinste Schaden gleich ausgebessert werden muß, war sein Haus beinahe zur Ruine geworden.

An diese ebenso schöne wie wahre Erzählung wird man immer erinnert, wenn man die Welt- und Wunderstadt Chicago besichtigt. Denn da stößt man überall auf großartige öffentliche „Verbesserungen", die seiner Zeit ein Heidengeld gekostet haben und gleich nach ihrer Fertigstellung dem Verfalle überlassen worden sind. Mit schweren Opfern haben die angrenzenden Grundeigenthümer unzählige Straßen gepflastert und Fußsteige gelegt. Noch ehe sie aber ihr letztes „Assessment" bezahlt haben, sind die Holzblöcke zum großen Theil verfault, die „Macadam"-Aufschüttungen in Brei verwandelt, und selbst die Grundsteine verschwunden oder versunken. Denn die Privatgesellschaften, welche fortwährend in den Straßen „buddeln" lassen, um Schienen, Gasröhren, Leitungsdrähte und sonst noch was zu legen, denken gar nicht daran, das Pflaster wieder in seinen vorigen Zustand zu versetzen, sondern begnügen sich damit, die entstandenen Löcher nothdürftig auszufüllen. Die Stadtverwaltung mit ihren zahllosen Straßenaufsehern, Inspektoren und Polizisten ist zu ihrem größten Leidwesen niemals im Stande, die Ausbesserung der verursachten Schäden zu erzwingen oder gar selbst vorzunehmen. Sie wartet ruhig ab, bis die Löcher sich über die ganze Straße erstrecken und sie gewissermaßen verschlungen haben. Alsdann schreibt der „Verbesserungsrath" eine Neupflasterung aus, gegen die sich die unglücklichen Grundbesitzer vergeblich mit dem Hinweise wehren, daß sie ja gerade erst mit den Zahlungen für die frühere Pflasterung fertig geworden sind, und daß bei den jetzigen Miethpreisen die Häuser ohnehin nichts einbringen. Es wird also weiter „verbessert", und diesmal fordern die Kontraktoren nicht nur einen unverschämt hohen Preis, sondern sie liefern auch die denkbar schlechteste Arbeit. Schon nach wenigen Jahren, mitunter sogar schon nach einigen Monaten, ist die Straße wieder in jämmerlichem Zustande, aber die Bürger können den Kontraktoren nichts anhaben, weil die städtischen Inspektoren ihnen bescheinigt haben, daß ihre Arbeit gut war.

Natürlich beklagt jede Stadtverwaltung diese Zustände, aber geht es der Stadt selbst denn besser? Schreibt sie einen Kontrakt für Wassertunnels aus, so muß sie die Arbeit Demjenigen zuschlagen, der das niedrigste Angebot gemacht hat. Dieser rechnet aber auf „Extras", stößt auch wirklich auf unvorhergesehene Schwierigkeiten, wie Triebsand, natürlichen Zement oder naturwissenschaftlich unbekanntes Gestein, berechnet drei und viermal so viel, wie kontraktlich ausbedungen war, wird mit seiner unverschämten Forderung abgewiesen, klagt und erhält vom Gericht noch mehr zugesprochen, als er verlangt hat. Oder er nimmt schlechtes Material, wird zur Ordnung gerufen, stellt sich auf die Hinterbeine, klagt ebenfalls und behält auch Recht. Die Stadt als Ganzes, wie die einzelnen Steuerzahler, baut und zahlt und zahlt und baut, ohne etwas Anderes aufweisen zu können, als Ruinen. Sie hat immer den besten Willen — jeder Mayor ist ein Reformer erster Güte — aber entweder hat sie nicht die Macht, die Kontraktoren an ihre Verpflichtungen zu binden, oder es fehlt ihr an Geld, die städtischen Anlagen in gutem Zustande zu erhalten.

Da sind z. B. die Dreh-, Schwung-, Taschenmesser- und Aufziehbrücken, die angeblich die Nord- und Westseite mit der Südseite verbinden, in Wahrheit aber diese beiden Stadttheile vom Geschäftsmittelpunkte abschneiden. Weil die Stadt nie Geld hat, um die Brücken auszubessern, müssen sie in beängstigend kurzen Zwischenräumen „kondemnirt," für den Verkehr gesperrt und vollständig abgebrochen werden. Das kostet nicht nur jedesmal Hunderttausende von Dollars, sondern es zwingt auch unzählige Bürger täglich zu großen Umwegen und richtet die Geschäftsleute an den abgesperrten Straßen zugrunde. Es ist sogar möglich, daß jetzt alle Brücken auf einmal zusammenbrechen, denn um den wohlriechenden Chicagobach zu einem großartigen Hafen umzugestalten und selbst Schiffen von 20 Fuß Tiefgang und 6000 Tonnen Wasserverdrängung zugänglich zu machen, hat die Regierung gebaggert, bis alle Brückenpfeiler in's Wanken gerathen sind. Der Schiffsverkehr zieht sich zwar trotzdem nach Süd-Chicago, wo es einen wirklichen Hafen gibt, aber die Steuerzahler Chicagos werden das Vergnügen haben, für die Aufrechterhaltung der ärgsten Verkehrsstörung und des niederträchtigsten Gemeinschadens Millionen von Dollars aufbringen zu müssen. Während die neuen Brücken gebaut werden, können ja die anderthalb Millionen Bewohner der West- und Nordseite nach der Südseite übersiedeln. Die Interessen der Dockbesitzer längs der beiden Flußarme müssen vor allen Dingen gewahrt werden.

Durch eine Anleihe von $22,000,000 will die jetzige Stadtverwaltung die Mittel aufbringen, um alle Schäden einmal gründlich auszubessern und Chicago wirklich zu einer Großstadt zu machen. Wer bürgt aber dafür, daß nicht wieder alles in Verfall gerathen wird, was mit den 22 Millionen geschaffen worden ist? Wer wird auf den einen locker gewordenen Dachziegel aufpassen und ihn entfernen, ehe der Regen wieder das ganze Haus zerstört hat? Nur ein Narr wartet auf Antwort.

Landwirthschaftliche Experimente.

Unsere Expansionsschwärmer sollten dem Bundes-Ackerbau-Departement ein ganz energisches Stop! zurufen, und von Herrn McKinley verlangen, daß er Herrn Wilson seines Amtes enthebe und einen Mann mit dem Ackerbauministerium betraue, der nicht durch seine Handlungen den Boden wegzugraben droht unter der Platform, die er selbst und Andere mühsam mit Worten aufzubauen bestrebt sind. Herr Wilson ist bekanntlich — wie der Herr, so der Knecht — ein eifriger Förderer der „Expansion", und zwar befürwortet er dieselbe, wie das seinem Amte angemessen ist, hauptsächlich aus wirthschaftlichen Gründen. Er schwärmt für die Angliederung der Philippinen, weil dann die Ver. Staaten alle tropischen Produkte sozusagen auf eigenem Felde ziehen könnten und keinem verächtlichem Ausländer mehr Profite zu zahlen brauchten. Wenn wir alle Bedürfnisse im eigenen Lande beschaffen können, dann sind wir völlig unabhängig vom Auslande. Und weil wir die Tropenprodukte in unserem Heimathlande nicht ziehen können, müssen wir Tropenländer — das heißt die Philippinen — in Besitz nehmen. So etwa sind Herrn Ackerbausekretär Wilson's Worte, und sie gefallen den Expansionisten, und der wackere Knappe steht in hoher Gunst bei seinem Herrn und Meister.

Diese Gunst ist aber nicht verdient, denn der Herr Ackerbauminister hat zwei „Gesichter"; während er als Dr. Jekyll schöne Worte redet, begeht er als Mr. Hyde ganz verruchte Thaten. Während er sagt, weil wir im Inlande keine tropischen Produkte ziehen können, müssen wir die Philippinen haben, ist er im Stillen an der Arbeit, die Kultur tropischer Produkte hierzulande heimisch und so, bewußt oder unbewußt, sein eigenes schönes Argument zugunsten der Eroberung der Philippinen zunichte zu machen.

Es ist bekannt, daß das Ackerbau-Departement in Arizona und New Mexico ziemlich ausgedehnte Versuche mit der Kultur von Dattelpalmen macht; man weiß, daß es nach Kräften bestrebt ist, den Reisbau im Süden zu heben; Anpflanzungsversuche wurden und werden mit Havana- und Sumatratabak gemacht und das Ackerbau-Departement fördert mit aller Macht die Zuckerrübenkultur, das Land nach und nach von ausländischem Zucker unabhängig zu machen.

Herrn Wilsons Departement strebt aber offenbar nicht nur danach, den Nachweis zu liefern, daß wir im eigenen (nordamerikanischen) Lande so ziemlich Alles ziehen können, was an Nutzpflanzen auf dem Erendrund wächst; es ist anscheinend auch bestrebt, zu zeigen, daß wir hier auch die Arbeitskräfte finden können, die zur Kultur der tropischen Fremdlinge gehören, ohne uns asiatische Völker anzugliedern und so, Dank der von der Verfassung innerhalb der Ver. Staaten garantirten Freizügigkeit, das Zuströmen von „Kuli"-Arbeitkräften möglich zu machen. Das zeigt der vorliegende Bericht des Ackerbau-Departements über den Theepflanzungs-Versuch in Süd-Carolina.

Die Versuche auf der Pinehurst-Farm bei Summerville, S. C., Thee zu pflanzen, datiren um zehn Jahre zurück, wurden aber erst in den letzten Jahren von Bedeutung. Für das Jahr 1899 nun erzielte man eine Ernte von 3000 Pfund, und in dem Bericht heißt es, daß die Theekultur in den wärmeren Theilen der Ver. Staaten auf zweierlei Art profitabel betrieben werden kann. Entweder auf großen Plantagen, wo man, wie auf der Pinehurst-Farm bei Summerville, mit großem Kapital arbeitet und so Thee erhalten kann, der im Markte den Wettbewerb mit anerkannt guten importirten Theesorten auszuhalten vermag, oder im Haus- oder Farmgarten, wo man Thee ziehen kann für den Hausgebrauch. Der Theestrauch verlangt Wärme und Wasser, und man sollte deshalb keinen Versuch wagen in Gegenden, wo das Quecksilber unter Null herabgeht, und muß in den meisten Gegenden der natürlichen Bewässerung durch Regenfall noch etwas nachhelfen durch künstliche Berieselung. Auf der Pinehurst-Farm bei Summerville sind jetzt 50 Acres mit Theesträuchern bepflanzt, und diese sollten, wenn sie sämmtlich ihr Reifealter erreicht haben, rund 10,000 Pfund Thee ergeben.

Die Theeblätter werden bei Summerville von farbigen Kindern gepflückt, und „diese Arbeit befriedigt, wenn sie auch noch unverhältnißmäßig theuer kommt im Vergleiche zur asiatischen Arbeit". Die Kinder mußten auch erst zur Arbeit herangebildet werden, und gerade dies hat den Unternehmern recht viel Mühe gekostet. Sich zuverlässige Arbeitskräfte zu schaffen, wurde auf der Farm ein Schulhaus errichtet und ein tüchtiger Lehrer angestellt, der die Kinder sowohl im Lesen und Schreiben als auch im Pflücken der Theeblätter zu unterrichten hatte. Die Häupter der farbigen Familien der Nachbarschaft wurden dann ersucht, ihre Kinder in diese Schule zu schicken, wo sie in den „Wissenschaften" und in der praktischen Kunst des Geldverdienens unterrichtet werden sollten. Dieser Aufforderung wurde entsprochen, und jetzt hat diese Schule, wie es in dem Bericht des Ackerbau-Departements heißt, eine gute Anzahl Zöglinge, aus denen „die Pflücker ausgewählt werden können".

Man sieht, es wird nicht nöthig sein, asiatische Theeländer zu erwerben, um „im eigenen Hause" Thee zu bauen, und es ist auch nicht nöthig, die Philippiner zu unterjochen, um Arbeitskräfte für die Theeindustrie und andere Industrieen zu beschaffen; mit ein wenig Mühe geht's auch so. —

Eine Geschichte aus alten Zeiten.

Wie ein Märchen aus alten Zeiten muthet's uns an, wenn wir hören, daß der berühmte Hillmon-Fall demnächst im Bundesgerichte zu Topeka, Kansas, auf's Neue verhandelt werden wird. Der Fall ist schon fünf Mal verhandelt worden und die Prozeßakten erzählen eine Geschichte, die an wildwestlichem Romantismus mit den interessantesten „Räubergeschichten" von der Art der Jesse James Biographie erfolgreich in den Wettbewerb treten kann. Der „alte Westen" und vergangene Geschlechter tauchen vor unserem geistigen Auge auf, wenn wir in dieser Geschichte blättern. Gewaltige Büffelherden durchstreifen noch die Prärien, die alten Viehstraßen nach Kansas und Texas sind belebt von tausendköpfigen Rinderherden. Mexikaner und Spanier, Jäger und Fallensteller und Post- und „Range"-Reiter tummeln sich vor unseren Augen.

Es war einmal ein Farmer Namens Briley, der in einer Blockhütte wohnte, fünfzehn Meilen von einem Weiler genannt Medicine Lodge, mitten in den weltfremden Prärien des südwestlichen Kansas. Eines Abends hörte er ein lautes Klopfen an seiner Thür, und als er öffnete, fand er draußen einen Reisenden, der ihm erzählte, sein Gefährte habe sich aus Zufall erschossen, und er bitte den Farmer nun, ihn zur Unglücksstätte zu begleiten. Eine Meile von dem Hause in einer versteckten Schlucht, stießen die beiden Männer auf ein verlöschendes Lagerfeuer, neben welchem der Verunglückte lag. Der Körper lag auf dem Rücken, der Kopf ruhte auf einem Holzknüppel, der Mann war todt. Eine 44-kalibrige Revolverkugel hatte seinen Schädel durchschlagen und das herausgesickerte Blut war noch nicht getrocknet.

Wer war der Todte?

Die Frage ist heute noch nicht beantwortet. Die richtige Antwort darauf zu finden hat man sich die langen Jahre vergebens bemüht. War der Todte Hillmon, dessen Leben hochversichert war, oder war er das Opfer Hillmons, ein Unbekannter, den man als Strohmann vorgeschoben und e r m o r d e t hatte, um die Versicherungsgelder für Hillmon zu erheben? Ist der gebrochene alte Mann, der jetzt geständig ist, Hillmon zu sein, in Wahrheit Hillmon, oder ist er ein sensationsfreudiger alter „Grenzler", der sich an dem Interesse ergötzt, das ihm als dem Hillmon entgegengebracht wird, der hofft noch eine kleine „Vergütung" aus der Sache herauszuschlagen oder sich wohl nur gar einen großen „Jux" machen will? Das zu entscheiden wird die schwere Aufgabe des Gerichtes sein.

Der einsame Reisende — er hieß Brown — brachte mit Hilfe des Farmers Briley den „Verunglückten" so schnell wie möglich unter die Erde und eilte dann nach Lawrence, Kansas, wo er berichtete, der Todte sei John W. Hillmon, ein Büffeljäger und Kuhhirt, der längere Zeit in seinen Diensten gestanden hatte. Der Fall kam vor eine „Coroners Jury" und da wurde festgestellt, daß John W. Hillmon ein echter „Grenzler" war, einer von der Sorte, die seither so gut wie ausgestorben ist. Er hatte Büffel gejagt über die ganze Länge und Breite der Prärien, er war als Kuhhirt von Mexiko nach Abilene gezogen und jahrelang in ruheloser Wanderung gewesen. Im Jahre 1878 stand er in Diensten eines Mannes Namens Baldwin, und kurz darauf heirathete er ein Frauenzimmer, das von Baldwin abhängig gewesen war. Die Zeiten waren „schlecht", Baldwin gerieth in Geldnoth und bekundete mit einem Male großes Interesse für das Lebensversicherungsgeschäft. Er erwirkte auf den Namen Hillmon, zahlbar an seine (Hillmons) Frau, große Lebensversicherungspolicen, und Hillmon, dessen ganzer Besitz in einem Bett, einem Ofen und einem „Dressing Case" bestand, verpflichtete sich zur Zahlung der Prämien, die sich auf $600 per Jahr beliefen. Die ersten Zahlungen wurden prompt gemacht, und dann machte Hillmon sich in Gesellschaft eines Nachbars, Namens Brown, auf den Weg, „eine Farm zu kaufen".

Von Wichita aus fuhren die beiden Männer, ohne Vieh oder Geld in ihrem Besitz zu haben, in einem alten Wagen hinaus auf die menschenleere Kansaser Prairie, und man hörte nichts von ihnen, bis Brown in Lawrence anlangte mit der Kunde vom Tode Hillmons. Der plötzliche Tod, so kurz nach der Aufnahme so hoher Versicherung und alle die anderen begleitenden Umstände, weckten den Argwohn, und auf Verlangen der Versicherungsgesellschaften wurde der Leichnam ausgegraben und nach Lawrence gebracht behufs Identifizirung. Unterwegs verschwanden mehrere der Bekleidungsstücke, die an der Leiche gewesen waren, und das verstärkte den Verdacht. Auf der einen Seite glaubte man, der Todte sei gar nicht Hillmon, auf der anderen war man der Ansicht, Brown habe Hillmon ermordet. Der letzteren Ansicht war die Coroners-Jury, die einen Verhaftsbefehl gegen Brown erließ, worauf dieser aus dem Staate floh; der ersteren huldigten die Versicherungsgesellschaften, die sich weigerten, der Wittwe (welche sich übrigens geweigert hatte, eine Beschreibung ihres „verstorbenen" Mannes zu geben) die Versicherungssumme auszuzahlen. Die Frau machte gegen jede der Gesellschaften Klagen anhängig und das Prozessiren begann. Der erste Prozeß fand in Leavenworth statt und endete nach einem Monat mit völliger Spaltung der Jury — sechs stimmten für die Klägerin, sechs für die beklagte Versicherungsgesellschaft. Während des Prozesses hatte sich herausgestellt, daß Hillmon und Brown bei ihrer Abfahrt von Wichita einen Dritten, einen jungen Zigarrenmacher Namens Walters, bei sich hatten, dem man einen fabelhaften Lohn versprochen hatte für Arbeit auf der zu kaufenden Ranch, der aber nachher niemals wieder von irgend Jemandem gesehen wurde. Man behauptet nun, daß dieser Walters der Todte war, den der Farmer Briley bei dem Feuer in der Schlucht gesehen hatte. Browns Aussagen widersprachen sich völlig. Man konnte daraus entnehmen, daß Hillmon sich selbst erschoß, später, daß er (Brown) den Hillmon erschoß, und schließlich, daß Hillmon einen Dritten erschoß. Die seitherige Frau Hillmon betrachtete sich jedenfalls als Wittwe und heirathete wieder.

Der zweite Prozeß endete in Nichteinigung der Jury, der dritte in einem Urtheil zugunsten der Klägerin. Da aber aus einem „Mining Camp" im Herzen der Sierra Madre-Berge die Kunde kam, Hillmon lebe dort, wurde ein neuer (vierter) Prozeß anberaumt. Man forschte nach dem „Hillmon" und fand schließlich in der Nähe von Paris, Idaho, einen Mann, der vorgab, Hillman zu sein, und versprach, nach Kansas zurückzukehren und die alte Geschichte endlich zum Abschluß zu bringen. Der Mann war altersgrau und hinfällig und gab vor, von schlimmen Gewissensbissen gepeinigt zu sein. Er erzählte, er habe Walters, den vermißten Zigarrenmacher, todtgeschossen, um die Versicherungsgelder, die auf seinen (Hillmons) Namen standen, zu bekommen, sei dann westwärts geflohen und lange Jahre in New Mexico, Arizona und Texas umhergewandert. Das schien überzeugend genug, das Geständniß hatte nur den einen Fehler, es war einem unternehmenden Zeitungsmann von Chicago, der den „Hillmon" entdeckt hatte, gegenüber gemacht worden, aber man konnte den Alten nicht dazu bewegen, es vor Gericht zu wiederholen. Sein Entschluß, nach Kansas zurückzukehren, wurde schwankend, sobald er an die Ausführung gehen sollte, er verschwand von der Bildfläche und man hat nachher nur mehr gerüchtweise von ihm gehört.

Unterdessen hatte das Gericht die Klagen alle in einen Topf geworfen und der Klägerin ein Urtheil in Höhe der Ansprüche gegeben. Die Gesellschaften legten Berufung ein und es wurde ein neuer Prozeß angeordnet. Jetzt nahm aber der Versicherungskommissär McCall von Kansas an dem Spiele theil, indem er die Gesellschaften aufforderte, die Ansprüche ohne Weiteres Zieren zu bezahlen, und die New York Life Insurance Company auch wirklich zwang, $24,000 zu zahlen, um nur ihr Geschäft im Staate fortsetzen zu können. Auch dieser Sturm blies vorüber, und nun sind die anderen Gesellschaften wieder im Felde, oder richtiger vor dem Gerichte, um ihre Behauptung, der Hillmon-Fall sei ein Schwindelfall, aufrecht zu erhalten. Natürlich sind die Gerichtskosten mittlerweile auf eine viel höhere Summe gestiegen, als die Versicherungssumme, um die es sich ursprünglich drehte. Verdient haben dabei, wie gewöhnlich, nur die Advokaten.

Lokalbericht.

Für die „Sonntagpost."

Die Woche im Grundeigenthums-Markte.

Makler sind gegenwärtig geschäftiger, als sie dies seit langer Zeit gewesen sind. Freilich findet man diese Thätigkeit vorläufig noch nicht in den Listen der registrirten Verkäufe, allein es kann mit ziemlicher Sicherheit behauptet werden, daß wirkliche Geschäftsabschlüsse bald folgen werden. Die Mehrzahl der bekannten Unterhandlungen sind spekulativer Natur, doch ist auch die Haltung der Kapitalisten, die es auf sichere Geldanlagen absehen, eine dem Markte günstigere geworden, als bis soweit im gegenwärtigen Jahre der Fall war. Die Aussichten für einzelne Baustellen sind ebenfalls ermuthigend, wie durch die Resultate verschiedener Parzellen-Auktionen demonstrirt wird. Die Verkäufe letzterer Art sind namentlich im südwestlichen Theil der Stadt und in den angrenzenden Theilen von Lyons und Cicero erfolgreich.

Im Geschäftstheile der Stadt sind mehrere bedeutende Transaktionen in La Salle Str.-Eigenthum in der Schwebe. Der Verkauf des Eigenthums 119—121 an der genannten Straße wurde bereits in der letzten „Sonntagpost" erwähnt. Samuel M. Parish, welcher als Verkäufer genannt wurde, behauptet, daß die Annahme, daß der Kauf für die Eigenthümer des Brevoort Hauses, zwecks Vergrößerung des Letzteren, gemacht wurde, eine irrige ist, und daß eine bedeutende Versicherungs-Gesellschaft der wirkliche Käufer ist. Nichtsdestoweniger ist es in eingeweihten Kreisen wohl bekannt, daß die Brevoort-Haus-Leute in dem betreffenden Block Eigenthum dringend wünschen, und daß sie wegen des Eigenthums No. 127, welches 24 Fuß Front hat, in Unterhandlung stehen. Im Falle dieser Kauf zum Abschlusse kommt, wird das gegenwärtige alte Gebäude durch ein neues ersetzt werden.

Es ist augenscheinlich, daß La Salle Str., soweit die Lokation von Banken und anderen Geldinstituten in Frage kommt, immer mehr zur „Wall Street" von Chicago wird. Freilich ist die während der Woche gebrachte Nachricht, daß die Merchants' National Bank an der Südost-Ecke der La Salle und Monroe Str. ein neues Bankgebäude aufführen wird, nicht richtig. Dieses Eigenthum wurde vor etwa einem Jahre von Chauncey J. Blair, dem Präsidenten der genannten Bank, für $550,000 gekauft, wobei das gegenwärtige alte Gebäude nicht in Betracht kam, aber der Kauf war für eine Schwester des Käufers. Die Merchants' National Bank ist Eigenthümerin ihres jetzigen Grundstückes und des besonders für Bankzwecke errichteten Gebäudes, und hat, wie der Kassirer der Bank, John C. Neely, versichert, durchaus keine Absicht, ihre jetzige Lage zu verändern. Deshalb ist es jedoch nicht unwahrscheinlich, daß die Monroe Str.-Ecke einen neuen Prachtbau erhalten wird. Gegenwärtige Miethsverträge daselbst laufen am 1. Mai 1901 ab.

* * *

Die während der Woche registrirten Verkäufe waren nach Zahl und Betrag:

	Zahl	Betrag
Stadt	348	$1,556,382
Landbezirke	69	290,226
Zusammen	417	$1,846,608
Vorhergehende Woche		1,775,493
Entsprechende Woche von 1898		1,076,949
Entsprechende Woche von 1897		2,210,587
Entsprechende Woche von 1896		1,020,285
Entsprechende Woche von 1895		2,346,296

Unter den eingetragenen Verkäufen waren mehrere von bebautem Eigenthum, so die sechs Brick-Wohnhäuser 218—228 Chestnut Str., Südost-Ecke von Wells, mit 100×50 Fuß, für $30,000; das Store- und Flatgebäude 46 bis 48 Blue Island Ave., mit 50×125 Fuß, für $16,000; das Brickgebäude von vier Flats, mit 61×125 Fuß, 438 bis 440 65. Str., nahe Stewart Ave., $18,000; das dreistöckige Store- und Flatgebäude 2155 North Ashland Ave., mit 25×130 Fuß, $11,500, und das dreizehn Zimmer enthaltende Wohnhaus 3829 Vincennes Ave., mit 23×170 Fuß, $12,000.

Durch zwei am Freitag vorgenommene Registrirungen wurde der Preis bekannt, welcher von Frau Anita Blaine, einer Tochter des verstorbenen Cyrus H. McCormick, für das Land bezahlt wurde, auf welchem das von ihr gestiftete Lehrerseminar erbaut werden soll. Der Gesammtpreis ist $425,000, wovon $275,000 für 600×250 Fuß an der Südwest-Ecke der North Park und Belden Ave., gegenüber dem Lincoln Park, und $150,000 für 520×184 Fuß an der Nordost-Ecke der North Clark und Webster Ave. gezahlt wurden. Die beiden Stücke bilden einen Komplex.

Unmittelbar vor Schluß des Recorder-Amtes gestern Nachmittag wurden die Urkunden in der bekannten Stickney-Transaktion zum Registriren eingereicht. Es waren im Ganzen zehn Dokumente, durch welche 1295 Acres in Lyons Township, zu einem Gesammtwerthe von $681,585, ihre Besitzer wechseln. Die beiden bedeutendsten Uebertragungen sind von der Stickney Warehouse Co., Limited, von Minnesota, und John B. Le Moyne. Die erstgenannte Gesellschaft verkauft 914 Acres für $457,080, und Herr Le Moyne 320 Acres für $161,887. Diese beiden Uebertragungen sind direkt an die Chicago Transfer & Clearing Co. Andere Uebertragungen von zusammen 35 Acres für $62,618 sind von acht verschiedenen Eigenthümern an Edwin W. Winter, Präsidenten der genannten Gesellschaft. Die Letztere hat bekanntlich die Aufgabe, einen Frachtaustausch zwischen vierzehn der zwanzig in Chicago einmündenden Eisenbahn-Stammlinien zu bewältigen, wodurch eine Rangirgebühr von $5 bis $6 per Frachtcar hinfällig wird. Die erforderlichen Geleise wurden schon vor Jahren von A. B. Stickney gelegt, und die gewaltigen Frachtschuppen werden gegenwärtig gebaut.

Der Grund unter dem Gebäude der Chicago Edison Co., 137—141 Adams Str., 45×190 Fuß, ist von William Borden an Josephine Borden für einen nominellen Betrag überschrieben worden, doch deuten die Stempelmarken einen Werth von $200,000 an, welches einem Werth von etwa $23½ per Quadratfuß gleichkommt. Marshall Field bezahlte für das östlich angrenzende Eigenthum nach der Rate von $48.70. Die Steuerkommission von 1896 bewerthete das Eigenthum auf $315,000, oder nach der Rate von $36 per Quadratfuß. Die Grundrente beträgt $8000 per Jahr, welches einem Werthe von $160,000 oder $18.75 per Quadratfuß gleichkommt. Man sieht aus diesen Zahlen, daß ein sog. „fixer Werth" sehr fraglicher Natur ist.

Richard Curran verkaufte die Kenilworth Flats, dreistöckig, mit 100×169 Fuß an der Südwest-Ecke der Prairie Ave. und Pleasant Str. in Oak Park, an Robert D. Shepard für $70,000. Ein Komplex von 10 Acres an der Indiana Ave. und 105. Str. wurde für $35,000 als Theilzahlung überschrieben.

Der Grundpachtvertrag des Eigenthums 207—209 Wabash Ave., 46×172 Fuß, ist an Henry Siegel, von der Firma Siegel, Cooper & Co., für einen nominellen Betrag überschrieben worden. Die jährliche Grundrente beträgt $16,500, welches einem Kapitalwerthe von $330,000 entspricht, während die Swift'sche Steuerkommission es nur auf $245,700 bewerthete.

Durch den Sheriff ist im Wege des Zwangsverfahrens das wohlbekannte Stinson'sche Eigenthum, 357×589 Fuß an der Nordwest-Ecke von Drexel Boul. und 45. Str., für $170,000 verkauft worden. Ein vorhergehender Zwangsverkauf an der Grundeigenthumsbörse im letzten Winter brachte ein Angebot von $148,739 von den Verwaltern des McCulloch-Nachlasses, welche eine Hypothek für den Betrag hatten. Dann zahlte die First National Bank dem Sheriff $164,035, um einen späteren Anspruch zu decken. Der jetzige Verkauf ist der erste Schritt zu einer Parzellirung des Komplexes, welcher für Wohnhauszwecke sich ausgezeichnet eignet.

Armour & Co. haben von Charles H. Requa den Getreidespeicher nebst Maschinerie und 200×243 Fuß Grund an der Robey Str., 916 Fuß südlich von der Blue Island Ave., für $110,000 gekauft.

Das dreistöckige Brick-Wohnhaus, 2815 Prairie Ave., mit 46×175 Fuß Land, ist von David R. Forgan, Präsident der First National Bank, an Mich. J. Smiley für $24,000 verkauft worden. Die Liegenschaft war von der Bank im Wege des Zwangsverfahrens erworben.

Frank P. Epps verkaufte an Wm. C. Brown das dreistöckige Steinfront-Wohnhaus 4529 Grand Boul., mit 21×150 Fuß Land, für $28,500.

Ein anderer Wohnhaus-Verkauf ist der des Eigenthums 4723 Woodlawn Ave., mit 75×190 Fuß Land, von Adelaide Botsford Young an Nettie W. Bingham für $30,000.

Ein unbebauter Landkomplex von 162×165 Fuß an der Westseite von Grand Boul., 120 Fuß südlich von 35. Str., wurde von S. B. Montgomery an H. L. Irwin für $35,000 verkauft.

* * *

Im Hypothekenmarkt war die Woche sehr lebhaft. Die Northwestern Mutual Lebensversicherungsgesellschaft verlängerte eine 5prozentige Anleihe von $250,000 auf das Alhambra-Eigenthum für drei Jahre zu demselben Zinsfuß. Das Land hat 294 Fuß Front an der State Str., 188 Fuß an der Archer Ave. und enthält das Alhambra-Theater und ein gleichnamiges dreistöckiges Store und Flatgebäude. Die Liegenschaft wurde im März 1893 von der Alhambra-Gesellschaft für $340,000 erworben, hat aber einen Miethsvertrag, welcher nahezu $500,000 repräsentirt.

Von dem in der letzten „Sonntagpost" erwähnten Komplex von 16½ Acres in Cragin, welchen Jacob Rehm für $48,000 kaufte, wurden 5 Acres an ein Landsyndikat für $16,000 verkauft. Herr Rehm übernahm für einen Theil des Kaufgeldes eine Hypothek von $12,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., ein ungewöhnlich niedriger Zinsfuß für derartige Sicherheit.

Zwei Bauanleihen für Kirchenzwecke wurden während der Woche registrirt. Eine ist $10,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 75×150 Fuß an der Südwest-Ecke der Stewart Ave. und 65. Str. an die First Universalist Society von Englewood, und die andere ist von $10,000 für fünf Jahre zu 5½ Proz. auf 50×137 Fuß an der Nordost-Ecke der Walnut Str. und Kedzie Ave. an die Garfield Park Methodisten-Gemeinde.

Die Mutual Benefit Lebensversicherungs-Gesellschaft von Newark, N. J., hat zwei Anleihen zu einem mit Rücksicht auf die Sicherheit sehr niedrigem Zinsfuße gemacht. Eine dieser Anleihen, $37,500 für fünf Jahre zu 4½ Proz., ist auf das Eigenthum 2916—2920 State Str., 75×127 Fuß, mit vierstöckigem Store und Flatgebäude, und die andere, $20,000, ist ebenfalls für fünf Jahre zu 4½ Proz., auf das Eigenthum 612—614 Division Str., 46×86 Fuß, mit fünfstöckigem Apartmentgebäude.

Die Equitable Trust Co. machte auf das der katholischen Kirche gehörige Land, von der North Lincoln Str. und Hermitage Ave., West Clybourn Place und Bloomingdale Road begrenzt, eine Anleihe von $65,000 für fünf Jahre zu 4½ Proz. Der Komplex enthält etwas mehr als 3½ Acres.

Andere beachtenswerthe Anleihen waren: $10,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf das Eigenthum 1323 Michigan Ave., 24×130 Fuß, mit zweistöckigem Wohnhaus; $24,500 für drei Jahre zu 6 Proz., auf 100×150 Fuß, an der Madison Ave., zwischen 55. und 56. Str.; $10,000 für fünf Jahre zu 4½ Proz., auf 50×150 Fuß an der La Salle Ave., zwischen Locust und Chestnut Str., mit dreistöckigem Flatgebäude; $10,000 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf 120×125 Fuß an der Flournoy Str., zwischen Oakley und Western Aves.; $10,000 für fünf Jahre zu 5½ Proz., auf 60×121 Fuß an der 60. Str., zwischen Wallace und Wright Str; $30,000 für fünf Jahre zu 5½ Proz., auf 100×132 Fuß an der Kreuzung der Ellen und North Lincoln Str., mit sechsstöckigem Fabrikgebäude.

Peabody, Houghteling & Co. machten eine Anleihe von $35,000 für fünf Jahre zu 5 Proz. auf das Dreieck, welches von der Ashland Ave., West Monroe Str. und Ogden Ave. begrenzt wird, mit Einschluß des darauf befindlichen fünfstöckigen Store und Flatgebäudes.

Eine interessante Anleihe, von Edgar M. Snow & Co. gemacht, wurde kurz vor Schluß dieses Berichtes bekannt. Der Vertrag ist $250,000 für fünf Jahre zu 4 Proz., auf den Theil des Boston Store, welcher Charles Netcher persönlich gehört, Nos. 122—124 State Str., 45×106 Fuß, mit sechsstöckigem Gebäude. Das nördlich daran grenzende Eigenthum, Nos. 118 bis 120 State Str., 45½×106 Fuß, ebenfalls Theil des Boston Store, gehört C. A. Pardridge, und ist von Hrn. Netcher auf zehn Jahre zu $66,000 jährlich gepachtet.

Die Bauthätigkeit der verflossenen Woche ist nach Zahl und Kosten der Neubauten, für welche Bauerlaubnißscheine ausgestellt wurden, nach Stadttheilen geordnet, wie folgt:

	Zahl	Kosten
Südseite	18	$166,350
Südwestseite	14	18,800
Nordseite	17	109,000
Nordwestseite	14	40,800
Zusammen	63	$334,950
Vorhergehende Woche		184,450
Entsprechende Woche von 1898		337,250
Entsprechende Woche von 1897		404,170
Entsprechende Woche von 1896		163,850
Entsprechende Woche von 1895		620,100

Das kürzlich durch Feuer zerstörte Fabrik-Gebäude, 153 — 157 Jefferson Str., Joseph Downey gehörend, soll durch einen modernen Fabrikbau, 70 bei 125 Fuß, ersetzt werden. Das Gebäude wird sechs Stock hoch und soll $25,000 kosten.

Die Park Building Co. ist mit einem Grundkapital von $500,000 inkorporirt worden. Die Gesellschaft, deren ostensible Gründer die Mitglieder der Advokatenfirma Dupee, Judah & Willard sind, will ein großes Hotel mit Sicherheitsgewölbe erbauen. Gegenwärtig verweigern die Gründer jede Auskunft über die Lokation und den Charakter des in Aussicht genommenen Gebäudes, doch heißt es, daß es an der Michigan Ave., nahe dem Jackson Boulevard, erbaut werden soll.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unsere geliebte Gattin und Mutter

Minnie Fitzer

nach schwerem Leiden selig im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Dienstag, um 1:30, vom Trauerhause ihres Sohnes, 1869 Ogden Ave., nach Forrest Home. Um stille Theilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Wm. Fitzer, Gatte.
Wm. F. Fitzer, Arthur A. Fitzer, Söhne.
so,mo

Danksagung.

Freunden und Bekannten und den Schwestern der Harmonie Loge Nr. 4, und den Mitgliedern des Frauen-Vereins der St. Stephans-Kirche statten wir hiermit unseren innigst gefühlten Dank ab für die Betheiligung an dem Begräbniß meiner Gattin

Katharine Weiß.

Ebenso dem Pastor Fandiz der St. Stephans-Kirche für seine trostvollen Worte.

Karl Weiß, Gatte,
nebst Hinterbliebenen.

Bekanntmachung!

Bricklayer- & Stone Mason-Union Nr. 1 von Chicago.—Alle deutschen Maurer sind ersucht, sich am nächsten Donnerstag, den 26. Okt., an einer Extra-Versammlung in Wendel's Halle, 1504 Milwaukee Ave., um 8 Uhr Abends, zu betheiligen.—Chas. B. Charlyle, Präsident. saso

Musik.

Mit einem interessant und reichhaltig ausgestatteten, populär gehaltenen Programm wurde das erste Thomas-Konzert der Saison eröffnet. Von der zahlreichen Zuhörerschaft mit einer überaus herzlichen Ovation empfangen, trat Herr Thomas an sein Pult; der Unfall, welcher ihn bei einer der vorangegangenen Proben betroffen hatte, war glücklich vorübergegangen; jedoch, wie leicht hätte eine thatsächliche Gefährdung für die ganze Konzertsaison die Folge sein können! Nur in den wenigsten Fällen wird man ein Orchester finden, das mit seinem Dirigenten so identifizirt ist, wie das Thomas-Orchester. Nicht umsonst spricht das Publikum von „unserem Thomas“-Orchester — anstatt des offiziellen Namens Chicago oder Symphonie Orchester, — ein Beweis, wie sehr der Dirigent dem Orchester das Siegel seiner Individualität aufgedrückt hat. Wohl zählen wir eine große Reihe hervorragender Künstler unter den Mitgliedern unseres Thomas-Orchesters, wohl erfüllt jeder einzelne Musiker darunter seine Aufgabe voll und ganz, — denn die Auswahl ist eine strenge und vorzügliche gewesen — jedoch nur durch die Persönlichkeit des Dirigenten mit ihrem allbelebenden Eifer und der edlen Auffassung seiner hohen künstlerischen Aufgabe sind die Erfolge möglich geworden, durch welche das Thomas-Orchester weltberühmt geworden ist. Tadellos bis ins kleinste Detail ist die Zusammensetzung des Orchesters; Streichquartett wie Blasinstrumente sind vorzüglich ausgewählt, um die größte Mannigfaltigkeit in Klangkontrasten zu erzielen, und wenn in unsern modernen Kompositionen mehr denn je der musikalische Gedankeninhalt hinter der Klangwirkung zurückstehen muß, wenn dem Effekt die höchste Stelle eingeräumt wird, — so ist auch darin unser Orchester im Volumen des Tonkörpers, in tadelloser Reinheit der Intonation und einer ganz unvergleichlich präzisen Ausdrucksfähigkeit nicht leicht zu übertreffen. Mögen Dirigent und Orchester noch lange zusammenwirken zur Hebung des Kunstinteresses in dieser Stadt!

Das gegebene und, wie selbstredend, prächtig durchgeführte Programm bot in zweckentsprechender populärer Auswahl charakteristische Schattirungen der modernen Instrumentationskunst. Der Rienzi-Ouverture Wagners mit ihren markanten Tempis, dem Trompetenruf, welcher so elektrisirend zum Kampf ruft, und welchem in Darstellung der römischen Volkserhebung die Blasinstrumente mit einem gewaltig wirkenden martialen Effekt antworten, war das erste Wort gegönnt. Darauf folgte Dvóraks neues symphonisches Gedicht „die wilde Taube“. Es ist Programmmusik, für welche uns der Dichtung Karl Jaromir Erbens zufolge eine passende Erläuterung an die Hand gegeben wird. (Andante: „die junge Wittwe begräbt ihren Gemahl“, Allegro: „ein heiterer junger Landmann erscheint“, Molto Vivace eine darauffolgende Hochzeit, Andante: „vom Grabe des ersten, verstorbenen Gatten ertönt der Ruf der wilden Taube, die schuldbewußte Wittwe sucht den Ton“.)

Ganz abgesehen von der Nothwendigkeit, die Musik auf diese Weise nur mit Hilfe eines Kommentars verstehen zu dürfen, so ist das Werk Dvóraks doch ein Meisterwerk in der Art, wie er die jeweiligen Stimmungen interpretirt. Ihm steht eine reiche Phantasie zu Gebote, mit deren Hilfe er in blendenden Farben malt. Es sind ganz eigene Effekte der Tonkunstt, die gleich im Anfang in dem wehmüthigen, zitternden Ton der gedämpften Hörner geboten werden; für den Ausdruck wild verzweifelten Schmerzes bringt Dvórak die zerrissen klingenden höchsten Harfentöne im Fortissimo mit packender Wirkung zur Geltung. Sodann ein weichklingendes, sehr edel gehaltenes Trostmotiv, ein brilliant exekutirtes Flötenduett voll von Anmuth und poetischer Auffassung, charakteristische neue Figurationen der Streichinstrumente, welche das unruhige Flattern der Taube sehr sprechend darstellen. Es ist Tonmalerei, Arabesken durchweg, die sehr künstlerisch gedacht sind und in ihrer komplizirten, rythmischen Form ausgezeichnete Wiedergabe erfuhren. Die vom Thomas-Orchester vielgespielte Suite L'Arlesienne von Bizet folgte darauf. Das Werk enthält gleich im Anfang eine Reihe dynamischer, im Pianissimo beginnender Effekte, denen ein sehr eigenartiges Motiv für Cello und Horn als Solo mit Unterlegung einer Stakkatofigur in den Fagotten folgt.

Sehr reich in der Klangfarbe ist die Melodie für die gedämpften Streichinstrumente. Doch packend und rythmisch sehr ungleich akzentirt ist die Nachahmung eines die Septime scharf hervorhebenden Drei-Glockenklanges. Der Komponist der Oper Carmen bietet uns da ein reich schattirtes Tongemälde mit der ganzen Effekttendenz der neufranzösischen Schule. Derselben Auffassung angehörig ist Chabriers Bourrée Fantastique, für Klavier geschrieben, welchem Felix Mottl, (der bekannte Wagner-Dirigent), ein reiches instrumentales Gewand verliehen hat. Uebertragungen von Klavierpiècen für Orchester erfordern eine ganz besondere Anpassungsfähigkeit an den Geist der Komposition. Tschaikowskys neues, posthumes Werk (Ouverture „Das Gewitter“) erscheint in stark russischem Kolorit. Im Vergleich mit dem populärsten, weil effektreichsten Werke dieses Meisters (1812) will die letztgespielte Ouverture trotz ihrer packenden Wirkung fast zahm erscheinen, enthält aber dafür neben einem Reichthum dramatischer Ausarbeitung tief empfundene lyrische Momente. Die Verwendung von Horn und Cello für Melodie, Harfe als Begleitung, ist einer etwas düsteren, stimmungsvollen Melodie angepaßt und bietet in der so erzeugten Wirkung einen großen Reiz. In der musikalisch dramatischen Schilderung seelischer, wie elementarer Vorgänge, wird der zu früh verstorbene russische Meister für lange Zeit unerreicht bleiben. — Es war ein Denkmal pietätvoller Freundschaft, welches Herr Thomas dem genialen Schöpfer Johann Strauß verehrte durch eine Aufführung seines populärsten Werkes, des Walzers „An der schönen, blauen Donau“. Es ist ferner ein Zeugniß von der Pietät für minutiöse, die kleinsten Details berücksichtigende Sorgfalt, wenn der vielbeschäftigte Dirigent die Zeit findet, die Partitur des vielgespielten Walzers einer neuen, sorgfältigen Revision zu unterwerfen und die Schattirungen für die einzelnen Instrumente besonders scharf zu markiren. Der gehaltreiche fesche Wiener Walzer kam in Folge dessen auch ganz wundervoll zur Geltung. Die elegante Art, mit welcher Johann Strauß für die Violinen schreibt, mit den graziösen, prickelnden Vorschlägen, die Vertheilung der Melodie in einer ungemein klangvollen Wirkung für die einzelnen Instrumente und vor Allem der ursprünglich frisch quellende Born seiner herrlich volksthümlichen Melodien rechtfertigt, daß der Strauß-Walzer auch auf sonst klassischem Boden gehegt und gepflegt wird.

Berlioz' March Marocaine mit der dem Komponisten eigenen illustrativen Instrumentirung schloß das Programm.

* * *

In der Studebakerhalle wurde eine gut einstudirte Vorstellung von Verdis Rigoletto gegeben. Es ist jedoch eine übergroße Anstrengung für die jungen Talente, großer Oper gerecht werden zu wollen. Schauspielerisch hervorragend ist die Leistung des Herrn Stewart zu nennen, welcher in der Darstellung Rigolettos ein überraschendes Spieltalent entfaltete. Für einen Operbuffo hat Herr Stewart wohl gute Figur, aber keine Stimme. Doch wurde er dafür dem mimischen Spiel der Rolle voll gerecht, und dieselbe erfordert bedeutende Kunst. Ohne es zu wollen, liefert der Hofnarr des Herzogs seine eigene Tochter in dessen Hände und wird zuletzt zur Veranlassung ihrer Ermordung, da dieselbe, in männlicher Verkleidung auftretend, von dem gedungenen Mörder für den Herzog selbst gehalten wird. Die italienischen Librettos athmen immer Blut und Stiletto; die Oper Verdis ist zwar freier in Bezug auf die geschlossene Arienform als der melodienreiche Troubadour, doch sonst noch in der Form altitalienischer Opern: die Musik intonirt oft eine reizende Melodie, welche mit den Vorgängen auf der Bühne nicht harmonirt. Die Oper wird nur selten gespielt, die gebotene Aufführung war daher eine wirkliche Novität und um des erfolgreichen dramatischen Bemühens willen möge das sonstige Zukurzkommen der Oper Entschuldigung finden. Das Orchester begleitete indeß so unangenehm laut und stimmte nicht immer rein, daß dies nicht zu übersehen ist.

* * *

Herr Charles W. Clark gab zwei klassische Rezitals in University Hall und trug den Zyklus des Schubert'schen „Schwanengesanges“ mit kräftig sympathischer, wohlausgebildeter Baritonstimme und sehr noblem Vortrag in deutscher Sprache vor. Einige Schwierigkeiten in der Aussprache abgerechnet, die einem Amerikaner zu gut geschrieben werden dürfen, so war es eine durchaus hoch anzuerkennende Leistung. Mrs. Bangs Skelton begleitete und entwickelte eine sehr ausgebildete Klaviertechnik neben einer sehr fein ausgearbeiteten, diskreten Begleitung. Solche Akkompagnisten sind sehr selten zu finden.

* * *

Fräulein Ella von Fursch, Violinistin, gab ein Konzert in Kimball Hall. Es waren leichtere Kompositionen auf ihrem Programm und hauptsächlich solche, in welchen es mehr auf Vortrag und Ton ankommt, worin die junge Künstlerin ganz prächtige Leistungen entwickelte, als vielmehr auf große, meist nur versuchte brilliante Technik. Wenn unsere jungen Talente sich solcher Maßhaltung befleißigen wollten, würden wir viel mehr künstlerische Erfolge zu verzeichnen haben.

Eugen Käuffer.

Der Schwur der Buren.

Fragt man, wofür die Buren kämpfen, so kann man die Antwort finden in dem alten Schwur, durch den sie sich 1878 zum Kampfe für die Unabhängigkeit verpflichteten. Er lautete:

„Es sind jetzt 40 Jahre her — so heißt es in dem Schwur — daß unsere Väter die Kapkolonie verließen, um ein freies und unabhängiges Volk zu werden. Wir haben Natal gegründet, den Oranje-Freistaat und die Südafrikanische Republik, und dreimal hat die englische Regierung unsere Freiheit unter die Füße getreten. Unsere Flagge, gekauft mit dem Blute und den Thränen unserer Väter, ist niedergetreten worden. Wie durch einen Dieb in der Nacht ist uns unsere freie Republik gestohlen worden. Wir wollen und können dies nicht dulden. Es ist der Wille Gottes, daß die Einigkeit unserer Väter und die Liebe zu unseren Kindern uns verpflichten, unseren Kindern das Erbe unserer Väter unbefleckt zu überliefern. Aus diesem Grunde vereinigen wir uns hier und geben einander die Hände als Männer und Brüder, feierlich versprechend, unserem Lande und Volk treu zu bleiben und auf Gott blickend, bis in den Tod zusammenzuwirken.“

Mit demselben Vertrauen und der festen Zuversicht auf die Gerechtigkeit ihrer Sache ziehen heute die Buren in den schweren Kampf gegen Englands Weltmacht. Sie denken an frühere Siege und beherzigen das Wort: „Gott ist auch in dem Schwachen mächtig.“

— Bissig. — A.: Bei der Hochzeit des jungen Müller haben sich nicht weniger als drei Paar verlobt. — B.: Ein Narr macht viele!

Ein Duell.

Von Max Battke.

Er studirte Jurisprudenz in Berlin und war erst im dritten Semester, und doch gehörte er schon zu den besten Schlägern unserer Verbindung — mein lieber, treuer Leibfuchs Attila. Das Selbstbewußtsein, ein fast unbesiegbarer Gegner zu sein, hatte aber leider eine andere unangenehme Eigenschaft im Gefolge: Attila rempelte gern Menschen an, und wo sich ihm irgend ein Anlaß bot, einen Streit zu provoziren, da hätte er es für eine Schande gehalten, fein säuberlich vorüber zu gehen. Eigentlich hieß er Siegfried Hauer; auch dieser Name wäre vielleicht für ihn schon Kneipname genug gewesen, aber wir hatten es doch vorgezogen, ihn, der das streitsuchende Wort stets wie eine Geißel schwang, Attila zu taufen.

Es war an einem Junitag, etwa Vormittags elf Uhr, da schlenderte ich Arm in Arm mit Attila durch die Luisenstraße. Plötzlich preßte er meinen Arm. „Siehst Du den Hohepriester dort?“

Ein lang aufgeschossener Mensch kam uns entgegen. Ein röthlichblonder, spitzgeschorener Bart bedeckte sein Kinn, der Hut schien eine hohe Stirn zu verdecken. Den Mund hatte er ein wenig geöffnet, wie ein Mensch, der eine große körperliche oder seelische Qual fühlt, und seine Backenknochen traten darum etwas hervor; seine Augen hatten etwas Starres, Geistesabwesendes; sein langsamer Gang war ungleichmäßig, gleich als ob er die Macht über seinen Willen verloren hätte. Als er näher kam, richteten sich seine Augen auf uns, und doch hätte ich schwören mögen, daß er uns nicht sah. — Attila ließ meinen Arm los: „Mein Herr, Sie haben mich fixirt! Ich bitte um Ihre Karte!“

Der Fremde, dessen Blick trotz oder vielleicht gerade wegen des Stumpfen etwas von dem eines Geisterbanners hatte, blieb stehen. Ohne ein Wort zu sagen, langsam und immer noch wie geistesabwesend holte er aus seiner Brusttasche eine kleine goldgeränderte Karte und schrieb: „Dr. Witteck, Alwinstraße 46.“ Dann reichte er sie meinem Freunde.

„Ich werde Ihnen meinen Sekundanten morgen früh um zehn Uhr senden!“ sagte Attila mit scharfschneidiaem Tonfall und überreichte seine digem Tonfall und überreichte seine Karte. Dr. Witteck nahm sie, steckte sie, ohne sie zu lesen, gleichgiltig in die Brusttasche, und ohne daß sich seine starren Züge im Geringsten veränderten, ging er mit ebenso ungleichmäßigen Schritten, wie er herangekommen war, weiter.

„Weißt Du, Attila,“ sagte ich nach einer längeren Mißbilligungspause, „der Mensch war entweder bezecht oder geistesgestört!“

„Na, das kannst Du ja morgen sehen, wenn Du mir den Gefallen thust, mit ihm die näheren Bedingungen für unser Duell zu vereinbaren. Du kannst die Zeit ja auf Sonnabend früh um sieben Uhr ansetzen. Den Ort kennst Du ja wohl?“

„Leider ja!“

„Leider?“ höhnte er.

Am folgenden Morgen stand ich pünktlich um zehn Uhr früh vor dem Hause Alwinstraße 46. Es war ein eigenthümliches Gebäude, das halb wie eine Kaserne, halb wie eine Villa aussah. Ich klingelte dem Portier.

„Was ist das für ein Haus?“

„Das ist das Sanatorium des Herrn Dr. Oppinger.“

„Können Sie mir vielleicht sagen, ob hier ein Dr. Witteck wohnt?“

„Jawohl, der ist gestern Vormittag um elf Uhr gestorben.

Ich gehöre weder zu den Abergläubischen, noch zu den Aengstlichen, aber ich muß gestehen, als ich diese Worte hörte, überlief mich doch ein gelinder Schauer. Gestern früh um elf Uhr waren wir ja gerade dem fremden Herrn mit den stieren Augen begegnet.

„Sie sind wohl ein Verwandter des Verstorbenen?“ fragte der Portier, der mein plötzliches Verstummen anders deutete.

„Jawohl,“ sagte ich rasch entschlossen. „Kann ich den Todten vielleicht noch einmal sehen?“

„Ja freilich, das können Sie, er liegt gleich hier in der Leichenhalle des Sanatoriums. Bitte, einen Augenblick zu warten.“

In etwa zwei Minuten kam der Portier aus seiner Loge heraufgestiegen mit einem großen Schlüsselbund. Er winkte mir, ihm zu folgen. Wir gingen durch einen dunklen Gang, dann schloß er eine Thür auf.

Ein Zittern überlief mich, und ich fühlte, wie ich kaltweiß wurde. Schnell mußte ich mich gegen den Thürpfosten lehnen. Da lag der Mann, den wir gestern getroffen hatten. Die hohe Stirn, der röthlichblonde, spitzgeschorene Bart, der halbgeöffnete Mund, die vorstehenden Backenknochen, und durch die nicht ganz geschlossenen Lider blickten die Augen stier hervor, fast so wie gestern.

„Ja, ja,“ sagte der Portier, als er meine Erregung sah, „es ist schwer, einen lieben Verwandten verlieren zu müssen. Und er war ein so lieber Herr, der Herr Dr. Witteck, das sagte mir der Wärter, der seit der letzten Woche Tag und Nacht nicht von seinem Bett gewichen ist, und das sagte auch das Mädchen, und das sagte auch der Herr Dr. Oppinger. Und nun mußte er so früh davon, und er hat es selbst nicht geglaubt — ganz kurz vor seinem Tode hat er immer noch von Aufstehen und Spazierengehen gesprochen.“

Ich drückte dem redseligen Alten schnell ein Geldstück in die Hand und suchte eiligst eine Droschke zu erreichen.

Lachend erwartete mich Attila: „Nun, was macht Dein Geistesgestörter?“

Da sah er mein verstörrtes Gesicht. „Er hat Dich wohl angesteckt?“

„Mensch, Attila, was hast Du gethan! Der Dr. Witteck ist gestern früh um elf Uhr, genau zur Zeit, wo wir ihn trafen, in Oppingers Sanatorium, Alwinstraße 46, gestorben.“

„Du bist wohl verrückt?“

„Nein, aber nahe daran. Es ist ein Ernst, den ich in seiner Sonderbarkeit selbst noch nicht begreife.“

Attila sah mir prüfend ins Gesicht. „Ein Irrthum ist nicht möglich,“ fuhr ich fort, „ich habe den Verstorbenen selbst gesehen, es ist der Herr, den wir gestern getroffen haben.“

„Das muß ich erst gesehen haben!“ lachte Attila wieder auf.

„Meinetwegen, aber ich komme nicht mit. Ich werde Dich hier erwarten.“

Attila ging, und ich blieb in einer Sophaecke sitzen, unfähig, etwas zu denken oder zu thun.

Eine Stunde war vergangen. Da kam eine Droschke vorgefahren. Schwerfällige Schritte, begleitet von schlürfenden, näherten sich der Thür. Der Droschkenkutscher stützte Attila, der sich willenlos seiner Führung hingab und mehr gezogen wurde, als selber ging. Ich brachte ihn schnell zu Bett. Schon phantasirte er heftig.

„Ha, warte nur, Du, Du Hoherpriester Du, Sonnabend früh um sieben Uhr werde ich's Dir schon zeigen! Hahaha! Mich zu fixiren, haha, mich, den Attila, die Geißel unter den Schlägern, hah!“

Der Arzt wurde gerufen. Es schien ihm schwer, eine Diagnose zu stellen.

„Es scheint ein starkes Nervenfieber im Anzug zu sein,“ sagte er mit bedenklichem Kopfschütteln, nachdem er Puls und Athemzüge gezählt hatte.

Ich wich nicht vom Bett meines Freundes. — Der Sonnabend graute. Je später es wurde, desto aufgeregter wurde er. Die Uhr schlug Sieben. Da fuhr er wild im Bett auf: „Ha, Du! Du willst mit mir fechten? Warte nur, elender Geselle, da — da hast Du eins auf Deinen dürren Backenknochen! Da —da — noch eins! — Aber was klapperst Du so? — Ah, Elender, wo hast Du plötzlich Deinen Schläger? Was? Mit der Sense willst Du fechten? Du grinsendes Scheusal, ich will aber nicht unterliegen, ich will nicht, will nicht! Ah, siehst Du, der traf, haha, der saß, oh — oh — oh!“

Unverständlich murmelnd, sank er erschöpft in die Kissen zurück. Der Arzt kam. Er fühlte seinen Puls.

„Hm, die Krisis ist vorüber. Er wird wieder gesund werden. Hat doch eine zähe Natur, der Kerl!“

Ein Jahr etwa war vergangen. Ich war nach einer kleinen Provinzstadt gekommen. Um die Langweile des Kleinstadtlebens zu tödten, las ich das Lokalblättchen. Plötzlich fuhr ich auf: Da stand ganz groß und deutlich:

„Wieder zurückgekehrt! Dr. Witteck.“

Was hatte das zu bedeuten! Wieder zurückgekehrt? Etwa aus dem Jenseits? Kommen denn auch Todte wieder?

Ich sah den Adreßkalender nach und fand: Dr. Witteck, praktischer Arzt, Königstraße 11. Sprechstunde von 8 bis 10 und 4 bis 5 Uhr.

Die Uhr war eben halb Fünf. Ich warf mich in eine Droschke und fuhr nach der Königstraße.

„Ist Herr Dr. Witteck zu Hause?“

„Ja, er ist gestern von Berlin zurückgekehrt und hat seine Praxis wieder aufgenommen.“

Ich mußte kurze Zeit im Vorzimmer warten. Dann öffnete sich die Thür, und ich stand dem Arzt gegenüber. Es war wirklich der Fremde von damals. Freilich war der starre Ausdruck der Augen einem freundlichen, vertrauenerweckenden Lächeln gewichen, und die Backenknochen stachen nicht mehr so geisterhaft hervor.

„Womit kann ich dienen?“ sagte er, mich mit einer verbindlichen Handbewegung zum Sitzen einladend.

Ich kämpfte eine gewiß berechtigte Befangenheit nieder. „Ich bitte sehr um Verzeihung. Sie kommen eben aus Berlin zurück. Habe ich Sie nicht im Juni vergangenen Jahres dort in der Luisenstraße getroffen?“

„Im Juni vergangenen Jahres?“ wiederholte er nachdenklich, „das kann schon sein.“

„Wohnten Sie damals nicht Alwinstraße 46?“

„Ah, jetzt erinnere ich mich. Alwinstraße 46, das ist das Sanatorium von Dr. Oppinger. Ja, richtig, ich hatte damals gerade die Depesche bekommen, daß mein Bruder, der Oberlehrer am dortigen Luisengymnasium war, lebensgefährlich erkrankt sei. Als ich an das Krankenbett trat und sah, daß menschliches Können nichts mehr ausrichten konnte, ging ich hinaus auf die Straße, um seinen Todeskampf nicht mit ansehen zu müssen.“

Ich erzählte in kurzen Worten den Grund meines Kommens.

„So, so,“ sagte Dr. Wittek, „nun weiß ich doch, wie damals jene Karte: Siegfried Hauer, stud. jur., in meine Brusttasche gekommen ist. Ich habe mir lange vergeblich den Kopf darüber zerbrochen. Nun, und wie geht es Ihrem Freund Attila?“

„Danke, er vrspricht ein tüchtiger Jurist zu werden. Aber er schläat sich nicht mehr.“

— Jagdpech. — A.: Wie war es denn heute auf der Jagd? Haben Sie viele Hasen geschossen? — B.: Geschossen genug, aber die Luders sind nach jedem Schuße aus Furcht davongelaufen.

— Macht der Gewohnheit. — Ein Schüler verabschiedet sich von seinem Lehrer. Dieser gibt ihm verschiedene gute Lehren mit auf den Weg und schließt seine Ermahnungen mit den Worten: „Halte Ordnung in allen Dingen, bleibe rein an Leib und Seele und sei stets ehrlich.“ — Tiefgerührt reicht der Schüler seinem Lehrer die Hand und sagt treuherzig, mit Thränen in den Augen: „Ebenfalls, Herr Lehrer.“

Lokalbericht.

Das „Chicago Art Institute“.

Die Kunstschule, wie auch das Museum, von hohem erzieherischen Werthe.

Im Frühjahr 1879 waren mehrere, um das Gemeinwohl der Stadt besorgte Chicagoer Bürger zu der Ueberzeugung gelangt, daß etwas gethan werden müsse, um in der sich mächtig entwickelnden Geschäftsstadt auch der bildnerischen Kunst eine Heimstätte zu geben. Die Bühnenkunst hatte sich ziemlich früh, schon anfangs der 40er Jahre, hier eingebürgert. An Konzertveranstaltungen war eigentlich nie Mangel gewesen, denn schon Ende der 30er Jahre hatte Alexander Beaubien hier seine Fiedel gestrichen und den Ansiedlern zum Tanze wie im Konzert aufgespielt. Musiklehrer gab es auch im Jahre 1879 in Chicago mehr als genug; aber für die Malerei wie für die Bildhauerei zeigte sich nur erst geringes Interesse, und großer Mangel herrschte an Lehrern, welche der lernbegierigen Jugend in diesen Schwesterkünsten ersprießlichen Unterricht zu ertheilen vermochten. Da mußte also Rath geschaffen werden. Noch am 24. Mai des nämlichen Jahres wurde von vierundzwanzig wohlhabenden Bürgern der Stadt das „Art Institute of Chicago“ in's Leben gerufen. Der Zweck desselben sollte sein, wie es in den Inkorporations-Papieren heißt, „sowohl eine Kunst- und Zeichnen-Schule, wie auch eine Sammlung von Kunstwerken zu schaffen und erhalten, die der Stadt Chicago zur Zierde gereiche“. Dieses Ziel hat die Leitung des „Art Institute“ seither nach besten Kräften verfolgt. Das Museum enthält eine reiche Sammlung von plastischen Kunstwerken, wie auch von Gemälden der verschiedensten Art und von verschiedenen Meistern aus der alten, wie aus der neuen Zeit. Eine herrliche Kollektion von Werken der alten Meister gelangte durch den Ankauf der Demidoff'schen Sammlung bald nach seiner Gründung in den Besitz des „Art Institute“. Allerdings war die Kaufsumme, $150,000, eine hohe, aber für das Museum wurden dadurch Schätze erworben, die dasselbe sofort zu Bedeutung in der Kunstwelt erhoben und ihm auch ein reges lokales Interesse sicherten. Durch die Weltausstellung wurden die Zwecke des Kunst-Institutes mächtig gefördert. Dasselbe konnte sein schon seit Ende der 80er Jahre nicht mehr recht ausreichendes Heim an der Ecke von Van Buren Str. und Michigan Ave. mit dem neuen geräumigen Palast vertauschen, in welchem während der Weltausstellung die mancherlei Konvente abgehalten wurden; durch den Erwerb der als Trocadero-Kollektion bekannten Sammlung von orginalgetreuen Kopien pompejanischer Statuen und Zierwerke erhielt es einen reichen, wünschenswerthen Zuwachs.

Im vorigen Jahre wurde das Museum von im Ganzen 507,379 Personen besucht, von denen 348,286 die Gelegenheit des kostenfreien Eintritts sich zu Nutze machten, welcher jeden Mittwoch und Samstag von 9 bis 5 und Sonntags von 1 bis 5 Uhr gestattet ist. Die Durchschnittszahl der Besucher an den freien Besuchstagen hat sich Mittwochs auf 2,021, Samstags auf 2,343 und Sonntags auf 2,036 gestellt. Wie rege das Interesse ist, das die Chicagoer jetzt ihrem Kunstmuseum entgegenbringen, geht auch aus der Thatsache hervor, daß das Metropolitan-Museum in New York bei fünf freien Besuchstagen im Vorjahre nur 555,769 Besucher, das Museum der schönen Künste in Boston bei drei freien Tagen nur 194,975, und die Akademie der schönen Künste in Philadelphia unter den nämlichen Verhältnissen gar nur 85,034 Besucher im Vorjahre aufzuweisen hatte. Die Kunstschule des „Chicago Art Institute“ wurde im Vorjahre von 2,015 Schülern besucht, von denen 754 die Tages-, 499 die Abendklassen besuchten und 762 sich regelmäßig zu den Samstagabend-Kursen einfanden. An Schulgeld und an Gebühren für den Ankauf von Mal- und Bildhauer-Utensilien durch die Schüler wurden während des letzten Schuljahrs $34,938 vereinnahmt. Nach Abzug der bedeutenden Ausgaben für Lehrergehälter und Unterhaltungskosten der Kunstschule verblieben noch $228.51 im Vermögen derselben. Die „Art Institute“-Gesellschaft besteht zur Zeit aus 2076 Mitgliedern, und zwar aus 222, welche durch die Zahlung von $100 beim Eintritt und einem Jahresbeitrage von $25 das Recht erwirkt haben, sich auch um die Verwaltung der Anstalt zu kümmern; aus 9 Ehren-Mitgliedern; aus 30 lebenslänglichen Mitgliedern, die $100 bezahlt haben und weiter keine Beiträge entrichten, und aus 1,815 Jahres-Mitgliedern, die durch eine jährlich zu entrichtende Beisteuer von $10 sich das Recht erwerben, mit ihren Familienangehörigen zu allen Veranstaltungen im Kunstgebäude freien Zutritt zu haben.

Aus vorstehenden Mittheilungen ist wohl ersichtlich, daß das Chicagoer Kunstmuseum, wie auch die hiesige Kunstschule während der letzten beiden Jahrzehnte mit der Entwickelung der Stadt gleichen Schritt gehalten haben. Veranlaßt durch die Inanspruchnahme der Lehrer behufs Herstellung des Entwurfes und der künstlerischen Ausführung des Ehrenhofes, der im Geschäftszentrum der Stadt anläßlich des Herbstfestes errichtet wurde, konnte heuer der Winter-Kursus der Kunstschule nicht, wie üblich, am 1. Oktober eröffnet werden. Er nahm erst am letzten Mittwoch, den 18. dieses Monats, seinen Anfang. Die Zahl der bis jetzt aufgenommenen Schüler übersteigt die Gesammtzahl der Schüler des letzten Winterhalbjahres bereits um fünf Prozent. Aus den westlichen Staaten haben sich mehr Zöglinge denn je zuvor eingefunden, und auch die Anzahl der aus der Stadt Chicago angemelbeten Schüler ist eine größere, als in den vorangegangenen Jahren. Die Liste der im Laufe dieses Winters im Kunst-Gebäude stattfindenden Ausstellungen wurde gestern von der Verwaltung des „Art Institute“ wie nachstehend bekannt gegeben:

Vom 6. Novbr. bis zum 17. Dez.: Zwölfte jährliche Ausstellung von Werken der amerikanischen Malerei und Bildhauerkunst.

Vom 10. bis zum 19. Nov.: Ausstellung, veranstaltet von der „Chicago Ceramic Association“.

21. Nov. bis zum 3. Dez.: Ausstellung durch den „Atlas Ceramic Club“.

21. bis zum 31. Dez.: Ausstellung, veranstaltet von der „Art Students' League“ des Kunstinstitutes.

2. bis 28. Jan.: Spezial-Ausstellungen von Werken der Künstler Albert Herter, Hermann Dudley Murphy und Maurice B. Prendergast.

23. Februar bis 11. März: Jährliche Ausstellung, veranstaltet von der „Society of Western Artists“, wie auch eine Spezial-Ausstellung von Werken Chicagoer Künstler.

20. März bis 2. April: Jährliche Ausstellung durch den Chicagoer „Architectural Club“.

24. April bis 10. Juni: Jährliche Ausstellung von amerikanischen Wasserfarben-, Pastell- und Miniatur-Malereien.

Vom 15. Juni an: Ausstellung von Malereien, Zeichnungen und plastischen Arbeiten der Schüler des Kunst-Institutes.

In der im Mittelbau des Kunst-Museums befindlichen Fullerton-Halle werden, vom 31. Oktober ab, an jedem Dienstag, Nachmittags, Vorträge über bildnerische Kunst und Kunstgeschichte von nachverzeichneten Personen gehalten werden: Charles F. Binns aus Trenton, N. J.; Charles W. Seymour, und Elise J. Blattner aus St. Louis; Frederick W. Root und Rev. Dr. Frank W. Gunsaulus aus Chicago; Dr. Edwin J. Gardiner und F. Hopkinson Smith aus New York; William A. Otis, Lorado Taft, James William Pattison, Chas. Francis Browne und Professor Camillo von Klenze aus Chicago.

Sparsame Leute.

Vorsitzer Perry vom Finanz-Ausschuß für das Herbstfest hat diesen für morgen Vormittag um 10 Uhr zur Schlußabrechnung nach dem Zimmer Nr. 508 des Stock Exchange-Gebäudes einberufen. Wie Herrn Perry schon mitgetheilt worden ist, wird bei dieser Gelegenheit das sog. Bundeskomite von den ihm zur Verfügung gestellten $40,000 einen nicht verbrauchten Restbetrag von $8000 zurückerstatten. Dadurch wird der Festausschuß aller Verlegenheit überhoben werden und in die glückliche Lage gerathen, statt des befürchteten Defizits einen Ueberschuß von etwa $500 aufweisen zu können.

Vergnügungs-Wegweiser.

Powers.—Heute, deutsche Vorstellung.
Studebakers'—„Jolanthe".
Grand Opera House—„The First Violin".
Columbia—„His Excellency, the Governor".
McVickers—„The Great Ruby".
Lyric—„The Choir Invisible".
Hopkins—„Ein unbekanntes Melodrama".
Great Northern—„What Happened to Jones".
Alhambra—„A Man of Mystery".
Dearborn—„A Bachelors Romance".
Criterion—„Shannon of the Sixth".
Haymarket—Baudeville.
Academy—„On the Wabash".
Bijou—„On the Stroke of Twelwe".
Schelles Konzerthalle — Reilhofers Alpenjodler.
„Rienzi".—Konzerte: Sonntag Nachmittag, Mittwoch und Freitag Abend.

Für müßige Stunden.

Räthsel (157).
Von J. L. M.

Welchen Welttheil Du magst wählen,
In nicht einem werd' ich fehlen;
Mildre Luft und Sonnenschein,
Laden Kranke zu mir ein.

Wird mein Fuß als Herz genommen,
Kann ich keinem Menschen frommen,
Sei's im Alter, in der Jugend:
Stets entflieht vor mir die Tugend.

Silbenräthsel (158).
Von Clemens H. Roeske, Chicago.

Dürft' ich mich in Eure Kreise stehlen,
Mädchen! mir die schönste zu erwählen,
Folgt' ich nur der Ersten ganz allein!
Und ich würde als des Preises Zeichen
Sicher Dir die beiden Letzten reichen—
Mit dem Wunsch, das Ganze Dir zu sein!

Homonym (159).
Eingesch. von Charlotte Druehl, Chicago.

Der .. ist überall willkommen,
Darf zur schönsten Schönen kommen.
Die .. kann oft durch leises Drücken
Zarter Liebe hoch beglücken.
Das .. zu finden ist sehr schwer,
Mancher findt's von ungefähr.

Kreuzräthsel (160).
Eingesch. von S. Schmidt, Chicago.

1	2
3	4

Nicht, daß Du arm seist klage, weil
Gering ist Deine 1 und 4;
Ward Dir nur 3 und 4 zu Theil,
So bist Du reich, das glaube mir.
Hoch preisen alle 3 und 2
Die 3 und 4. — Wenn überall
Sie herrschte, wäre völlig frei
Von 1 und 2 der Erdenball.

Quadraträthsel (161).
Von Frau H. Weltmann, Chicago.

A	A	A	Ch	Ch	E	E
E	E	E	E	E	E	G
G	G	I	I	I	I	I
I	I	K	L	L	L	L
L	N	N	R	R	R	R
R	R	R	R	S	S	T
T	T	T	U	F	D	M

Die Buchstaben in obigem Quadrat ergeben in richtige Reihenfolge gesetzt:
1. Einen deutschen Reichstags-Abgeordneten und Dichter.
2. Einen Vaterlandsvertheidiger.
3. Ein Bindewort.
4. Eine Stadt in Italien.
5. Eine musikalische Bezeichnung.
6. Einen Körpertheil.
7. Beschaffenheit von Gebirgswegen.

Die diagonalen Linien von unten nach oben gelesen, ergeben die Namen zweier deutscher Dichter.

Bilderräthsel (162).



Neben-Räthsel.

Räthsel.
Eingesch. von Frau H. Froehlich.

Mit a sucht es so mancher auf,
Daß Trost es spende ihm und Frieden,
Dem's immer nur mit einem u
Die Welt, die lärmende, beschieden.

Scherzräthsel.
Eingesch. von F. Schmidt, Chicago.

Wenn Du Gelegenheit mal hast,
So laß von elf gegeb'nen Zeichen
Ein Zeichen fort, die andern stelle um,
Dann wirst das Gegentheil Du schnell erreichen.

Charade.
Eingesch. von Rudolf Schweitzer.

Meine erste, starr und kalt,
Tödtet oft die zweit' und dritte;
Von verändertem Gehalt
Weilt sie auf der Tafel Mitte.
Meine zweit' und dritte blüht
Ueberall, wo Menschen weilen,
Die Natur in ihr erglüht,
Bis sie Schnee und Frost ereilen;
In dem Ganzen hat ein Held
Einst erblickt das Licht der Welt,
Der sein Licht gar hoch gestellt,
Daß uns Licht im Glauben werde.

Lösungen zu den Aufgaben in voriger Nummer:

Räthsel (151).
Luftschloß.
Richtig gelöst von 129 Einsendern.

Räthsel (152).
Muthwille.
Richtig gelöst von 94 Einsendern.

Zahlenräthsel (153).
Saturn, Saat, Trau, Tau, Sau, Nas', Satan.
Richtig gelöst von 91 Einsendern.

Homonym (154).

S M
SCHWAN
HAAR
WALD
MARDER
N R

Schwan, Marder, Haar, Wald.
Richtig gelöst von 85 Einsendern.

Diamanträthsel (155).

P
AAL
TAUBE
SCHLEIE
FRANKFURT
PAULKRUEGER
STRAUBING
BRUEGGE
HAGEN
MET(H)
R

Paul Krueger.
Richtig gelöst von 44 Einsendern.

Bilderräthsel (156).
Das Korn verjagt der Wind nicht, aber die Spreu.
Richtig gelöst von 47 Einsendern.

Richtige Lösungen
sandten ein:

Frau E. C. Johnson, Jefferson Park, Ill. (2); Hugo Illing (6); Anton Bialk (2); Geo. Geerdts, Maywood, Ill. (6); Christ. Eckel, Winnetka, Ill. (2); J. J. Hennecke (2); Rosa Birker, Steger, Ill. (3); Frau Laura Meier (5); Adam Kirschbauer (4); M. Roeschlein (3); Emilie Roller (2); Frau C. Runge, Austin, Ill. (6); Bernh. und Adolf Berhold, Oak Park, Ill. (6); Matilda Frey (1); Rud. Schweitzer (6); Ludwig L. (3); Frau Miller (2); Anna Schoepfer (2); Sigmund Freund (3); Wm. Schaper, Hammond, Ind. (6); M. A. M. S. (3); Luise Schwan (6); Auguste Schwemer (4); Frau H. Lorenz (5); Frau N. Ziebell (4).

Marie Streuber (6); Frau H. Weltmann (5); Frl. Luise Birkenmeier (1); Frau Th. Starke (3); J. C. Weigand (6); Frau Augusta Lonk (2); Frau L. Jahn (4); Frau Charles Druehl (3); N. Peters (4); A. F. Hintze (6); Frau A. Milling (4); Frau L. Büttner (5); M. Ballmann (3); Frau M. Wiese (1); Frau Bertha Wendlandt (5); Frau C. Jonas (2); Joseph Singer (4); Frl. Erna Schwaan (5); Frau Magda Helbich (3); Otto Krull (4); Frau Ida Malkowsky (6); Frl. Maria Mühl (2); John Spendler (2); Frau K. Mueller (4); Alma Brehme (6).

F. Schenck (5); Frau Salome Katz (2); Frau Bertha Gleinich (6); Frau Auguste Schulz (1); Ella Wulff, South Chicago (1); Frau Helene Nehlsen (5); Frau Anna Wilde (2); Frau Auguste Wuest (1); Frau Rötzheim (3); John A. Wuest (1); A. Hubert (2); Anna Hotton (3); Frau C. Scheffler (5); Nic. Koeppler (3); R. Zepernick (3); Fr. Zuegel (2); Wm. Teubel (5); Selma Loewenthal (1); G. Michael, Hammond, Ind. (5); Bertha L. (3); Fred. Moerl, Roseland (5); Frau Martha Jahn (3); Frau Anna Pecher (1); Frau M. Wiese (3); Frau H. Froehlich (6).

J. G. Romero (4); L. Schmalholz (5); F. L. Piest (5); Max v. Hertzberg (3); Frau Chas. Bachrodt (4); Andreas Heimburger (6); Frau Erna Schaefer (3); Franziska Eikenkoeter (5); Anna Wensky (3); L. Stokan (4); Henry Langfeldt (2); Frau Helene Pieper (5); Julie S. (4); Frau F. Zielke (3); Frau Schmidt (3); Frau Emilie Bongnomi (1); Ernest Klann (3); C. C. Reinhold (6); Minchen S. (6); Frau Bertha Kropp (3); Karl Metzger (2); Theo. C. Goebel (6); Frau Neu, Whiting, Ind. (6); Frau Amalie Siebold (2); C. A. Boehler (5).

A. W. Hohhof (2); Frau Sidonie Hepner (4); Chas. Baumann (3); Frau M. Krimmel (4); Frau S. Kemper (4); Frau Marie Haase (5); F. Abendroth (6); August Polez (4); Henry Biel (5); E. Dreyer (3); Frl. Rosa Werner (6); C. L. Scharien (5); Frau M. Hoyng (5); Frau M. Elsner (5); W. H. Schmidt (2); S. Schlesinger (1); A. F. Marx (6); Frau Bertha Riemann (6); Otto Hirt (3); Emil Schweikart (3); K. Klaiber (5); Marie Muehl (3); Schütz (4); E. Huebner (3); Sophie Schaefer (3).

Prämien gewannen:

Räthsel (151). — Loose No. 1—129; Frau Rötzheim, 2421 Wentworth Ave., Chicago; Loos No. 57.

Räthsel (152). — Loose Nr. 1—94; Frau N. Ziebell, 1856 N. Seeley Ave., Chicago; Loos No. 23.

Zahlenräthsel (153). — Loose 1—91; Frau L. Büttner, 160 Evergreen Ave., Chicago; Loos No. 25.

Homonym (154). — Loose No. 1—86; Bertha L., 1981 Elston Ave., Chicago; Loos No. 41.

Diamanträthsel (155). — Loose No. 1—44; Frau Luise Schwan, 625 W. Taylor Str., Chicago; Loos No. 9.

Bilderräthsel (156). — Loose 1—47; Andreas Heimburger, 328 Cortland Str., Chicago; Loos No. 27.

Lösungen zu den „Nebenräthseln" in voriger Nummer.

Räthsel. — Der Buchstabe R.
Räthsel. — Kork, Korb.
Scherzräthsel. — Michel, Sichel.

Die Nebenräthsel in letzter Nummer wurden sämmtlich oder theilweise richtig gelöst von:

Frau E. C. Johnson, Jefferson Park, Ill.; Hugo Illing; Anton Bialk; Christ. Eckel, Winnetka, Ill.; Geo. Geerdts, Maywood, Ill.; Rosa Birker, Steger, Ill.; Frau Laura Meier; Emilie Roller; Frau C. Runge, Austin, Ill.; Bernh. und Adolf Berhold, Oak Park, Ill.; Matilda Frey; Rudolf Schweitzer; Ludwig L.; Frau Miller; Anna Schoepfer; Sigmund Freund; M. A. M. S.; Frl. Auguste Schwemer; Frau H. Lorenz; Marie Streuber; Frau H. Weltmann; Frl. Luise Birkenmeier; Frau Th. Starke; J. C. Weigand; Frau Charlotte Druehl; Frau A. Milling; Frau L. Büttner; Frau Bertha Wendlandt; Frau C. Jonas; Frl. Erna Schwaan; Frau K. Mueller; Alma Brehme; Frau Salome Katz; Frau Auguste Schulz; Frau Helene Nehlsen; Frau Anna Wilde; Frau Auguste Wuest; Frau Rötzheim; John A. Wuest; Anna Hotton; N. Koeppler; R. Zepernick; Selma Loewenthal; Fred. Moerl; Frau Martha Jahn; Frau Anna Pecher; Frau M. Wiese; Frau L. Schmalholz; Elfriede Luetke; Frau Chas. Bachrodt; Andreas Heimburger; Frau Erna Schäfer; Franziska Eikenkoeter; Anna Wensky; L. Stokan; Hy. Langfeldt; Julie S.; Frau F. Zielke; Frau Schmidt; Frau Emilie Bonanomi; C. C. Reinhold; Minchen S.; Frau Bertha Kropp; Karl Metzger; Frau Neu, Whiting, Ind.; Frau Amalie Siebold; Frau A. W. Hohhof; Sidonie Hepner; Chas. Baumann; Frau M. Krimmel; Henry Biel; E. Dreyer; C. L. Scharien; Frau M. Hoyng; Frau W. Elsner; A. F. Marx; Otto Hirt; K. Klaiber; Marie Muehl; — Schuetz; E. Huebner; Sophie Schaefer.

Briefe an den Räthsel-Onkel.

Chicago, 15. Okt. '99.

Onkel, ich bin begierig, ob Ihr Waisenknabe jemals auch für mich einen Glücksgriff thut. Mein Mann sagt zwar, ich könne nie Glück im Spiele haben. Sie wissen ja wohl schon, warum. Das ist ja aber blos seine eigene Ansicht, deshalb gebe ich die Hoffnung und vor Allem das Räthsellösen nicht auf. Gruß.
H. L.

Chicago, 18. Okt. '99.

Lieber Onkel!
Sie wollen Ihren treuen Nichten wohl den Mund wässerig machen, indem Sie einen extra Preis für die fleißigste Löserin versprechen; aber lieber Onkel, da sollte man noch erst wissen, was für ein Preis, damit es nicht so viele Enttäuschungen gibt, wie mit Ihrem Bild. Mit Gruß
Frau K. M.



Der Räthselonkel.

Chicago, Mittwoch, den 18. Okt. 1899.

Wippchen's Rath, den Hobo mit meinen Versfüßen zu zermalmen, war — verzeihen Sie das harte Wort — für die Katz. Wie ein nasser Pudel hat er sich die Ergüsse meiner Muse abgeschüttelt, boarded ruhig bei meiner Alten, und verkauft meine Wetzsteine und Kartoffelmesser. Wippchen, dem ich unter heftigen Vorwürfen diesen Mißerfolg unter die Nase rieb, fiel mir um den Hals und schluchzte. „Albert," sagte er tief gerührt, „warum bedenken Sie nicht, daß die Muse auch eine Kuh ist, die uns mit Butter versorgt; wie schon Schiller gesagt, aber wovon er selbst leider wenig gemerkt hat. — Wenden Sie einen Herausgeber an sich, aber Albert, dichten Sie, daß die Gletscher des Chimborazzo sich in graues Marlitt-Herzwasser verwandeln." — Ich dichtete drei Tage und drei Nächte ohne Unterlaß. Dann holte ich mir das Hemde (ein Hemde könnte zu übertriebenen Vorstellungen meines Wäschebestandes führen), borgte mir den Stovepipe vom Janitor, welcher Kopfschmuck bei feierlichen Gelegenheiten sämmtlichen Bewohnern des Tenementhauses leihweise überlassen wird, und schlich dann, wie Möros zum Tyrannen, mit meinen Gedichten unter dem Gewande, zum Herausgeber. Er fragte mich ähnlich, was ich unter dem Chiton verborgen habe. „Gedichte", antwortete ich. „Gedichte? Gedichte?? Gedichte!!! Herr, bringen Sie in Ihrem stadtbekannten Sätchel Dynamit, Roburit, Melanit in meine Office und ich werde mit keiner Wimper klimpern, aber der bloße Gedanke an ein Gedicht führt mir die ganzen Schrecken der gefährlichen Lage eines Herausgebers vor Augen. Wie der Hauch des ersten Frühlingswehens den Schnee auf unseren Bergen schmilzt und den ersten Anstoß gibt zu dem Sturz der Lawine, so folgt dem unschuldigst klingenden Liede an den Lenz das Verderben in Stanzen, Sonaten, Balladen, Romanzen, bis schließlich mit einem sechsaktigen Trauerspiel der arme Herausgeber mit sammt seinem Personal verschüttet ist. Ja, wenn man blos schlechte Gedichte, wie Ihr gewerbsmäßigen Poeten sie macht, aufnehmen müßte! aber bedenken Sie, wir müssen dann auch gute Gedichte aufnehmen. Gedichte, die gut befunden sind von Tanten, Onkeln, Vettern und Basen, von ganzen Vereinen, vom Liebsten, der sie, auf rosa Papier geschrieben, an die Lippen gedrückt; gut befunden von Leuten, die zu den besten Abonnenten gehören. — Junger Mann! Gehen Sie nach Hause und dichten Sie in stillem Kämmerlein, aber kommen Sie mir nie wieder vor die Augen. Also auch diese Hoffnung ist hin, lieber Onkel. „What next?"
Albert Weiße.

Geehrter Räthselonkel!
Onkelchen! nach dem Lesen Ihrer freundlichen Zuschrift habe ich so etwas wie „moralische Entrüstung" verspürt, aber nicht auf lange. Ich bin eine zu biedere „Creature", um eine Entrüstung zu heucheln, und deswegen fing ich an — ganz unbändig zu lachen. — Nein, mir so etwas zuzumuthen! Jetzt möchte ich doch aber gerne wissen, ob Sie nicht ein klein wenig roth waren, als Sie mir Ihren onkellichen Rath ertheilten. Ihr Trost klingt so verlockend, aber wenn Sie mir keine bessere Rache in Aussicht stellen können, als eine so zweifelhafte, da bleibe ich doch lieber ungerächt. Eigentlich sollte ich den Spieß umdrehen, und mich an Ihnen rächen und zwar wegen dem Liede: „Was kriegt die Jule mit". Der Name Julie gefällt mir ohnedem nicht, und warum? Weil ich deswegen immer nur geneckt bin. Wenn ich wohin zu Besuch komme, da wird gleich gefragt, wo mein Romeo geblieben ist; wenn ich Jemanden lange nicht schreibe, so wird gesagt, daß hinter der Julie ein Romeo steckt, und nun Ihr Lied! Das hatte mir gerade noch gefehlt. Wenn es anginge, ich hätte den Namen schon längst gegen einen anderen umgetauscht — ja, ich bin überzeugt, daß ich bei der Taufe eine starke Opposition durch Schreien und „Kicken" gemacht habe, aber, wie Sie sehen, geholfen hat es gar nichts. Weil ich es aber nicht mehr ändern kann, so will ich Ihren zweiten Rath befolgen, und mich nicht mehr ärgern. Ja, ich will mich nicht einmal darüber ärgern, daß Sie mir das versprochene Buch nicht geschickt haben. Sie sind halt der Ansicht, daß das Versprochene lange schön bleibt. Nun will ich Ihnen, Onkelchen, noch einen Rath geben! Anstatt daß Sie uns eine Haarlocke schicken, senden wir (ein jeder aus der Räthselecke) Ihnen eine solche. Ich bin sicher, daß Sie genug Haare zusammenkriegen, um sich damit ein Sopha auspolstern lassen zu können, und (das wird wenigstens praktisch) das ist doch mehr, als ein gefeierter Dichter verlangen kann. Derselbe kann auf Lorbeeren ruhen, aber auf so einem Originalsopha nicht. Mit Gruß.
Julie S.

Chicago, 18. Okt. '99.

Lieber Onkel!
Wenn Sie nicht bald Ihrem Waisenknaben einen Wink geben, daß er mir auch mal so ein Büchlein zukommen läßt, dann gebe ich den Leuten Recht, die da sagen, Ihr Bild wäre nicht schön. Ich fange jetzt sogar an zu glauben, daß ich im Spiel kein Glück habe. Doch habe ich trotz allem die Geduld noch nicht verloren. Wenn Ihr Waisenknabe, oder ists gar ein Waisenmädchen, noch ein wenig Mitleid hat, so soll er mir doch auch mal das große Loos ziehen. Es grüßt Sie Ihre
A. W. H.

Chicago, 18. Okt. '99.

Werther Onkel!
Schönen Dank für das Buch, dem kleinen Waisenknaben meinen verbindlichsten Dank für die Glücksnummer, die er für mich gezogen. Sagen Sie mal, Onkel, ist der Herr auch so liebenswürdig, wie Sie?
Frau M. W.

Der „Sonntagsdichter".

Einstmals, da setzt ich mich zum dichten nieder,
Es war an einem Spätjahrs-Sonntagnachmittag;
Wollt' singen meiner Seele schönsten Lieder,
Vergessen aller Menschen Sorg' und Plag';
Wollt' frohe Lieder singen, die erzählen
Von Liebe, Glück und hellem Sonnenschein,
Doch wußt' ich nicht, was erst ich sollte wählen,
Und später, — fiel mir leider nichts mehr ein. —
Da zürnt' der Tinte ich, der Feder,
Nahm meinen neuen Sonntagshut,
Macht' einen Gang in's Freie, wie fast jeder,
Und dacht — zum Dichten bist Du doch zu gut.
Carl Otto.

Sehr richtig gedacht!
Der Onkel.

Lieber Onkel!
Nur, damit Sie die „wohlbekannte Handschrift unter den einlaufenden Korrespondenzen nicht vermissen" sollen, beeile ich mich, Ihnen hier einige Lösungen der letzten Preis- und Nebenräthsel einzusenden. „Schick' sie nur ein", sagt meine Alte, „aber kriegen thust Du doch nichts!" und sie hat Recht, denn der unter Ihrer Leitung — pardon! ich wollte sagen, Aufsicht stehende Knirps hat bisher noch jede andere, nur nicht meine Glücksnummer aus seinem Angstrohr herausgezogen. Aber das thut nichts, ich tröste mich mit der Hoffnung, wenn der liebe Himmel mir ein langes Leben schenkt, daß ich doch noch einmal zu einer deutschen Bibliothek komme, und wäre es auch nur eine antiquarische.

Gestatten Sie mir noch über Ihre Schulter hinweg, Ihrer neuen Nichte, also unserer neuen Kusine, E. S. das an Sie gerichtete, und von Ihnen richtig gelöste Räthsel dahin zu beantworten:

Auf Dein erstes Diebeszeichen
Gäb' gern ich Dir das Liebeszeichen,
Das heißt — Du mußt mich recht versteh'n—
Wenn Du noch jung bist und auch schön,
Sonst verzicht' ich gern auf den Genuß,
Und wär'st Du selbst der größte Pfiffikus.—

Lieber Onkel! hat unser Albert sein einst so lukratives Kartoffelmesser- und Wetzstein-Geschäft wirklich ganz an den Nagel gehängt? Warum drückt er sich um unsere Räthselecke? Warum schlägt er seinen Stammtisch nicht in unserer trauten Ecke, unter seinen lieben Bekannten auf, wo doch Raum und keine Krinolinen sind? Alle diese Fragen, lieber Onkel, müssen Sie mir, wenn Sie mir wirklich nur ein Bischen zugeneigt sind, beantworten, denn ich stelle sie im Namen Vieler.

Vorläufig will ich meiner gepreßten Brust durch die erleichternden Worte Luft verschaffen:

„Wie groß sind die Ochsen*),
Wie verständig war die Kuh,
Heil Dir, Mrs. O'Leary!
Wo aber, Albert, steckst Du?"
Sigmund Fr.

*) Des Mr. Murphy wegen.

Chicago, 15. Okt. '99.
(3 Uhr Nachmittags.)

Sehr geehrtes „Phantasie-Gebilde" von Räthsel-Onkel!
Mit Ihrem „Konterfei" haben Sie mir einen großen Dienst erwiesen und mit seinem Erscheinen in der „S.-P." mich mit einem Male alles Grübelns und Nachdenkens enthoben, mit dem sich mein Gehirn schon wochenlang plagte. Ich konnte nämlich für den ersten Maskenball, den ich diesen Winter besuchen werde, keine passende Maske (originell soll sie sein) finden. Jetzt habe ich sie: Als Räthselonkel der „S.-P." werde ich gehen! eine schöne und kluge Nichte habe ich auch schon gefunden (dies sage ich Ihnen aber nur ganz im Vertrauen, sonst, wenn meine Alte ... na, Sie wissen ja!), sogar Eine aus des Onkels Familie. Na, nu haben's die Bescheerung. Besten Gruß Ihr Neffe
C. A. B.

C. A. B. — Freundlichen Gegengruß. Die Veröffentlichung Ihrer hübschen Kaffeeplauderei und die Beantwortung muß aber wegen Raummangel heute unterbleiben. Desto gründlicher wird sich der Onkel den lieben Neffen nächste Woche vornehmen.

Chicago, 17. Okt. '99.

Besten Dank für das schöne Buch, werde mein Glück von Neuem versuchen.
Marie Streuber.

Räthsel-Briefkasten.

Fred. M. — Sie fragen: „What's the matter with the orphanboy?" — Oh — „he's all-right!" Fragen Sie nur bei den dieswöchentlichen Gewinnern an, die werden's Ihnen bestätigen.

Frau Anna P. — Sie haben Recht. Geradezu ist der nächste Weg muß es heißen. Ein Flüchtigkeitsfehler, für den es bei einem so alten Knaben, wie dem Räthselonkel allerdings kaum eine Entschuldigung gibt.

Frau H. F. — Gewiß hatte der R.-O. Sie schon vermißt, aber sollte er fragen, wo Sie steckten? Das ginge doch wohl nicht gut an.

Frau M. H. — Sie würden das Bilderräthsel vermuthlich leicht haben lösen können, wenn Sie etwas genauer hingesehen und dabei auf der Nase des „Biests" das Horn gesehen hätten, das es zum Nashorn stempelt.

Frau A. W. — Buch wurde abgeschickt. Hoffentlich findet es Ihren Beifall.

Frau E. B. — Ihrem Wunsche gemäß ist der Onkel bezüglich Ihrer liebenswürdigen Zuschrift stumm wie das Grab — aber nun wird er doch auch die Karte erhalten? — Gruß.

Minnchen S. — Reizend liebenswürdig! Wenn Sie dem Onkel einige kleine Aenderungen gestatten, wird er Ihr Räthsel demnächst benutzen.

Geo. G. — Dank für das Räthsel, das nächste Woche Verwendung finden soll.

Christ. E. — Ein guter Vorsatz, dem Sie hoffentlich treu bleiben werden.

J. W. — Doch wohl etwas zu alt und zu bekannt. Die Mitglieder der Räthselgemeinde sind durchaus nicht von gestern und sie würden sich die Ausgrabung solch' alter Witze kaum gefallen lassen.

Ludwig L. — „Rathfaul"? Als Wort ganz gut, als Eigenschaft schlecht, es gibt nämlich Menschen, die darunter denkfaul verstehen könnten — und das trifft für Sie doch gewiß nicht zu, — weshalb auch der Schein besser vermieden wird. Gruß.

Anna Sch. — Sie drücken die Hoffnung aus, daß auch für Sie in dem großen Herzen des Onkels noch ein Plätzchen sich finden möge? — Nun, natürlich! Helle Freude hat der Onkel an jedem Zuwachs seiner Gemeinde und er möchte solche Anfragen am liebsten beantworten mit dem Sang: „Nur herein, nur herein, nur herein, herein in mein großes Herze", aber seine Stimme ist etwas rauh und die Worte klingen so frivol und nach der Gasse, daß er damit die feinfühligen Nichten wahrscheinlich nur verletzen würde und darum Ihnen und allen neuen Nichten und Neffen nur ein fröhliches Willkommen!

M. E. — Buch wurde Ihrem Wunsche gemäß mit der Post geschickt. Hoffentlich gefiel es.

Frl. Louise B. — Der Onkel kommt noch! — — —So, und nun, Nichtchen, ein herzlich Willkommen! Und ebenso willkommen werden jederzeit Zuschriften und Räthselaufgaben sein. Der Onkel hofft auch auf lange Freundschaft, und weil er dies thut, sagt er das wahrscheinlich Unangenehme zuerst: Luischen, mach' Dir keine Hoffnung auf eine abermalige so angenehme Ueberraschung. Einen jungen schnurrbartgewichsten Onkel hast Du diesmal nicht erwischt. Er hält sich auch nicht für besonders schlau, aber gut meint er's mit seinen guten Nichten! Kannst Du einen solchen Onkel brauchen?

Sigmund Fr. — Suche, so wirst Du finden. Albert ist wieder da und wird hoffentlich noch recht lange bei uns bleiben.

Nein, wie der Onkel Ihnen jenen Rath gab, da ist er nicht roth geworden dabei, aber roth wird er bis über die Ohren ob Ihres großartigen Vorschlags — roth aus Bescheidenheit und heimlicher Freude, obwohl er sich sagen kann, es wär' zu schön und wird nichts werden. Ah, hätte er nur so ein Haarlockenkissen, wie sanft würde sein graues Haupt darauf ruhen und welch' schöne Gedanken würden ihm dabei kommen. Julchen, machen Sie einen schönen Anfang zum schönen Werke und schicken Sie eine Locke Ihres Rabenhaares!!!

Julie S. — Der Onkel hat's ja immer gesagt: Die Julien sind die reizendsten, liebenswürdigsten aller Mädchen, deshalb hat er sich auch eine Julia zur Frau genommen! Also machen Sie ihm den schönen Namen nicht schlecht und behalten Sie ihn; er ist bei den Männern sehr beliebt— und das ist doch wohl die Hauptsache.

Hugo J. — Dank für das eingeschickte Räthsel — soll benutzt werden — auch Dank für Ihre freundlichen Worte für des Onkels vielgeschmähtes Konterfei. Könnte er sich machen, wie er sein möchte, er würde Apoll verdunkeln, und keines seiner Nichtchen sollte klagen dürfen. Denn den Frauen zu gefallen war von jeher sein Streben, sintemalen sie ihm so sehr gefallen und Freude machen und er als gerecht denkender Mensch der Ansicht ist: eine Liebe ist der andern werth. Leider macht es ihm die Natur etwas schwer, den löblichen Vorsatz auszuführen. —

Frau Bertha R. — Sie hatten nichts gut zu machen und haben den Onkel nur wieder in Ihre Schuld gebracht durch Ihr freundliches Schreiben und die Einsendung neuer Aufgaben. Also vorläufig Dank — die Aufgaben sollen Benutzung finden.

M. A. M. S. — Es fehlte dem kleinen Nichtchen an Muth, an den Onkel zu schreiben? Ah, so was mag der Onkel nicht wieder hören! Uebung macht den Meister. — Der Onkel könnte Ihnen eine ganze Reihe Namen nennen, deren Träger sich in der kurzen Zeit von sechs Monaten von schüchternen Anfängern zu ganz geriebenen Räthsellösern herausbildeten — durch Uebung. Also: „Auf's Wiederhören", wie Nichte Elfriede L. sich in einer Zuschrift sehr gelungen ausdrückt.

E. C. R. — Ihre erste Zusendung bringt uns richtige Lösungen für sämmtliche Aufgaben — à la bonheur — ein Anfang, der auf einen Meister schließen läßt!

Theo. C. Goebel, M. K. Clark und viele Andere. — In der Aufgabe No. 153 hat sich allerdings ein schlimmer Fehler eingeschlichen. Die von Ihnen eingeschickten Lösungen sind natürlich richtig. Die 7 ist in der Aufgabe überall an Stelle der 6 getreten, und das wurde dadurch möglich, daß O. H. in der Redaktion als zuverlässig bekannt ist und weder der Onkel noch der Korrekturleser es in dem vorliegenden Falle für nöthig hielt, die Probe auf das Exempel zu machen. Es muß schon eingestanden werden, daß die Aufgabe ohne Prüfung in den Satz gegeben wurde und der Korrekturleser sich streng an die „Copy" hielt. Das war eine Nachlässigkeit und berechtigt zu dem Tadel, der dem Onkel darob wurde. Da sich's aber nicht mehr ändern läßt, kann der Onkel nur versprechen: „Ich will's nicht wieder thun." In seiner Kindheit wurde ihm das sehr leicht, jetzt kommt es ihm sehr schwer an, und die verehrten Nichten und Neffen können es ihm glauben, daß er schwer bestraft ist für seine Nachlässigkeit, dadurch, daß er jenes alte Schulbubenversprechen noch auf seine alten Tage geben muß.

Maria M. — Nun wollen wir einmal sehen, wer fleißiger sein wird, Sie oder Ihre Namensbase, die Sie in der Räthselecke entdeckten! Gruß!

Frau Neu. — Gewiß, Sie hätten eine gute Chance, wenn ein solcher Preis ausgesetzt würde. Aber da ist noch nichts beschlossen, und wenn der Gedanke zur Ausführung kommen sollte, dann würde natürlich noch besondere Vorsicht benutzt werden, ja keine Lösung zu übersehen. Unterdeß hofft der Onkel, daß Sie auch bei der Ausloosung bald einmal Glück haben mögen. Gruß.

Charl. Dr. — Nun, sind Sie heute zufrieden?

M. B. — Ohne Begeisterung
Keine Bemeisterung.
Doch ohne Ringen
Auch kein Gelingen.

Frau L. B.—Aus Ihrer Einsendung schon läßt sich erkennen, daß Sie keine Anfängerin sind in der Kunst des Räthsellösens. Natürlich freut es den Onkel, daß Sie sich so lange schon für seine Arbeit interessiren, aber wenn man mit Recht sagt: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß", so ist es auch wahr, daß was ich nicht weiß, mich nicht anfeuern kann und sei's noch so erfreulich, weil ich's nicht weiß. Deshalb sind ihm die Nichten die liebsten, von denen er hört.

A. B......d. — Sie haben sich da viele Mühe gegeben in der Neubearbeitung eines alten Gedankens, an dessen einmaliger Benutzung genug ist. Versuchen Sie's doch lieber mit etwas Neuem!

Erna S. — Wie anderswo über verlorene Söhne, so ist in der Räthselecke über die Rückkehr verloren geglaubter Nichten besondere Freude. Aber nun, Fräuleinchen, bleiben Sie dem alten Onkel treu!

Anna Schoepfer, Frau Th. Starke, Frau Charlotte Truehl, Frau Anna Wilde, Frau Anna Pecher, C. L. Scharien, E. Huebner.— „Willkommen im Verband der Pfiffikusse!" (oder „küsse"?) — Gezeichn.: Frau E. S. Räthselonkel.

Abonnent. —Von Ihrem freundlichen Angebot machen wir vielleicht später einmal Gebrauch. — „Abendpost" und „Sonntagpost" portofrei nach Deutschland kosten $2.65 für drei Monate.

Anna W. — Wenn wir auch das eingesandte Räthsel, weil zu bekannt, nicht werden benutzen können, so haben Sie doch des Räthselonkels Dank für den guten Willen. Wenn Sie fleißig einschicken, wird auch der Waisenknabe früher oder später etwas für Sie thun.

Wm Sch. — Nur sehr widerstrebend ist der Onkel Ihrem Wunsche nachgekommen, denn er konnte gar nicht einsehen, warum Ihre angenehme Plauderei den Lesern der Räthselecke vorenthalten bleiben soll — doch Ihr Wunsch war ja natürlich Befehl! Für die Zukunft aber lassen Sie wohl derartiges Wünschen sein, wie? — Nein, Sie haben falsch gesehen, der Onkel läßt sich von seinen 40 und etlichen Jahren nichts abhandeln, dazu sind ihm die Jahre zu theuer zu stehen gekommen. Gruß!

Augusta L. — Ihr Mäusegeschichtchen ist ganz hübsch, doch fehlt für heute der Platz zur Veröffentlichung. Wenn Sie einmal von den Mäusen hören — vielleicht dann. Gruß!

Frl. Erna S. — Fräuleinchen, Fräuleinchen! Steckt da nicht noch etwas Anderes dahinter? Warum fehlte es an der Zeit zum Räthsellösen? — —

C. L. Schar. — Das Leistenräthsel wanderte nicht in den Papierkorb, sondern wird in nächster Nummer als Preisaufgabe zu finden sein.

M. H...g. — Diesmal richtig? — Gruß!

Frau C. J. — Sind schon gewöhnliche Plattdeutsche, wie Landsmänner jeder andern Schattirung jederzeit willkommen, so finden plattdeutsche Engel natürlich ganz besonders freundliche Aufnahme und offene Arme, selbst wenn sie vom Radeln her noch Pluderhosen tragen.

H. L. — Das von Ihnen angedeutete Sprichwort stimmt nicht. Ein Blick auf die wöchentlichen Gewinnlisten zeigt, daß von der ganzen Räthselverwandtschaft gerade die Frauen am häufigsten Glücksnummern aus der „Stovepipe" ziehen. Na, und wir wollen doch hoffen, daß sie Alle Glück in der Liebe haben — wo hätten sie denn sonst ihre guten Männer herbekommen sollen?!

Frau M. W. — Oh, der ist noch viel liebenswürdiger — und viel schöner!

Frau K. M. — Wird schon noch kommen, der Gedanke ist noch nicht ganz reif zur Ausführung. Für Weihnachten ist's wohl schon zu spät, wir fangen darum vielleicht erst mit dem neuen Jahre an, denn rückwirkend können wir das nicht gut machen.

Erna Sch. —. So so, Frau genügt Ihnen. Das bescheidene „genügt" macht den Onkel lächeln. Ja, wie denn? — wenn Frau nicht dem Fräulein vorzuziehen wäre, weshalb sollten sich denn unsere Fräuleins so sehr danach sehnen, Frauen zu werden? Aus reiner Menschenliebe etwa?, nur um den Männern, die, wie ja allbekannt, sämmtlich Scheusäler, egoistische Tyrannen usw. sind, das Leben angenehm zu machen? Ih, das glaubt ja kein Lebendiger und Sie, Sie glückliche Mama, Sie glauben's erst recht nicht. So ist's doch, nicht wahr? — Die Rössel werden wir bald springen lassen.

A. W. H. — Sie sind grausam, Gnädigste! Sie fassen den Onkel an seiner verwundbarsten Stelle an, — denn er ist sehr stolz auf seine Schönheit! — um, na, um ihn wohl gar zum „Korrigiren des Glücks" zu verleiten. Na, das ist Ihre Absicht nicht, das weiß der Onkel schon; er wird auch mit dem Knaben reden, so weit das angeht, und hofft, daß das Erfolg haben möge. Gruß!

R. Z. — Machen Sie sich keine unmöglichen Hoffnungen. Zu einem berühmten Heerführer (das Pantoffelheldenthum ist in dem Felde doch kein Hinderniß), zu einer Ballettänzerin, ja zu einem fanatischen Wassertrinker mag sich der Onkel noch auswachsen — das Mögliche ist immer möglich — zu einem Erbonkel nicht, das ist das Unmögliche!

Vom Skat

redigirt von

Carl Leder, 845 N. Clark Str.

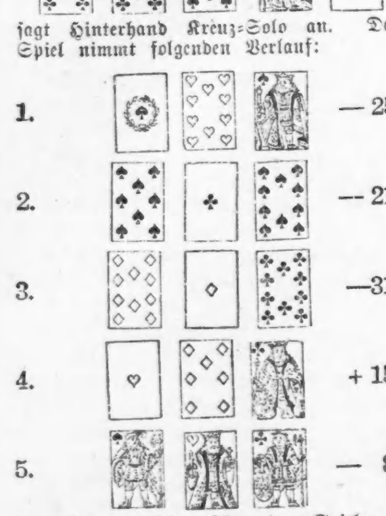
Aufgabe Nr. 32.

Bei folgender Kartenvertheilung:

Vorhand:

Mittelhand:

Hinterhand:



sagt Hinterhand Kreuz-Solo an. Das Spiel nimmt folgenden Verlauf:

1. — 25.
2. — 21.
3. — 31.
4. + 15.
5. — 8.

Die übrigen Stiche gehören dem Spieler.

1. Frage: Sind Fehler vorgekommen?

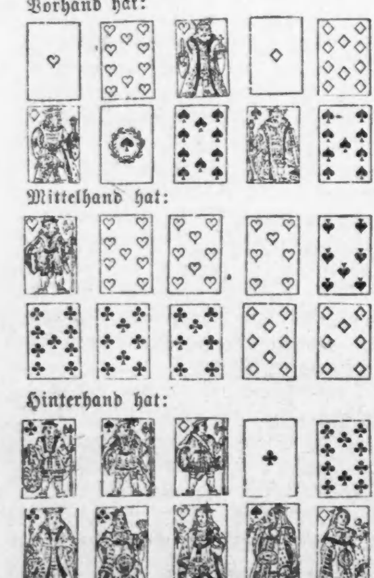
2. Frage: Welchen Einfluß würde es bei fehlerloser Spielführung auf das Resultat des Spiels gehabt haben, wenn die Vorhand Schüppen-8 und -7 gegen Eckstein-8 und -7 der Mittelhand umtauschen muß?

Auflösung der Aufgabe No. 31.

Vorhand hat:

Mittelhand hat:

Hinterhand hat:



Vorhand gewinnt Kreuz-Frage mit 62 Point. Dies zeigt, daß Frage nicht zu verachten ist und daß dieselbe Null Ouvert und Grand aus dem Felde schlagen kann.

Die lange Farbe.

Die Hauptregeln für das Gegenspiel sind folgende:

1) Man suche den Spieler soviel als möglich im Trumpf zu schwächen, dadurch, daß man ihn zum Stechen nöthigt.

2) Der Spieler muß daran verhindert werden, seine schlechten Nebenkarten auf niedrige Blätter des Gegners abzuwerfen.

3) Der Spieler ist so oft als möglich in die Mitte zu nehmen.

Um die Zwecke zu erreichen, dient aber vor Allem das Ausspielen der langen Farbe und bleibt es sich gleich, wo der Spieler sitzt, ob hinten oder vorn, die lange Farbe ist f a st immer richtig, kurze Farbe ist f a st immer falsch.

Die Regel, daß, wenn der Spieler in dritter Hand, d. h. zur Rechten des Anspielenden sitzt, zunächst die kurze Farbe anzuziehen ist, ist nicht richtig. Durch das Anspielen der kurzen Farbe spielt man dem Spieler gewöhnlich in die Hand, durch das Anspielen der langen Farbe zwingt man ihn zum Stechen. Man spricht von dem Segen der langen Farbe. Hat der Spieler ein schwaches Spiel, so kann er nie gewinnen, wenn er gezwungen wird zu stechen, wird aber gewöhnlich gewinnen, wenn ihm durch Anspielen der kurzen Farben in seine Hand gespielt wird.

Von den Träumen.

Die Erkenntniß, daß Träume lediglich durch äußere Einwirkungen hervorgerufen werden, ist für die Volksaufklärung von hoher Bedeutung. Wohl kein Aberglaube ist so tief in unser deutsches Volksleben eingedrungen, als derjenige, der sich um unser Traumleben rankt.

Sind Träume Schäume? Sind Träume das Spiel des Zufalls? Der französische Kulturhistoriker Louis Ferdinand Alfred Maury theilt in seinem Werke "Le sommeil et les rêves" mit, daß er es oftmals während des Mittagsschläfchens mit Erfolg versucht hat, seinen Träumen eine bestimmte Direktive zu geben. Er ließ sich kurz nach dem Einschlafen bestimmte Geräusche und andere Eindrücke beibringen und gleich darauf wecken, um sich noch genau der dadurch hervorgerufenen Traumvorstellungen erinnern zu können, und das Resultat dieser Versuche überzeugte ihn, daß man sich so in der That ganze Traumvorstellungen einblasen lassen könne.

Träume sind keine Schäume. Sie haben ihre natürliche Entstehung, von der wir uns freilich nicht immer gleich Rechenschaft geben können.

Vor mehreren Jahren ereignete sich in Berlin ein Vorfall, der aufs klarste bewies, daß äußere Eindrücke unser Traumleben beherrschen. In jenem Falle hat ein Traum ein paar Menschenleben gerettet. Eine Frau träumte, daß ihre Kinder verbrennen. Sie erwachte und ihre Kinder befanden sich wirklich in Lebensgefahr, nämlich in der Gefahr, zu ersticken. Das Zimmer, in dem die Kinder schliefen, war voller Rauch; dieser letztere war auch in das Schlafzimmer der Mutter gedrungen und hatte bei ihr jene Traumvorstellung erweckt. Daß der Traum des Brandes, der vom Brandgeruch herrührte, sich sofort auf den Traum von der Gefahr der Kinder verband, läßt sich erklären durch die wohl bei jener Frau stark ausgeprägte Mutterliebe. Beim Kohlenbrenner, bei einer Köchin, bei einem Schmied hätte dieselbe Traumerregung vielleicht berufliche Traumvorstellungen bewirkt.

Der nordische Dichter August Strindberg erzählt folgende seltsame Traumgeschichte, welche die oben erwähnten Beobachtungen ebenfalls bestätigt:

„Ich träumte eines Nachts, daß ein Falke auf meine linke Hand hinabstieß und seine Krallen in die innere Seite der Hand einschlug. Als ich des Morgens erwachte, fühlte ich noch den Schmerz und fühlte ihn bis in den Vormittag hinein. Hier lagen zwei Erklärungsgründe vor: Entweder hatte ein Nagel im Bette oder eine Nadel in den Betten mich gestochen und ich im Traume die Ursache gesucht, vielleicht mich im Traume in einer Landschaft befunden, Vögel gesehen, und mir die Ursache im Falken konstruirt; aber der eingebildete Schmerz war durch das Auftreten des Falken im Traum mit dem erträumten Hieb seiner Krallen entstanden. Im letzteren Falle lag eine Art Stigmatisirung vor." Der letztere Fall ist natürlich der unwahrscheinlichere.

Derartige nachhaltige Wirkungen eines erträumten Schmerzes oder Unbehagens sind keineswegs selten. Ein durchaus glaubwürdiger Arzt erzählte mir folgenden Fall aus seiner Praxis. Er ward eines Morgens eiligst zu einer Patientin gerufen, die unter entsetzlichen Athmungsbeschwerden und Schmerzen am Halse ihm mittheilte, sie habe in der Nacht ihr Gebiß verschluckt, dasselbe müsse im Halse stecken. Die Untersuchung ergab, daß zwar der Hals eine kleine Geschwulst aufwies, daß aber keineswegs ein Zahngebiß in demselben stecke, vielmehr war der Arzt ganz entschieden der Meinung, daß ein Gebiß von der Größe desjenigen, wie es jene Dame zu tragen pflegte, unmöglich ohne künstliche Nachhilfe den Weg durch den Hals hätte nehmen können, vielmehr im Halse stecken geblieben wäre und wohl die Patientin in ernstliche Erstickungsgefahr gebracht hätte. Auf seine Nachforschungen erfuhr der Arzt sodann, daß früher die Dame ihr Gebiß allabendlich vor dem Zubettgehen herauszunehmen pflegte, um es im Toilettentischchen abzulegen, neuerdings aber, da sie sich vor ihrem Kamermädchen genirte, das Gebiß die Nacht hindurch im Munde behielt. Der Arzt, der sofort die Situation überblickt hatte, inspizirte das Toilettentischchen, wo das vermeintlich verschluckte Gebiß sich vorfand. Die Halsgeschwulst war augenscheinlich durch eine leichte Erkältung entstanden, und der durch die Geschwulst erzeugte Schmerz hatte den eigenthümlichen Traum hervorgerufen. Der Traum aber hatte die Athmungsbeschwerden erregt, die so lange nachwirkten, nun aber nach der Aufklärung des Vorfalles nachließen. Daß die Dame, bei der ein Traumbild eine so intensive Nachwirkung haben konnte, zur Hysterie neigte, ist eine selbstverständliche Voraussetzung.

Daß man aber auch ohne jede Anlage zur Hysterie Aehnliches erleben kann, vermag ich aus eigener Erfahrung zu berichten. Ich selbst habe vor mehreren Jahren folgenden eigenartigen Fall nachhaltiger Wirkung eines erträumten Mißbehagens gehabt.

Ich arbeitete bis in die späte Nacht hinein und wurde in meiner Arbeit erst durch das Erlöschen meiner Arbeitslampe gestört, was mich zwang, mich niederzulegen, wobei mein Aerger über die Störung und unfreiwillige Muße noch verstärkt wurde durch den unangenehmen Petroleumgeruch, der sich bei verlöschenden Lampen zu entwickeln pflegt.

Am Tage darauf machte ich beim Mittagessen dem Dienstmädchen, das vergessen hatte, die Lampe rechtzeitig zu füllen, Vorwürfe und befahl ihm im ärgerlichen Tone, für die Folge meiner Arbeitslampe größere Aufmerksamkeit zu schenken. Noch ärgerlicher stand ich vom Mittagstisch auf, um mich zu einem Mittagsschläfchen niederzulegen, und nahm so wohl die Gedanken an die gestrige Störung mit in die Traumwelt hinüber. Die Folge davon aber war, daß ich das ganze Vorkommniß im Traume noch einmal erlebte und, als ich erwachte, — einen deutlichen Petroleumgeschmack hatte, den ich erst durch Anwendung einer Mundspülung los wurde. Da sich zur Zeit meines Mittagsschläfchens im ganzen Zimmer überhaupt keine Lampe vorfand, Andere, die ich sofort hineinrief, auch nicht die geringste Spur eines Petroleumgeruchs empfanden, so konnte jener üble Geruch lediglich durch den Traum bei mir erregt worden sein.

Es ist eine alte, in weiten Kreisen des Volkes bekannte Regel, daß, wenn man ruhig schlafen wolle, man den Arm nicht über die Brust legen dürfe. Selbstverständlich muß eine solche Lage Traumbilder hervorrufen, da sie Athmungsbeschwerden, Beklemmungen u. s. w. mit sich bringt, aber jede andere Lage kann ebenso gut Traumbilder anderer Art zur Folge haben.

Phantasievolle Personen neigen begreiflicherweise mehr zu Träumen, als phantasiearme Menschen. Die Bildung des Gehirns spielt dabei eine nicht geringe Rolle. In Dresden ereignete sich vor einigen Jahren der Fall, daß ein kleiner Knabe — der Sohn eines Schriftstellers — der auch im Wachen oftmals sich von Männern mit Schwertern verfolgt glaubte, plötzlich aus dem Schlafe aufwachte, angstvoll an das Fenster eilte und sich zu demselben hinaus auf den Hof stürzte, wo er mit zerschmetterten Gliedern sterbend aufgefunden wurde. Ein Traum muß das Kind in den Tod getrieben haben. Derartige Folgen böser Träume sind nicht selten, und daher ist es gut, vor dem Schlafengehen die Phantasie nicht durch Schauerlektüre anzuregen, da erfahrungsgemäß die letzten Eindrücke des Tages in den Traumbildern am häufigsten wiederkehren.

Man wird daher gut thun, die letzte Stunde des Tages in heiterem Geplauder zuzubringen oder, falls man auf Gesellschaft verzichten muß, eine heitere Lektüre zur Unterhaltung zu wählen. Besonders ist das auch nach starken theatralischen Eindrücken geboten, wie sie insbesondere ernste, moderne Stücke bieten.

„Nu mokt mi de ganze Hochtied kien Spaß mehr.

Aus Butjadingen berichtet der „Lim. Anz.": Zu einem hiesigen Landwirthe kommt ein junger Mann mit dem Ersuchen, ihn als ständigen Arbeiter engagiren zu wollen. Nach kurzer Besprechung wird man einig, daß der Tag des Dienstantritts etwas hinausgeschoben werden soll, weil der neu angestellte Arbeiter vorerst ein wichtiges Ereigniß: nämlich seine Hochzeit, festlich begehen wolle. Am Tage vor dem Dienstantritt erscheint bei dem fraglichen Landwirth ein schmuck gekleidetes Pärchen. Er im schwarzen Gehrockanzuge, den unvermeidlichen Zylinder auf dem Haupte, sie im hellen Staubmantel, mit farbigen Glacéhandschuhen, hochmodernem Hütchen u. s. w. Es bedarf für den Landwirth wirklich einiger Ueberlegung, um in dem heiter lächelnden, glückstrahlenden Ehemann seinen kürzlich neuengagirten Arbeiter wiederzuerkennen. Es entspinnt sich nun etwa folgendes Gespräch: „Sün Ji all' mit Jo' Wohnung in Reege?" — „Nee". — „Hai Ji denn all miet't?" — „Nee?" — „Is de Utstür denn klar?" — „Nee". — „Jo, Minschenkinners, hat Ji denn gor nix?" — „Nee". — Das jung vermählte Ehepaar wird nun zu einem Möbelhändler geschickt, in dem Glauben, daß ihm für einige Zeit Kredit gewährt werde. Der Möbelhändler ist zur Lieferung unter der Bedingung bereit, daß der Dienstherr die Bürgschaft übernehme. Der junge Ehemann erklärt, sein Dienstherr werde zweifellos diese Bedingung erfüllen. In dieser Hinsicht hatte Jan aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Als Nachmittags die Möbelladung vor dem Hause des Dienstherrn steht — auf dem Wege zu der frisch gemietheten Wohnung hatte der Verkäufer „der Einfachheit halber" es vorgezogen, sich beim Dienstherrn seines Käufers persönlich hinsichtlich der Bürgschaftsübernahme zu erkundigen — erklärt der Landwirth kurz und bündig, mit der Angelegenheit absolut nichts zu thun haben zu wollen. Nun war Holland in Noth. Die hübschen Möbel wurden wieder heimgefahren; das neu gemiethete Häuschen blieb leer, sodaß Jan in die denkwürdigen Worte ausbrach: „Nu mokt mi die ganze Hochtied kien Spaß mehr". Im letzten Moment fand der mitleidige Dienstherr Rath. Er überließ dem jungen Paar einige Gartenstühle, ein Gartentischchen und zwei Bund Stroh als anfängliche Ruhestätte. In dieser doch wirklich anspruchslosen Einrichtung verlebte das Pärchen seine Flitterwochen. Man wird beim Lesen dieser Zeilen sich eines Lächelns kaum erwehren können, und doch zeigt die Sache zur Evidenz, wie ungemein leicht ein großer Theil unserer Dienstboten sich heutezutage das Heirathen vorstellt.

Lokalbericht.

Todesfälle.

Nachfolgend veröffentlichen wir die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Meldung zuging:

Linz, Frederick, 2 J., 53 Bissell Str.
Patz, Georg, 6 J., 1481 Taylor Str.
Mieler, John W., 64. J., 159 38. Str.
Anderson, Isaac, 40 J., 216 W. 111. Str.
Proholm, Christina, 77 J., 9721 Houston Ave.
Beer, Robert, 7 J., 225 S. Wood Str.
Fiske, Amalie, 86 J., 4318 Oakenwald Ave.
Bergin, Edward, 29 J., 3822 S. Hamlin Ave.
Ackermann, J. D., 53 J., 65 Circle Ave., Harlem.
Degrin, Anton, 43 J., 978 W. 13. Str.
Graf, Lottie, 6 J., 766 Racine Ave.
Holzwarth, George, 29 J., 3826 Groveland Ave.

Bau-Erlaubnißscheine

wurden ausgestellt an:

Miß C. Hoerber, 2-stöck. Brick Flats, 900 S. Ashland Ave., $4000.
George Jansen, 1-stöck. Brick Gießereigebäude, 925 W. 26. Str., $1000.
Casper Carlson, 2stöck. Brick Flats, 1442 Monticello Ave., $2000.
H. C. Hanson, 2-stöck. Frame Flats, 255 W. 41. Ave., $3500.

Marktbericht.

Chicago, den 21. Oktober 1899.

Getreide.

Weizen — Dezember	$0.69¾
Mai	0.73¾
Mais — Oktober	0.30⅜
Dezember	0.30⅜
Hafer — Dezember	0.22¾
Mai	0.24¼
Roggen — Dezember	0.55
Mai	0.56½
Gerste	0.39—0.46

Provisionen.

Gepökeltes Schweinefleisch — Dezember	$7.85
Januar	9.35
Schmalz — Dezember	5.17½
Januar	5.32½
Rippchen — Dezember	4.70
Januar	4.90

Verschiedene Gebrauchs-Artikel.

Preise, die von den Engros-Firmen den Kleinhändlern berechnet werden.

Aepfel, gedörrte	$0.08 —0.09
Pfirsiche, gedörrte	0.07 —0.09
Kirschen, entsteinte	0.12 —0.14
Aprikosen	0.14 —0.17
Heidelbeeren	0.06½—0.07
Himbeeren	0.13 —0.14
Rosinen — Muskateller	0.05 —0.07
London Layers, per Kiste	2.00
Zantener Curranten	0.06 —0.08½
Zitronenschalen	0.11
Teragona Mandeln	0.15
Brasilianische Nüsse	0.05½—0.06
Erdnüsse (Tennessee'er)	0.05½

Spezereien.

Zucker — der Hut, 100 Pfund	$ 5.70
Staubzucker, 100 Pfund	5.39
Speisezucker, 100 Pfund	5.18
Würfelzucker, 100 Pfund	5.45
Konditors' A, 100 Pfund	5.08
„Off A", 100 Pfund	4.83
Thee — Young Hysen	0.25 —0.56
Imperial	0.30 —0.42
Gunpowder	0.28 —0.50
Moyune	0.67 —0.72
Japan	0.28 —0.44
Oolong	0.25 —0.70
Kaffee — Bester Rio	0.12 —0.17
Geringere Sorten Rio	0.08 —0.11
Maracaibo	0.11 —0.13
O. G. Java	0.26 —0.32
Mokka	0.23
Reis — Louisiana	0.05 —0.07½
Carolina	0.05½—0.07½
Java	0.05½—0.06
Japan	0.06½—0.07½

Fische.

Weißfische, 100 Pfund	$ 8.00
California Lachs	12.00
Nr. 1 Forellen, ½ Faß	6.50
Holländische Häringe, frische, Fäßchen	0.90 —1.10
Labrador Häringe, per Faß	8.00

Viehmarkt.

Beste Stiere	$5.60 —6.80
Stiere mittlerer Größe	5.25 —5.50
Stiere von 900—1000 Pfund	4.00 —4.75
Stiere von 1000—1300 Pfund	4.80 —5.20
Bullen	2.50 —4.25
Kühe und Färsen	3.00 —4.65
Färsen	4.70 —5.85
Kälber	4.00 —7.50
Texanische Stiere	3.35 —4.10
Schweine	3.80 —4.47½
Schafe	2.00 —4.50
Lämmer	3.50 —5.75

Es wurden während der letzten Woche nach Chicago gebracht: 50,034 Rinder, 1,722 Kälber, 142,400 Schweine, 79,468 Schafe. Von hier verschickt wurden: 15,998 Rinder, 306 Kälber, 21,339 Schweine, 14,429 Schafe.

Marktpreise an S. Water Straße.

Meierei-Produkte:

Butter—	
Creameries: Extras	$ 0.22
Erste Qualität	0.19 —0.20
Zweite Qualität	0.16 —0.16½
Dairies: Extras	0.19
Kochbutter	0.13½—0.14
Käse—	
Twins	0.12 —0.12½
Cheddars	0.11½—0.12
Young Americans	0.12 —0.12½
Brick	0.11½—0.12
Limburger	0.11 —0.11½
Schweizer	0.13
Eier—	
Per Dutzend	0.14½—0.16½
Bohnen—	
Per Sack	1.55 —1.65
Geflügel, für die Küche hergerichtet—	
Truthühner, per Pfund	0.10 —0.10½
Hühner, per Pfund	0.08½
Enten, per Pfund	0.08 —0.08½
Gänse, per Pfund	0.07 —0.09
Lebendes Geflügel—	
Truthühner, per Pfund	0.09 —0.10
Hühner, per Pfund	0.08
Enten, per Pfund	0.07½—0.08
„Spring Chicken", per Pfund	0.09
Gänse, per Dutzend	5.00 —6.00
Kalbfleisch, per 100 Pfund	5.50 —9.00
Frische Fische—	
Schwarzer Barsch, per Pfund	0.12 —0.12½
Zander, per Pfund	0.06½
Hechte, per Pfund	0.05 —0.05½
Büffelfisch	0.05
Forellen	0.16 —0.18
Frische Früchte—	
Aepfel, per Faß	1.75 —2.75
Zitronen, per Kiste	3.75 —4.50
Birnen, per Faß	1.25 —1.35
Kartoffeln, per Bushel	0.25 —0.32
Süßkartoffeln, per Faß	1.00 —2.40
Tomaten, per Bushel	0.75 —1.00
Zwiebeln, per Bushel	0.25 —0.30
Gurken, per Dutzend	0.50 —0.65
Kohl, neuer, per Kiste	1.00 —1.25
Salat, per Kiste	0.30 —0.40
Wachsbohnen, per 1½ Bushel	1.00 —1.25
Blumenkohl, per Dutzend	1.25 —1.50
Sellerie, per Kiste	0.40 —0.50
Möhren, 100 Bündel	0.75
Endivien, per Dutzend Bündel	0.15 —0.20
Rüben, per Bushel	0.28 —0.30

Der Grundeigenthumsmarkt.

Die folgenden Grundeigenthums-Uebertragungen in der Höhe von $1000 und darüber wurden amtlich eingetragen:

Evanston Ave., Südwestecke Morse Ave., 150×150, und anderes Grundeigenthum in derselben Subdiv., Horace S. Smith an Lewis E. Ingalls, $1.

Carroll Ave., 493 F. westl. von Kedzie Ave., 48×150, E. W. Stanwood an Emma D. Locke, $8000.

Ashland Ave., 75 F. nördl. von 35. Str., 50×124, Wm. A. Fuller an Hannah Reis, $3900.

Vincennes Ave., 314 F. nördl. von 39. Str., 21×127, C. B. Snyder an C. A. Londelius, $7000.

Wabash Ave., Nordostecke 59. Str., 68×159.7, M. E. Fogg an A. B. Chandler, $7000.

Dasselbe Grundstück, A. B. Chandler an Edward S. Fogg, $7000.

Lowe Ave., 221 F. südl. von Garfield Boul., 25×124.7, H. M. Coburn an L. A. Seeberger, $6000.

Adams Str., 63 F. östl. von Paulina Str., 20×130, George Pettijohn an W. M. Frank, $6000.

Evanston Ave., 167 F. nördl. von Addison Ave., 33½×225, Charles N. Stave an George Miland, $5800.

Emerson Ave., 200 F. östl. von Leavitt Str., 25×90, Lena Nielsen und Gatte an Mary A. Costello, $5500.

Perry Ave., 282 F. südl. von 65. Str., 33×184, C. E. Dashiell u. A. durch M. in C. an D. L. Merriman, $1480.

77. Str., 162 F. westl. von Butler Str., 24×148, B. P. Randel u. A. durch M. in C. an die Northern Trust Company, $4250.

65. Pl., 310 F. westl. von Washington Ave., 40×125, C. A. Londelius u. A. durch M. in C. an C. B. Snyder, $4000.

35. Pl., 91 F. westl. von Vincennes Ave., 16½×155, W. N. Sattley u. A. durch M. in C. an K. Burke, $3800.

Monroe Str., 128 F. östl. von Rockwell Str., 20×123, F. Eich an E. Macfarlane, $3500.

Humboldt Str., 151 F. nördl. von Cornelia Str., 50×123, A. Rosenzweig an E. Byrne, $3000.

Harrison Str., 76 F. östl. von Morgan Str., 26×108, A. E. True an John Barrow, $3000.

Paulina Str., 166 F. südl. von Irving Park Ave., 25×125, P. Schmitz an M. L. Rickman, $2500.

Maplewood Ave., 220 F. südl. von Bloomingdale Ave., 50×125, B. Chapman an A. Teichert, $2100.

Indiana Str., 240 F. westl. von N. 48. Ave., 25×120, C. A. Dager an R. A. Morley, $2000.

Erie Str., 120 F. östl. von Leavitt Str., 24×123, M. R. Dyon an J. Hughes, $2000.

Lot 9, Block 11, Edgebrook, S. J. Harris an M. Ives, $2000.

Winchester Ave., 75 F. südöstl. von 88. Str., 37½×125, J. R. Woolbridge, $1800.

Winthrop Ave., 200 F. südl. von Rosemont Ave., 25×150, J. L. Cochran an B. D. Herb, $1750.

Desplaines Str., 175 F. nördl. von 120. Str., 25×123, R. & S. B. & L. Association an H. H. Jones, $1550.

Austin Ave., 150 F. westl. von Hoyne Ave., 25×120, C. R. Myer an H. C. Searl, $1500.

Lot 7, Block 36, Rogers Park, J. Snyder an B. F. Snyder, $1500.

Carpenter Str., 180 F. nördl. von 60. Str., 25×124, Village Loan and Building Association an C. Carlson, $1400.

Halsted Str., 108 F. südl. von Weed Str., 25×126, G. L. Herrman an J. A. Schoen, $1300.

Canalport Ave., 89 F. östl. von Halsted Str., 24×114, J. Scholar an C. W. Munbinger, $1200.

Ellis Ave., 237 F. nördl. von 72. Str., 25×125, Nachlaß von T. H. Anderson an C. Anderson, $1200.

Winchester Ave., 49 F. nördl. von 61. Str., 75×124, M. Mongomery an R. Wendhausen, $1200.

Van Buren Str., 50 F. westl. von S. 43. Ave., 25×124, J. S. Brand an E. Kilpatrick, $1100.

Lincoln Str., 96 F. nördl. von 73. Str., 50×124, B. Lippoldt an C. Miller, $1600.

N. Park Ave., Südwestecke Belden Ave., 600×250, Clara F. Paß (Peterborough, N. H.) an Anita McCormick Blaine, Stanley R. McCormick, Owen F. Aldis, Henry B. Favill und Cyrus Bentley, $275,000.

N. Clark Str., Nordostecke Webster Ave., 520×124, Clara F. Paß an Anita McCormick Blaine, $150,000.

Robey Str., 916 F. südl. von Blue Island Ave., 200×243, Charles H. Reaua und Frau an Jonathan O. Armour, $110,000.

St. Lawrence Ave., 130 F. südl. von 49. Str., 50×125, Christian Koster an Katharina Koster, $2500.

Milwaukee Ave., 250 F. südöstl. von Cleaver Str., 25×144½, und anderes Grundeigenthum, Katharina Kristan und Gatte an Anna H. Stauber, $1.

Heiraths-Lizensen.

Folgende Heiraths-Lizensen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

John Johnson, Hima W. Johnson, 29, 22.
Christ Spindler, Nellie Sherry, 42, 22.
Benjamin J. Goldberg, Sarah Cohen, 24, 22.
David F. Heath, Mattie F. Tibble, 22. 18.
Alexander Samuel, Mary Gaplen, 22, 21.
Frank Ledvinka, Fannie Stepina, 22, 20.
Henry D. Deitemering, Sophie Strauß, 24, 21.
Rawson H. Diggs, Gertrude Lawson, 34, 20.
Carl J. Carlson, Emma C. Person, 27, 28.
Anthony J. Hintz, Augusta Kreft, 21, 20.
Ala C. Helton, Catherine E. Wetherell, 22. 22.
Alfred C. Smith, Hattie E. Campbell, 25, 20.
Philipp Wood, Julia Rubin, 25, 21.
Edward Washlow, Mary E. Coyle, 23, 18.
James Wildman, Sophie Enders, 38, 28.
Theodore Koch, Frieda Urban, 27, 21.
Frank J. Seik, Mary Kozak, 22, 21.
Harry B. Ogden, Charlotte Bryant, 22, 21.
Peter J. Becker, Pauline J. Huebner, 33, 35.
Coy D. Berron, Nellie C. Nelson, 28, 19.
Andrew Kvale, Christine Norsether, 28, 24.
John Manheimer, Emma Comp, 27, 21.
Gaetano Zummah, Pepina Tibella, 43, 25.
Andrew Lindstrom, Hilda Anderson, 32, 30.
Aaron Goldberg, Clara Cohen, 35, 24.
Peter Bragge, Katie Specht, 32, 23.
John G. Daniels, Lillian M. Wells, 32, 23.
James C. Jameson, Annie Curry, 27, 26.
Valentin Simon, Lizzie Hofberr, 28, 20.
John Zeigler, Mary Zegith, 32, 32.
Frank Herte, May Herberger, 30, 20.
William J. Leiner, Annie Zabylla, 21, 23.
Newell Camaron, Ada Livingston, 23, 22.
Philipp Schlan, Ida Sacks, 23, 20.
Vaclav Noratny, Minnie Prince, 24, 21.
Chas. H. Dascomb, Celia N. Dascomb, 66. 62.
Charles Keitshek, Christina Schultz, 43, 42.
Luigi Panozzo, Rosina Brignardella, 31, 27.
David Boissonneau, Florence Osbourne, 34, 23.
Guiseppe Panozzo, Caterina Brignordello, 31, 21.
Fred Bushing, Anna Albrecht, 41, 30.

Thiere vor Gericht.

(Kulturgeschichtliche Skizze.)

Zu den merkwürdigen, in Unwissenheit und Aberglauben wurzelnden Kulturerscheinungen des Mittelalters gehören auch die Prozesse, die vor weltlichen und kirchlichen Gerichten mit allen Umständlichkeit juridischer Formalitäten gegen Thiere zum Austrag gebracht worden sind. Drei französische Autoren, Menabrea, Angel und Berriat St. Prix, haben mit dem Gegenstand eingehend sich beschäftigt, und was sie darüber aus alten Chroniken zusammengetragen, ist in dem vorliegenden Aufsatz verwerthet. Am häufigsten sind Schweine vor Gericht gezogen worden. „Truye Pendue" heißt heute noch ein Platz in Mesnil St. Denis, nahe bei Paris, wo im Mittelalter eine Sau gehenkt wurde, die ein Kind getödtet. Nur in Frankreich allein sind von etlichen zwanzigen solcher Fälle die Originalakten erhalten geblieben. So fällte der Magistrat von Falaise im Jahre 1386 gegen ein Schwein den Spruch, ihm solle die Schnauze und das linke Vorderbein abgeschnitten und es alsdann gehenkt werden, zur Strafe dafür, daß es einem Knäblein Theile des Gesichts und einen Arm angefressen. Das Thier wurde in Weiberkleider gesteckt und in diesem Aufzuge öffentlich auf dem Marktplatze hingerichtet. Der Henker erhielt zehn Sous, zehn Deniers und einen neuen Handschuh als Honorar. Im Jahre 1313 tödtete der einem Pächter in Moisy gehörige Zuchtstier einen Mann, und Charles, Graf von Valois, verhängte strafrechtliche Prozedur über das Thier. Gegen das in der Folge erlassene Todesurtheil legte der die hohe Gerichtsbarkeit über Moisy beanspruchende Johanniterorden Berufung beim Parlament ein, und dieses gab der Berufung statt, indeß nur, insoweit es sich um die Jurisdiktionsfrage handelte. Der gefällte Spruch wurde bestätigt und dessen Vollstreckung den Johannitern übertragen. Entgegen unserer modernen Praxis unterlagen die Eigenthümer fehlbar gewordener Thiere damals keiner Entschädigungspflicht. In einer alten Chronik findet sich eine Verfügung des hohen Rathes der Stadt Worms, wonach ein Bienenstock mit seinen Insassen verbrannt werden soll, weil etliche dieser ein Kind zu Tode gestochen.

Derartige Ansichten über die Beziehungen zwischen Menschen und Thieren fußten in dem mosaischen Gesetz, nach dem der Ochse, der einen Menschen tödtet, gesteinigt werden soll, eine biblische Bestimmung, deren verallgemeinerter Anwendung noch durch den im Mittelalter verbreiteten Glauben Vorschub geleistet wurde, daß den Menschen schweren Schaden an Leib und Leben zufügende Thiere stets Werkzeuge des Teufels seien. Am liebsten trieb der Teufel sein Unwesen in Gestalt eines schwarzen Ziegenbockes, eines schwarzen Kater oder eines schwarzen Hahnes, und diese Kreaturen standen daher in argem Verruf; man begegnete ihnen überall mit Mißtrauen. In einer alten Basler Chronik ist zu lesen: „Auf dem Kohlenberg haben sie einen schwarzen Hahn verbrannt mit sammt einem Ei, welches selbiger Hahn gelegt. Daran haben die Basler fein wohl gethan, denn, wie Vincentius im Buche VI seines Speculum Naturale geschrieben, mag es sich ereignen, daß ein vom Teufel besessener Hahn Eier lege, denen ein Basilisk entschlüpft, wenn solches Ei von der Schlange Coluber in einem Misthaufen ausgebrütet wird. Der Basilisk aber ist ein grausiges und gefährliches Thier, halb Hahn, halb Schlange." Größere Kuriosa noch als den Erlassen hochnothpeinlicher Halsgerichte kann man den Akten ziviler und besonders kirchlicher Prozeduren gegen Thiere entnehmen. Die in Massen auftretenden kleinen Plagegeister, wie Ratten, Mäuse, Insekten und sonstiges Ungeziefer, können vom Kriminalgesetz und dessen Vollstreckern schwer oder gar nicht belangt werden, ganz abgesehen davon, daß sie manchmal, wie es ja die über die alten Egypter verhängten Plagen und die Drohungen der Propheten beweisen, als von Gott gesandte Strafmittel hingenommen werden mußten. Die durch solche Geschöpfe Heimgesuchten hatten daher die größte Vorsicht zu beachten und sich zu hüten, etwas Abwehrendes ohne die Genehmigung der Kirche zu unternehmen. Nur auf diesen starken Rückhalt gestützt, war man sicher, nicht gegen göttliche Rathschläge sich schuldig zu machen. Ueber das in solchen Fällen zu beobachtende Verfahren hat Chasseneuz, ein hoher burgundischer Rechtsgelehrter des 16. Jahrhunderts, lange Abhandlungen geschrieben. In seiner 1531 in Lyon veröffentlichten „Consilia" erörtert er die Frage, ob es überhaupt zulässig sei, Thiere zu exkommunizieren, und nach peinlicher Abwägung des Für und Wider kommt er zu dem Schlusse, daß solche Exkommunikationen [illegible] und sehr [illegible]; nur sollen auch gegenüber Thieren alle Rechtsformen aufrecht erhalten und ihnen Vertheidigung durch bestellte Anwälte gewährleistet werden. Der Historiker De Thou berichtet, daß Chasseneuz den Grund zu seinem Ruhme [illegible] gelegt hat, als er als Anwalt der Ratten von Autun für sie plaidirte. Die Ratten hatten argen Schaden in der Gegend angerichtet und waren dieserhalb vom bischöflichen Prokurator vorgeladen worden, um sich über die gegen sie erhobenen Anklagen zu verantworten. Chasseneuz beantragte zunächst, daß die Vorladung in allen Kirchspielen der Diözese verlesen werden solle, damit die weithin verstreuten Ratten auch sämmtlich von dem gegen sie anhängig gemachten Verfahren in Kenntniß zu setzen. Das Nichterscheinen der Ratten, trotz der an sie ergangenen Aufforderungen, entschuldigte der Vertheidiger mit der Gefährlichkeit der zur Gerichtsstelle führenden Straßen, in denen zahlreiche Katzen beständig auf der Lauer lägen. Durch solche Einwendungen wurde der Rechtsgang verzögert, und als schließlich doch ein Kontumazurtheil gefällt werden sollte, wies der Anwalt in einer glänzenden Rede darauf hin, wie ungerecht es sei, die Ratten insgesammt zu verdammen; jede einzelne müsse abgehört und deren Verschuldung festgestellt werden, denn es sei ja leicht möglich, daß nicht alle an den eingeklagten Uebelthaten betheiligt gewesen. Auf diese Rede, schreibt De Thou, beriefen sich später die Waldenser, als Chasseneuz in seiner Eigenschaft als Präsident des Parlaments der Provence bei der Massenverfolgung jener unglücklichen Sektirer gegen sie Partei zu nehmen veranlaßt wurde. Was für die Ratten als recht und billig erkannt sei, das sollte er doch auch für die Menschen gelten lassen, so meinten jene beschränkten Leute.

Felix Malleolus erzählt in seinem „Tractatus de Exorcismis", wie zu seiner Zeit (1451) der Bischof von Lausanne feierlichst die Blutegel verdammte, die unter den Fischen im See eine große Sterblichkeit verursacht hatten, „womit er Erstaunliches ausrichtete in der Abschreckung und Austreibung dieser schädlichen Kreaturen. Aber viele Leute, nicht reiflich erwägend die Mysterien Gottes oder ganz uneingedenk derselben, verbreiteten üble Nachrede über besagten Bischof wegen dieser Sache. Doch alle gelehrten Doktoren in Heidelberg studirten die Angelegenheit und diskutirten darüber und billigten das Verfahren des Bischofs". Etwa um die gleiche Zeit richteten weiße, schwarzköpfige Würmer von der Länge eines kleinen Fingers arges Unheil in der Diözese Chur an. „Im Winter", schreibt Malleolus, „kriechen sie in die Erde und fressen die Wurzeln der Gräser und Kräuter, sodaß die Wiesen im Frühling wie verdorrt erscheinen. Und dann werden solche Würmer zu braunen Käfern, die fliegen können und auf den Bäumen sich niederlassen und Blätter und Blüthen zerstören." Die Schädlinge wurden vor den Magistrat geladen, aber sie erschienen nicht, und der Richter, „in Anbetracht ihrer Jugend und Winzigkeit", bestellte für sie einen Kurator und einen Advokaten, die alsbald erklärten, die Maikäfer seien Geschöpfe Gottes, sie seien seit unvordenklichen Zeiten im Lande ansässig und sie folgten nur ihren natürlichen Trieben. „Solchen Argumenten schenkten die Leute Gehör und setzten einen Vertrag auf, wodurch den Würmern ein bestimmtes Gebiet zum freien Aufenthalt angewiesen wurde, und selbiger Vertrag ist alljährlich erneuert worden bis auf den heutigen Tag." Aufzeichnungen über einen ähnlichen Fall enthalten die Archive der Gemeinde St. Julien. Im Jahre 1543 verwüsteten kleine, grüne Käfer die dortigen Weinberge, und das Volk wurde beim geistlichen Gerichtshofe in St. Jean de Maurienne mit dem Ansuchen vorstellig, das Ungeziefer zu exorziren. Rambaud, der Anwalt der grünen Käfer, plaidirte indessen so geschickt für seine Klienten, daß die guten Leute von St. Julien, an der Berechtigung ihres Exkommunikationsbegehrens irre werdend, sich erboten, ein außerhalb der Rebberge in der Nähe des Dorfes Claret gelegenes Gebiet, unter Wahrung eines Wegerechtes den Käfern zu überlassen. Darauf aber wollte Rambaud nicht eingehen, da er das betreffende Land für nicht fruchtbar genug erachtete. Diese Frage zu entscheiden, wurden von beiden Parteien Sachverständige gewählt, denen man ein Honorar von drei Florin und Ersatz ihrer Unkosten zusicherte. Der Schluß der Akten ist verstümmelt; mit Bestimmtheit ist daraus nicht zu ersehen, welchen Spruch der Gerichtshof gefällt hat, es scheint aber, daß die Käfer schließlich exkommunizirt worden sind.

Diese merkwürdigen Prozesse lassen sich auf verschiedene Weise erklären: In einigen Fällen, besonders in denen späterer Zeit, mögen sie lediglich die Beruhigung der Gemüther der erregten und unwissenden Volksmassen bezweckt haben. So wie heute noch die Mutter den „bösen, bösen Ofen" schlägt, an dessen Kante der kleine Hans sich eine Beule gestoßen, ebenso verfluchte dazumal die Mutter Kirche die bösen Kreaturen, die den Ernten ihrer, der Kirche, gläubigen und naiven Kinder sich schädlich erwiesen. Es mag auch manchmal die Absicht vorgeherrscht haben, Gerechtigkeit und Duldung selbst den schwächsten Geschöpfen Gottes gegenüber als gebotene Pflicht hinzustellen und der großen Menge anschaulich zu machen, daß, wenn Unrecht bestraft wird, die Bestrafung nur nach ruhiger, unparteiischer Erwägung aller Umstände und nicht unter dem Einfluß entfesselter blinder Rachsucht vollzogen werden soll. Zweifellos haben damals Klerus und Volk, mit ganz vereinzelten individuellen Ausnahmen, an die Wirkung der von der Kirche ausgesprochenen Anathemas und Exkommunikationen auch Thieren gegenüber fest geglaubt, und die Beobachtung legaler Formen und das dadurch bedingte Verzögern des Bannfluches fand seine Begründung in den Zweifeln darüber, ob die Plagen von Gott oder vom Teufel herrührten.

Prozesse gegen Thiere greifen übrigens weit übers Mittelalter hinaus in die neuere Zeit hinein. In den Protokollen der Gemeindeversammlungen von Thonon in Savoyen findet sich unterm 15. November 1731 folgende Eintragung: „Es wird beschlossen, daß die Gemeinde sich mit denjenigen Kirchspielen der Provinz ins Einvernehmen setzt, die von Rom eine Exkommunikationsbulle gegen die Insekten zu erhalten wünschen, und daß man hierorts zu den bezüglichen Unkosten pro rata beisteuern soll." Nachstehenden märchenhaften Bericht über einen nahezu in die gleiche Zeit fallenden Prozeß hat Agnel der Nova Floresta des Manoel Bernardes entnommen. Die Mönche des Franziskanerklosters San Antonio in der brasilischen Provinz Piedale no Maranhao wurden durch Ameisen unerträglich belästigt. Alle gewaltsamen Versuche, die Plagegeister los zu werden, erwiesen sich als fruchtlos, bis einer der frommen Brüder rief, sie, die Mönche, sollten im Geiste der Demuth handeln, in dem der hochheilige Gründer des Ordens alle Kreaturen als seine Geschwister betrachtet, und gegen „unsere Schwestern, die Ameisen", bei dem durch den Bischof repräsentirten Tribunal Gottes vorstellig werden. Der Anwalt führte aus, Gott habe seinen Klienten das Leben verliehen, und diese seien daher berechtigt, es durch Ausübung der ihnen angeborenen Instinkte zu erhalten. Auch seien sie gottgefällige Thierchen, insofern sie den Menschen ein gutes Beispiel gäben in weltlichen und geistlichen Dingen; Eintracht und Friedfertigkeit unter sich und Ordnungsliebe gehöre zu ihren Tugenden und auch durch Pietät zeichneten sie sich aus, denn sie seien, wie schon Plinius beobachtete, die einzigen Thiere, welche ihre Todten begrüben. Dazu arbeiteten sie emsiger und härter als die Mönche, die gewiß nie Lasten schleppten, schwerer als sie selber. Die Ameisen seien vor den Menschen dagewesen und dürften daher mit gutem Recht sich gegen eine Austreibung wehren. Nach langen und umständlichen Debatten fällte der Richter den Spruch, den Ameisen sei von den Mönchen ein Platz in der Nachbarschaft zum ewigen Eigenthum anzuweisen und sie aufzufordern, dorthin sich zu begeben, unter Androhung der Exkommunikation, wenn sie sich weigern sollten. Dieses Urtheil wurde vor allen Ameisenlöchern verlesen, „und siehe da", steht in der Klosterchronik thatsächlich geschrieben, „ein Wunder geschah: Myriaden der kleinen Geschöpfe marschirten sofort in dichten Kolonnen nach der bezeichneten Stelle, und die frommen Brüder dankten Gott für diese ersichtliche Kundgebung seiner Macht, Güte und Gerechtigkeit."

— Aus der Schule. — Lehrer: Schmidt, warum warst du denn gestern nicht in der Schule? — Schmidt: Das darf ich nicht sagen. — Lehrer: Ich muß es aber wissen. — Schmidt: In der Pause will ich's Ihnen sagen. — Lehrer: Nun gut. — Schmidt (sagt dann während der Pause dem Lehrer ins Ohr): Meine Mutter hat den Vater tüchtig gehauen, weil er beinahe sein ganzes Geld vertrunken und verspielt hatte, und da mußt' ich rasch fort und den Doktor holen.

Südamerikas Rom und Athen.

Wir Nordamerikaner haben ein Yankee-Athen und ein Bier-Athen, die unter ihren wirklichen Namen ja genugsam bekannt sind. Aber einer Stadt gleichzeitig die Ehrennamen Rom und Athen beizulegen, dazu hat man sich bei uns noch nicht aufgeschwungen, vielleicht aus purer Eifersüchtelei zwischen den einzelnen Städten. Dagegen haben die Südamerikaner eine Stadt aufzuweisen, der man, wenigstens innerhalb des betreffenden Staates, jenen Doppel-Beinamen zuzugestehen geneigt ist. Und das ist die alterthümlich-zierliche, vornehm-schmutzige peruanische Stadt Arequipa, die unserem Interesse auch deshalb etwas näher liegt, weil die Harvard-Universität dort ihre Sternwarte angelegt und mittels derselben schon verschiedene werthvolle Entdeckungen gemacht hat.

Doch von den Sternenräumen möge hier nicht die Rede sein, sondern nur von dem romantischen Erdenwinkel. Arequipa ist, wenn auch dem modernen Weltverkehr fernstehend, durch verschiedene Dinge hochberühmt. Zunächst hat es eine so klare, reine Atmosphäre, wie vielleicht keine zweite Stadt der Welt; dies ist auch der Grund, weshalb die Harvard Universität sie für den besagten Zweck auswählte. Jeder Windhauch, der nach Arequipa kommt, ist aller Feuchtigkeit beraubt, da ringsum, d. h. hinter den Bergen, lauter Wüsten liegen. Deshalb kann hier auch nichts verfaulen oder sich zersetzen: alles Abgestorbene vertrocknet und verweht einfach. In Arequipa haben die alten spanischen Familien ihr Blut reiner erhalten, als irgendwo sonst; sie bilden sich auch ungeheuer viel darauf ein und pochen bei jeder Gelegenheit auf ihre Stammbäume, die sie ungemein weit zurückführen können. Es dürfte selbst in Spanien nur wenige so altmodisch-spanische und so ungeheuer konservative Städte geben, wie diese es ist! In Südamerika selbst ist sie bei Weitem die konservativste Stadt, und das will gewiß sehr viel heißen. Man kann sagen, daß Arequipa um zwei Jahrhunderte hinter der Zeit zurück ist — und zurück bleiben will. Alles Leben und Weben scheint hier einbalsamirt zu sein.

Ferner ist Arequipa seit mehreren Jahrhunderten ein Hauptsitz der Gelehrsamkeit und der Schöngeisterei; verhältnißmäßig, nämlich soweit Südamerika in Betracht kommt, hat diese Stadt vielleicht mehr berühmte Staatsmänner und Gelehrte hervorgebracht oder ausgebildet, als seinerzeit Athen und Rom zusammen! Endlich ist die Bevölkerung dieser Stadt, wenigstens äußerlich, von einer ganz ungewöhnlichen Religiosität, selbst nach lateinisch-amerikanischen Begriffen.

Man könnte schließlich noch hervorheben, daß die Frauen von Arequipa fast alle sehr schön sind — doch das haben sie ja mit gar vielen Evastöchtern in anderen Erdenwinkeln gemeinsam, und da überdies hierin zum großen Theil der Geschmack entscheidet, so möge dies nicht als ein Extra-Ruhmestitel gerechnet werden.

Die Arequipaner sind so echte Aristokraten, wie man sie sich nur denken kann, und von sogenanntem Geld-„Adel" kann hier so wenig die Rede sein, daß vielmehr die ältesten und stolzesten Familien meistens sehr, sehr arm sind! Aber wenn sie auch Lumpen trügen — das Bewußtsein, etwas Besseres zu sein, als die übrigen Menschenkinder, würde ihnen dennoch sozusagen aus allen Rockschößen gucken.

So rein hier die Atmosphäre ist, so ist Arequipa noch eine nichts weniger als gesunde Stadt, denn unsäglicher Schmutz häuft sich in den Straßen auf, und beständig erheben sich Staubwolken aus demselben, die von allerlei Krankheitskeimen wimmeln. Nur die Natur schützt die Bevölkerung vor verheerenden Epidemien. Ein kleines Wasserströmlein, „Ecequia" genannt, läuft durch jede Straße, und in dieses offene Wasser wird aller Abfall von den Häusern geworfen, soweit er nicht daneben liegen bleibt und von wölfisch aussehenden Hunden verschlungen wird. In fast allen südamerikanischen Städten machen sich große Schwärme Aasgeier oder „Buzzards" um die Straßenreinigung sozusagen sehr verdient. Auch Arequipa war sonst regelmäßig mit diesen geflügelten Gesundheitsräthen beglückt; vergangenen Winter jedoch fanden dieselben den Vergiftungstod, indem sie das Fleisch von Hunden fraßen, welche auf Befehl der Stadtbehörden getödtet worden waren. Jetzt ist die Rede davon, sie zu ersetzen— man weiß aber nicht recht, wie.

An Prachtbauten hat diese klassische Stadt gerade keinen Reichthum; wenigstens können dieselben nicht durch ihre Höhe imponiren. Der Erdbeben wegen, die bei der hohen Lage und dem Klima der Stadt besonders große Gefahr bedeuten, sind alle Häuser einstöckig gebaut, jedoch höchst substantiell, meist mit außerordentlich dicken Mauern. In dieser tropischen Stadt kann man nach Sonnenuntergang selbst mitten im Sommer ganz gehörig frieren, und künstliche Heizung wird als ungesund verschmäht! Die Kinderwelt hat unter den großen Temperatur-Gegensätzen besonders zu leiden.

Nicht unerwähnt darf schließlich bleiben, daß die unmittelbare Umgebung der Stadt eine wunderbar schöne ist. Drei massive Berge, stets von Schnee gekrönt und alle nicht viel weniger als 20,000 Fuß hoch, bilden nebst anderen Höhen einen herrlichen Hintergrund, wie er nur wenigen Städten beschrieben ist.

— Poesie und Prosa. — Frau (im Theater): Ach, sieh nur einmal, wie zärtlich und mit welchem Feuer der Romeo seine Julia umarmt. — Mann: Na, wofür kriegt er denn sonst seine 500 Mark Gage.

Sonntagpost

Seite 9—16.

Chicago, Sonntag, den 22. Oktober 1899.

Für die „Sonntagpost."

Eine Hochburg amerikanischen Kunstgewerbes.

Ich sitze in meinem Morrisstuhl und vor mir liegt eine kleine Broschüre, welche das Verlagszeichen der Roycroft Preß trägt. Vielleicht ist der Stuhl nicht bequemer als andere Stühle, aber ich sitze ebenso gern in ihm, wie ich ihn vor meinem Tische stehen sehe. Der Stuhl hat Charakter. Vielleicht ist die Broschüre, die auf meinem Tische liegt, des Lesens nicht werth, aber ich sehe sie gern, denn der Druck, die schön verschlungenen Initialen mit ihrer leichten Untermalung, und sogar der einfache, aber durch seine Färbung eigenthümliche Umschlag, alles zusammen gibt dem kleinen Heftchen — Physiognomie. Es gibt hunderte von Lehn- und Armstühlen in den Department- und den Möbelläden, die zehnmal mehr Geld kosten, als mein Morrisstuhl; es gibt ganze Bibliotheken von kostbaren Prachtausgaben der Klassiker — typischer Erzeugnisse des Weihnachtsbücher-Marktes, die für meine magere Börse ewig unerschwinglich sein werden, aber ich kenne auch nicht ein Werk unter ihnen, das mir äußerlich so viel Vergnügen machte, wie das kleine Heftchen, das aus der Roycroft Preß hervorgegangen ist. Der Stuhl und das kleine Heft flößen mir eine Art Ehrfurcht ein — wie der Urahne Familienbibel, oder der Großmutter Empire Brautkleid, oder die Truhen und Schränke, welche sich in der Familie seit Generationen vererbt haben, und Zeugniß ablegen von dem Fleiß und der Geschicklichkeit der Handwerker einer Periode, welche weder Maschinen noch Departementläden kannte, und deren gewerblichen Erzeugnisse noch nicht mit dem Prädikat „billig und schlecht" — verurtheilt wurden.

Ich bilde mir durchaus nicht ein, daß mein Morrisstuhl das Werk eines Tischlers aus der guten alten Zeit ist; denn ich habe ihn in einem Departement-Laden gekauft. Aber ich weiß, daß er seine Form einem Manne verdankt, dessen Schönheitssinn nicht nur in Dichterträumen Ausdruck suchte, sondern in Dingen des praktischen Lebens, welche unserem alltäglichen Durchschnittsdasein und unserer durchschnittlichen Alltagsatmosphäre einen idealen Schimmer von Schönheit verleihen. Warum sollen wir die Kunst immer nur in Museen und Gallerien und Kunsthandlungen suchen? Warum können wir sie nicht im eigenen Heim haben? Weil wir bei der Einrichtung unserer Wohnungen mehr oder weniger darauf angewiesen sind, die äußerste Sparsamkeit obwalten zu lassen, und — weil unser Geschmack durch die billigen Massenprodukte an Möbeln, Tapeten, Teppichen und Büchern verdorben ist. Wir haben den Sinn für schöne Formen und harmonische Farben verloren — den Sinn für Charakter und für Physiognomie, der den einfachsten Erzeugnissen des Gewerbes jener Zeit eigen war, die weniger mit todten Werkzeugen, als mit Hirn und Hand geschickter Menschen arbeitete. Der im letzten Jahrzehnt überall hervortretende Drang nach stilvoller Einrichtung der Wohnung, nach künstlerischer Ausstattung der Bücher bezeichnet die Reaktion gegen den Ungeschmack, dem wir uns ergeben hatten. In Deutschland hatte diese Reaktion zur Folge, daß alles Altdeutsche in Möbeln und in Hausdekoration Mode wurde, und theils dem untergehenden Kleingewerbe wieder etwas auf die Beine half, theils der Großindustrie neue Wege wies. In England war es hauptsächlich der Dichter William Morris, der in dieser Hinsicht eine wahre Umwälzung hervorbrachte. Was er für die englische Kunstindustrie gethan hat, das läßt sich kaum ermessen.

Morris' Bemühungen in dieser Richtung waren mit seinem dichterischen Schaffen eng verknüpft. Ein altes Meisterwerk der Buchdruckerkunst erweckte in ihm den Wunsch, seine Gedichte in dieser Ausstattung gedruckt zu sehen. Die Kelmscott Preß, deren Bücher, durch Druck, Illustration, Verzierung und Einband zu den gesuchtesten Schätzen der Bücherliebhaber und Büchersammler Englands gehören, erwuchs aus diesem Wunsche. Nach und nach übertrug Morris die in jenem Unternehmen zu Tage tretenden Bestrebungen auf andere kunstgewerbliche Gebiete, und wir haben heute nicht nur Bücher, Tapeten, Teppiche und andere Dinge, deren stilvolle Muster der von der Kelmscott Preß ausgehenden Anregung ihre Schönheit verdanken, sondern wir haben sogar die bereits in jedem Departmentladen zu findenden Morrisstühle. Der Dichter hat einen Samen ausgestreut, der nicht nur in England, sondern auch in Amerika Blüthen und Früchte hervorgebracht hat. Die Roycroft Preß ist das amerikanische Seitenstück zur Kelmscott Preß.

Der Mann, welcher verdient, der amerikanische William Morris genannt zu werden, heißt Elbert Hubbard, ehe er die nun im ganzen Lande berühmte Buchdruckerei in dem kleinen New Yorker Landstädtchen East Aurora gründete, Viehzüchter! Seine literarischen Neigungen und Fähigkeiten, und sein angeborener Kunstsinn ließen ihn von jeher mit Vorliebe nach Büchern greifen, deren äußere Ausstattung dem inneren Inhalt entsprach.

Als vor etwas weniger als einem Jahrzehnt mit dem Erscheinen des „Chapbook" in Chicago eine ganze Fluth kleiner periodischer Zeitschriften moderner Richtung den Magazinmarkt überschwemmte, befand sich darunter auch ein kleines, sauber gedrucktes Heftchen, das den Titel „The Philistine" trug und dessen Verlag als „Roycroft Preß" in East Aurora angegeben wurde. Das Chapbook selbst ist nicht mehr: auch die zahlreiche Kinderschaar, welche es gezeugt, ist nach kurzer Lebensdauer verschieden, und es war manches schneidige, kleine Blatt darunter; so z. B. die in San Francisco erscheinende „Lark", der „Lotus", und andere Medien, durch welche einige jungamerikanische Publizisten und Dichter sich zuerst Gehör beim Publikum verschafften, unter ihnen der Humorist Gelett Burgeß. Der „Philistine" hat sie sämmtlich überlebt.

Vielleicht ist es weniger der Inhalt des kleinen Monatsblattes, das von Elbert Hubbard redigirt wird, als der Ruf, den sich die Erzeugnisse der Roycroft Preß inzwischen erwarben, welcher der Miniatur-Zeitschrift diese Dauer sichert. Denn die Ausgaben von Omar Khayyam, der Essays von Charles Lamb, des Tennysonschen „In Memoriam" und anderer hervorragender Werke der Literatur, welche von East Aurora aus auf den Büchermarkt geworfen wurden, meistens in kleinen Auflagen, sind Kunstwerke der Typographie und der Ausstattung. Die Roycroft Preß hat ihr Heim in einem kleinen gothischen Bau, der einer Kapelle ähnelt, und beschäftigt im Ganzen zwanzig Arbeiter und Arbeiterinnen; denn Hubbard besitzt einen solchen persönlichen Magnetismus, daß er in dem nur fünfzehnhundert Einwohner zählenden Orte einen Kunstenthusiasmus entfacht hat, welcher ihm der Jünger und Gehülfen beiderlei Geschlechts und aus allen Kreisen der Gesellschaft mehr zuführt, als er brauchen kann. Unter den ersten Aposteln, die ihm ihre Dienste anboten, befand sich der begabte Chicagoer Zeichner Will Denslow; ein genialer junger Bildhauer, der unter dem Namen St. Gerome Roycroft bekannt ist, gesellte sich zu ihm, und aus Deutschland ließ Elbert Hubbard einen geschickten alten Buchbinder kommen. Unter der Anleitung dieser Künstler widmete sich bald eine große Anzahl junger Männer und Frauen East Aurora's dem auf die künstlerische Herstellung von Büchern bezüglichen Zweigen der Kunstindustrie, dem Musterzeichnen, der Manuskript-Malerei, der Buchbinderkunst u.s.w.

Aber Hubbard's vielseitige Individualität trieb ihn auf der Bahn, die er eingeschlagen, vorwärts. Wo er einen geschickten Handwerker sieht, dessen Arbeiten sich von den charakterlosen Maschinen- und Engrosproduktionen unterscheiden, da sucht er ihn in seinen Bestrebungen zu unterstützen, indem er ihm Bestellungen gibt, die nach in der Roycroft-Schule entstandenen Mustern auszuführen sind. So hat er einem Schmied des Dorfes ein Arbeitsfeld eröffnet, das sich dieser Mann nicht hatte ahnen lassen, indem er einen gußeisernen Feuerbock bestellte, der im Gebäude der Roycroft Preß die Aufmerksamkeit eines wohlhabenden New Yorkers erregte und dem Manne soviel Arbeit dieser Art eintrug, daß er in kurzer Zeit Gehülfen miethen mußte. Ein Möbeltischler, der außer Arbeit war, erhielt von Hubbard den Plan zu einem massiven, soliden Tisch von eigenthümlicher Form. Auch dieser fand im Bureau des „Philistine" Aufstellung, und erweckte den Wunsch der Besucher, einen ähnlichen zu besitzen. Der Tischler ist seitdem mit Aufträgen dieser Art überhäuft. Außerdem hat Hubbard dem Töpfergewerbe des Dorfes einen fruchtbringenden Anstoß gegeben. An hundert Männer und Frauen des Dorfes arbeiten außerhalb der Roycroft Preß nach ihren Plänen und Mustern und verdienen mehr Geld als ihr Gewerbe ihnen sonst eingetragen haben würde, denn sie haben sich auf einer Kooperativbasis organisirt und vertheilen am Ende des Jahres den Gewinn unter einander.

In East Aurora als ein Wohlthäter der Bevölkerung angesehen, gewinnt Hubbard durch seine Bücher jahraus jahrein mehr Bewunderer im Lande und übt einen großen Einfluß durch sein Beispiel. Deutlich ist der Fortschritt des amerikanischen Buchgewerbes zu verfolgen, seit die prächtigen Roycroft-Ausgaben auf dem Markte erschienen sind. Die Anwendung der alten in Vergessenheit gerathenen Manuskript-Malerei auf moderne Bücher wird vielleicht nicht leicht in allgemeine Aufnahme kommen, weil die numerisch starken Auflagen sie ausschließen. Es ist, als ob der Zufall dem Gründer der Roycroft Preß besonders günstig wäre. Denn gerade diese Eigenthümlichkeit der Buchausstattung ist ursprünglich nicht Hubbards Idee gewesen, sondern die eines Buchdruckers in East Aurora, der sich für die Buchdruckerkunst der Renaissance interessirte und eine Menge prächtiger alter Proben besaß, die er nachzuahmen versuchte. Seine Frau machte einige Versuche in der Manuskript-Malerei und widmete sich schließlich dieser Kunst aus Liebhaberei. Hubbard sah ihre Arbeiten und was der Beiden Steckenpferd gewesen, wurde ihnen Beruf. Hubbards Tochter ist jetzt eine der geschicktesten Künstlerinnen in diesem Zweige.

Der ehemalige Viehzüchter, Gründer der Roycroft Preß und Redakteur des „Philistine" ist aber auch ein sehr tüchtiger Schriftsteller. Seine ungemein hübsch ausgestatteten Monographien "Little Journeys to the Homes of Great Men and Women" sind werthvolle Beiträge zur Biographie und Literaturgeschichte. Seine Artikel im „Philistine" sind geistreich und flott geschrieben, zeichnen sich durch einen liebenswürdigen, freimüthigen Geist aus, und sind in ihrer Art gerade so bahnbrechend und in gewissen Grade revolutionär, wie seine Thätigkeit auf kunstgewerblichem Gebiete. Kein Wunder, daß das junge Amerika in überschwenglicher Verehrung und Würdigung der Verdienste Hubbards von dem bis vor wenigen Jahren völlig unbekannten Dorfe East Aurora als von einer Wiege der amerikanischen Renaissance redet. Der Name ist sicherlich ein gutes Omen; und da aus der Rocroft Preß neben Neuausgaben älterer Werke auch solche moderner fortschrittlicher Denker hervorgehen, wie William Morris, George Bernard Shaw, Grant Allen, Alfred Russel Wallace und anderer, so kann es schon sein, daß dieselben auch die Emanzipation vom Puritanismus fördern werden, die sich allenthalben mehr oder weniger tapfer kund gibt. Für ein Städtchen von 1500 Einwohnern ist es aber schon genügend, wenn es in einer Hinsicht an der Spitze einer modernen Richtung steht, und in kunstgewerblicher Hinsicht ist East Aurora ohne Rivalen.

A. E.

Wenn man zerstreut ist.

Von Leon de Tinseau.

Zur Zeit meiner Geschichte war eine gewisse blonde Gräfin seit zwei Jahren Wittwe, und es begann von ihrer Wiederverheirathung — mit mir — die Rede zu werden, sogar stark die Rede zu werden. Meine Geschichte spielt im Herbst, und damals befand sich die Gräfin auf ihrer Besitzung in Var. Wir schrieben uns ungefähr alle Tage, ich, um ihr zu sagen, daß ich sie anbete, sie, um die Tage, die ihr etwas lang erschienen, zu kürzen und mir Kommissionen zu geben, denn ich war damals in Paris. Gleichzeitig — wer nicht dasselbe gethan, werfe den ersten Stein auf mich — unterhielt ich eine andere Liebeskorrespondenz; diese Korrespondenz war aber weniger ernsten Genres. Es war keine Gräfin; sie war brünett, wohnte in der Normandie, und wir waren in der Periode angelangt, wo sie mir von ihrer Verehrung erzählte. Arme Louise; in einem einzigen Punkt glich sie der Gräfin; das war ihre Manie, mich mit Kommissionen zu betrauen.

Eines Morgens — der Teufel soll mich holen, wenn ich an jenem Morgen erwartete, nach dem Süden zu reisen — bringt man mir zwei Briefe ins Bett, die zwei Listen von Besorgungen enthielten. Glücklicherweise ließ sich das Alles in Louvre erledigen. Ich stehe auf, frühstücke und bereite meine Antworten vor, die eine glühend für die Gräfin, die andere ruhig und kühl für Louise, und wandere nun nach dem Louvre. Ich wähle die verlangten Muster, stecke sie in die offen gebliebenen Kouverts, schließe die Kouverts, stecke das Ganze in meine Tasche und stoße, als ich den großen Bazaar verlasse, auf Maxime, der in einem Buggy ins Bois fuhr. Er nimmt mich mit, fängt an, mir seine üblichen Späße zu erzählen, und ich hätte meine Briefe fast vergessen, wenn mir die blaue Laterne an der Ecke der Rue de Marignan nicht das Gedächtniß aufgefrischt hätte.

Ich lasse halten, steige ab, kaufe Briefmarken, werfe die Epistel an die Gräfin in den Kasten, klebe die Marke auf den anderen Brief und glaube anstatt der Seidenmuster, die er enthalten sollte, Tuchmuster zu fühlen. Ein kalter Schweiß überläuft mich; ich öffne das Kouvert.... ich hatte mich geirrt.... Mein Brief für Louise wanderte nach Var und damit war es ganz einfach mit meiner Heirath aus!

Es gab kein Zögern; ich sagte Maxime, er solle seine Spazierfahrt allein fortsetzen, und trete in das Bureau, um meinen Streich wieder gut zu machen. Ach ja! Man sieht mich von oben bis unten an, man stellt mir Fragen und macht sich den Spaß, mir über das Gebrechen der Zerstreutheit eine Predigt zu halten. Ich bin nicht gerade geduldig, ich werde ärgerlich und schicke alle zum Teufel. Jetzt erinnere ich mich eines Freundes, der eine bedeutende Stellung bei der Post bekleidet. Ich springe in einen Fiaker und lasse mich nach der Rue de Grenelle fahren. Mein Freund war wegen einer Anordnung seines neuen Hotels in der Rue Jean-Jacques. Ich eile nach der Rue Jean-Jacques und brauche eine halbe Stunde, ehe ich meinen Mann finde. Schließlich gelingt es mir, ihn zu fassen. Wir kehren sofort nach der Rue de Grenelle zurück, und ich verlasse dieselbe mit einem Briefe aus dem Kabinet des Ministers, der mir sämmtliche Briefkästen auf dem Gebiete der Republik öffnen soll.

Als ich aber nach der Rue de Marignan komme, war es 5 Uhr 40 Min., und ich erblicke einen Postwagen, der nach dem Zentralbureau in den Tuilerien abfuhr. Mein Brief befand sich natürlich in dem Postwagen.

Ich sage meinem Fiaker, er solle dem Postwagen folgen. Wir kommen nach den Tuilerien. Ich zeige mein Papier vor und man antwortete mir sehr höflich:

„Mein Herr, wir haben dreiviertel Stunden, um 200,000 bis 300,000 Briefe abzustempeln, die nach allen Ländern der Welt wandern. Sie werden leicht begreifen, daß es unmöglich ist, den Ihrigen aus diesem Haufen herauszufinden. Es bleibt Ihnen nur ein Mittel: wenden Sie sich an das ambulante Bureau auf dem Lyoner Bahnhof. Dort wird es möglich sein, und da Sie einen Befehl des Ministers haben, so wird die Sache sich machen lassen".

Ich steige wieder in meinen Fiaker, der mich auf dem Boulevard Mazas absetzt, und bald lange ich am Fuße jener beiden rollenden Häuser an, die wir eben betrachteten. Zuerst will man mich zum Teufel schicken; doch ich bestehe auf meinem Verlangen und zeige mein Papier vor. Nun sagte der Vorsteher, der mich jedenfalls für einen Beamten der geheimen Polizei hielt, der eine Fährte verfolgt:

„Gilt, mein Herr, steigen Sie ein! Wir werden versuchen, die Sache unterwegs zu erledigen, doch für den Augenblick kann ich nichts für Sie thun."

Ich steige in den Wagen, der schon halb mit Säcken angefüllt, doch das war der Anfang. Es kamen Briefsäcke von allen Seiten, in Dutzenden, von den Verwaltungen, den Zeitungen, den anderen Bahnhöfen. Zuweilen waren zwei Männer erforderlich, um einen der Säcke hochzuheben. Der Anhängewagen war bereits voll, und der sogenannte Postwagen begann sich zur Decke zu füllen. Die fünf Beamten und ich, wir wußten nicht mehr, wohin wir uns flüchten sollten. Und daraus sollte man einen Brief herausfinden! Ich hatte schon halb den Muth verloren. Wenn die Gräfin den für Louise bestimmten Brief erhielt, war mein Schicksal besiegelt. Nun war ich aber sehr verliebt und es handelte sich für mich um eine prachtvolle Heirath.

Endlich hörte man auf, Säcke heranzuschleppen. Es war aber auch Zeit! Ich hatte mich in einen Winkel gekauert, wo ich zwischen ungeheuren, mit allen Poststempeln Europas bedeckten Ledertaschen erstickte. Ich sah nichts weiter als die Lampen an der Decke und ungeheure Fächer. Plötzlich fühlte ich, daß der Zug sich in Bewegung setzte; wir fuhren ab. Nun fragte mich der Vorsteher der ambulanten Brigade, was ich wollte. Ich erklärte ihm, daß es sich darum handelte, in den Besitz eines nach Schloß Beillans bei Barjols, Var, adressirten Briefes zu gelangen.

„In diesem Falle, mein Herr, gehört der Brief zum Postbezirk Lyon. Damit können wir uns erst hinter Dijon beschäftigen. Sie müssen also bis dahin warten".

Ich wartete und setzte mich auf einen Sack, der, nach der durchdringenden Natur der Berührung zu schließen, Musterkästen aus Holz enthalten mußte. Die fünf Beamten arbeiteten stehend mit Wuth. Es roch nach Druckerschwärze, nach Tabak, nach geschmolzenem Wachs, nach feuchtem Leder und nach allem Möglichen.

Ich starb inzwischen auch vor allem Möglichen, besonders vor Hunger, denn ich hatte nichts weiter als zwei Eier und ein Kotelett zum Frühstück gegessen. Ich hatte einen Zylinder, eine weiße Weste, Ballschuhe und ein Spazierstöckchen; kurz, nicht das geringste Reisekostüm! Ach, welche Nacht habe ich verlebt!

Ich kürze die Erzählung meines Elends ab. Am nächsten Morgen kam ich um 10 Uhr, Du kannst Dir denken, in welchem Zustande, auf dem Bahnhof St. Maximin an. Dort nahm man den Depeschensack für Barjols heraus. Und mein Brief hatte sich nicht wiedergefunden! Leider klärte sich Alles erst im Augenblick auf, als der Zug langsamer fuhr. Die Beamten des ambulanten Bureaus hatten, als sie sahen, welche Bedeutung man diesem unglückseligen Briefe beilegte, geglaubt, es handle sich um eine Werthsendung, und unter den gewöhnlichen Briefen nicht weiter gesucht, dagegen ließ sich nichts mehr machen. Der Zug hielt bereits. Man warf eine grünleinene Tasche mit dem Etikett „Barjols" auf das Trottoir; ich folgte der grünen Tasche, die meinen Brief enthielt, und war entschlossen, ihm bis an's Ende zu folgen.

Wir nahmen sofort, die grüne Tasche und ich, in einer vollständig offenen und wackeligen Chaise Platz. Es regnete, mein Spazierstock, meine weiße Weste, mein Zylinder.... Herrgott, sah ich aus! Von dem Kutscher erfuhr ich, daß von St. Maximin bis nach Barjols 26 Kilometer sind. Uebrigens unterhielten wir uns wenig, erstens, weil ich das Provençalische nicht verstehe, und zweitens, weil ich in meine Betrachtungen versunken war. Wir fuhren durch öde Orte, und ich war von dem schrecklichen Briefe nur von einem sehr harten Brett getrennt, auf dem ich saß. Ich konnte den Postkutscher erwürgen oder bestechen, ganz wie ich wollte. Doch es fehlte mir die Kraft, um die erste dieser Operationen vorzunehmen, denn ich war erschöpft. Was die zweite anbetraf, so hatte ich nur 4 bis 5 Louisdor in der Tasche, und wenn ich den Postkutscher bestochen, dann mußte ich bettelnd nach Paris zurückkehren.

Endlich kamen wir in Barjols an, einem hübschen Dorfe von 1000 Einwohnern. Ich wollte in's Postbureau gehen und unter Vorzeigung meines Scheins einen Brief verlangen. Doch bei näherer Ueberlegung that ich das nicht. Denke Dir einen Herrn aus Paris, der bei strömendem Regen mit einem Spazierstöckchen mit goldenem Knopf als ganzes Gepäck nach Barjols kommt und den Befehl vorzeigt, ihm einen an die Adresse der Gräfin von ***, einer Schloßherrin der Nachbarschaft, gerichteten Brief zu übergeben! Die Geschichte hätte die Runde durch die ganze Gegend gemacht und wäre ohne den geringsten Zweifel der Hauptbetheiligten zu Ohren gekommen.

Es war besser, zur List seine Zuflucht zu nehmen. Als der Landbriefträger, der sich nach dem Schloß Beillans begab, eine Stunde später den Flecken Barjols passirte, eilte ich ihm nach und fragte ihn wie zufällig nach dem Wege, der nach der Behausung der Gräfin führte.

„Ich gehe hin", antwortete er mir. „Wenn Sie mitkommen wollen, es ist 15 Kilometer".

Fünfzehn Kilometer? Der Firniß meines Schuhzeuges zitterte bei diesen Worten. Trotzdem humpelte ich neben meinem Briefträger durch den Schmutz dahin. In jede Schenke traten wir ein, und ich ließ dem guten Manne zu trinken geben. Er hielt bis zum vierten Dorfe seiner Tour Stand, doch, als wir das Dorf verließen, war es aus. Als wir an einem Graben vorüber kamen, steckte ich ihm meinen Spazierstock zwischen die Beine, scheinbar unabsichtlich, und er rollte in den drei Fuß tiefen Abgrund. Mich unter dem Vorwand, ihm Hilfe zu bringen, neben ihn stürzen, seine Brieftasche öffnen, meinen Brief stibitzen, ihn endlich in die Tasche stecken, das war Sache eines Augenblicks. Meinen Mann aus dem Graben ziehen, war schwieriger. Als es mir gelungen war — das Wetter hatte sich inzwischen aufgehellt — höre ich ein Geräusch von Rädern auf der Landstraße. Ich drehe mich um. Es war eine Ponny-Chaise, die von der Gräfin selbst gelenkt wurde.

Wie sie mich in dem Zustand, in dem ich mich befand, erkannte, das frage ich mich jetzt noch. Jedenfalls erkannte sie mich, und ihre Bestürzung kam meiner Verlegenheit gleich, denn ich gedachte ohne Weiteres nach Paris zurückzukehren.

„Großer Gott!" rief sie. „Was geht denn vor? Was ist Ihnen passirt? Was hat Sie in diesen Zustand gebracht?"

In diesem Augenblick mußte man Phantasie entfalten.

„Glauben Sie an Ahnungen?" sagte ich zu ihr mit um so eigenthümlicherer Stimme, als ich einen schrecklichen Schnupfen verspürte. „Gestern, gerade als ich einen Brief, den ich Ihnen schrieb, zur Post geben wollte, hörte ich deutlich, ganz deutlich, wie Sie meinen Namen dreimal mit einem Tone entsetzlicher Angst aussprachen. Ich fürchtete einer jener geheimnißvollen Warnungen, für die ich mehrere Beispiele kenne, und so machte ich mich von Schrecken erfaßt auf den Weg, um zu Ihnen zu gelangen, ohne mir Zeit zu lassen, erst nach Hause zu gehen. Ich liebe Sie ja so sehr, Amélie!"

Ich sah ihre schönen Augen feucht werden. Was die meinen anbetraf, so füllte sie der aufsteigende Schnupfen mit Thränen, die durchaus nicht geheuchelt waren. Amélie ließ mich neben sich einsteigen und brachte mich in's Schloß zurück. Dieser Beweis meiner Liebe hatte sie gerührt; und als wir an der Freitreppe hielten, hatte sie das berühmte „Ja" gesprochen, das auszusprechen sie seit sechs Monaten zögerte.

Und so habe ich mich verheirathet!

Die Schuld der Mutter.

(Skizze von Paul Richter.)

Fast ganz dunkel ist's in dem kleinen Dachstübchen. Ein Oellämpchen, das auf dem wackligen Tisch steht, müht sich vergeblich, mit seinem röthlichen Schein das Zimmer zu erhellen. Ein stöhnender Husten dringt aus der einen Ecke, er kommt von einer bleichen, alten Frau. Sie sitzt aufrecht im Bett, die hagere Hände krampfen sich fest am Bettgestell, sie hustet. Hohl, qualvoll, verzweifelt, wie der Todesschrei eines verwundeten Thieres klingt's durch die Stille der Nacht.

„Ach, Fritz!" Dann lächelt sie wieder. Ihre Hände fahren über die Bettdecke, als streichelten sie einen lieben Kopf.

Nicht immer war's so. Ach nein! Freilich, lang ist's her. Da war das bleiche, kranke Weib eine junge, blühende Frau. Die Rose nannte man sie. Schön war sie. Und sie wußte es auch. Und glücklich? Ja, auch glücklich. Sie liebte ihren Mann, der sie auf Händen trug. Und dann der Junge, ihr Junge, ihr Junge, der Fritz! Wie konnte er lachen, so hell, so übermüthig! Dabei blitzten seine kleinen weißen Zähnchen. Und schmeicheln konnte er! Alles mußte sie thun, wenn er seine weichen Aermchen ihr um den Hals legte und so süß sagte: „Du bist meine liebe Mutter."

Dann kam die Schuld! Sie weiß nicht mehr, wie's angefangen. Sie will nicht mehr daran denken. Und doch, so oft immer wieder tappt die Erinnerung durch ihr Hirn. Wie eine dunkle Hand kommt's immer näher. Immer größer wird sie. Sie legt sich um ihren Hals, sie preßt sich zusammen, immer fester, immer starrer. Sie möchte schreien. Sie kann nicht. Dunkle Ringe tanzen ihr vor den Augen. Sie will entfliehen. Ihre Glieder sind gelähmt. Kalter Schweiß bedeckt sie. Ja die Schuld! Die scheußliche Schuld!

Sie weiß es noch, wie wenn's heute gewesen, wie es endete, alles, alles! Das Gericht entschied. Die Scheidung wurde vollzogen. Das Kind wurde dem Vater zugesprochen.

Sie stand allein, ganz allein — ohne Eltern, ohne Mann, ohne Kind, ohne — Ehre! Niemand kümmerte sich um

Warum machte sie damals nicht ein Ende? Jedes Mal, wenn sie's wollte, war's ihr, als fühlte sie zwei weiche Kinderarme an ihrem Hals und hörte ein helles Stimmchen: „Du bist meine liebe Mutter!" Sie konnte es nicht. Aber wäre es nicht besser gewesen?

Jahre vergingen. Keiner von ihren alten Bekannten kannte sie mehr, keiner — auch nicht mehr ihr Fritz. Sie sah ihn oft. Er ging zur Schule, sein Ränzel auf dem Rücken, mit ernstem, wichtigem Gesicht. Sie stand verborgen hinter einem Baum, hinter einer Thür, bis er vorüber war. Dann ging sie hinter ihm her, immer in großer Entfernung, scheu wie eine Verbrecherin, bis er in das Schulgebäude trat. Er durfte sie nicht sehen! Aber was hätte sie gegeben, wenn er sie erkannt und jubelnd auf sie zugestürmt wäre: „Du bist meine liebe Mutter!"

Aber nein! Seine Mutter war ja todt! So hatten sie ihm alle gesagt, auch der Vater. Und Vater lügt nie. Eine Blutwelle schoß ihr in's Gesicht. Sie zog das alte Umschlagetuch, das sie über den Kopf gebunden hatte, tiefer in's Gesicht. Er ging vorüber. Wie traurig der kleine Kerl aussah! Seitdem war sie vorsichtiger.

Da kam er eines Tages nicht. Unruhig wartete und wartete sie, versäumte ihre Arbeit. Gequält ging sie fort. Auch am nächsten Tage kam er nicht. Sollte er krank sein, sollte er gar —? Sie wagte es nicht auszudenken. Sie konnte es nicht fassen. Als er den nächsten Tag noch nicht kam, war sie verzweifelt. Den ganzen Tag lief sie umher, fürchtend, hoffend.

Als es dunkel war, schlich sie nach dem Haus, nach seinem Haus. Nach ihrem Haus? Nein. Sein Haus war nicht mehr ihr Haus. Sie hatte es verscherzt, sie war ja eine Ausgestoßene! Die Fenster waren verhängt. Eine entsetzliche Angst packte sie. O Gott! Nur das nicht! Sie wollte fragen. Aber wenn man sie erkannte? Sie kämpfte. Aber sie mußte. Ein alter Mann trat aus dem Hausflur. Sie erinnerte sich nicht, ihn je gesehen zu haben. Ihn konnte sie fragen. Sie that's. Der Alte sah sie verwundert an, halb neugierig, halb theilnahmsvoll.

„Ja, unser Herr ist gestorben, unser guter, unglücklicher Herr!"

Er wandte sich ab und fuhr sich über die Augen. Als er sich zurückwandte, sah er in ein verzerrtes Gesicht.

„Sie kannten ihn wohl?" wollte er fragen. Aber es erschien ihm so plump. Er ging ohne Wort weiter.

Sie stand wie erstarrt. Alles tanzte ihr vor den Augen. Sie mußte sich an der Thür festhalten, sonst wäre sie gefallen. Sie setzte sich auf den Stein, der seitlich am Eingange stand.

Plötzlich schrie sie auf. Dann schluchzte sie, thränenlos, bis sich ihr Schmerz löste. Dann weinte sie, weinte immerfort.

Keiner sah sie. Es war ganz dunkel dort.

Ja, warum weinte sie?

Er, er, Fritz, er lebte ja! Weinte sie vor Glück, oder war es Schmerz, Reue, die wieder so gewaltig aufflammte?

Am nächsten Morgen sah sie ihn wieder zur Schule gehen. Er hatte einen schwarzen Flor um den Arm. Sein Gesicht war blaß, seine Augen geröthet. Es schnitt ihr ins Herz. Sie vermochte nicht, ihm wie sonst aus der Ferne zu folgen. Wenn er sie angesehen hätte! Es wäre ihr Tod gewesen. Nein, nein!

Wieder waren Jahre vergangen, die Großeltern, die sich seiner angenommen, waren gestorben. Er stand ganz allein. Allein? War sie nicht da? Nein, sie war ja todt!

Er hatte die Schule durchgemacht. Dann sah sie ihn lange nicht wieder. Er war wohl fort von B., er studirte wohl gewiß draußen in der Fremde. Du armes Kind! Ohne Vater, ohne Mutter!

Wo mochte er jetzt sein? Fritz, Fritz! Und wenn sie ihm alles sagte? Würde er ihr verzeihen? Nein, nein! Sie hatte es ja gelobt. Sie war ja todt! Aber wo mochte er sein! War er gesund? Lebte er noch?

Da sah sie ihn eines Tages wieder. Sie hätte jauchzen mögen. Wie hatte er sich verändert! Groß und stattlich war er geworden. Ein blonder Vollbart umrahmte sein ernstes Gesicht.

Ja, die Augen, die blauen Augen, sie waren dieselben geblieben. Sie blickten noch immer so froh, so rein in die Welt. Sie hätte weinen mögen vor Glück. Aber sie konnte nicht mehr weinen.

Das war das letzte Mal, daß sie ihn gesehen; dann nie mehr. Sie wurde kränker und kränker. Schließlich konnte sie nicht mehr fortgehen.

Und dann kam die Noth. Das Wenige, das sie zurückgelegt hatte, ging zur Neige. Niemand kümmerte sich um sie. Was sollte daraus werden? Barmherziger Gott! Sterben? Nein, nein! Nur nicht sterben!

* * *

Es war eine dunkle Winternacht. Dichte Flocken fielen nieder und bedeckten die Straßen mit einem weichen Tuche. In einer Nebenstraße hielt eine Droschke. Ein Schutzmann stieg soeben heraus, ging geräuschlos über den schneebedeckten Bürgersteig zu dem Gitter, das an seiner Seite hinlief. Dicht an der Straße lag ein dunkles kleines Gebäude. Gleich daneben war eine Pforte im Gitter. Er öffnete sie und ging gerade aus. Dort wurde es heller. Er sah mehrere Gebäude, die einzelnen Pavillons des Krankenhauses. Auf das Hauptgebäude ging er zu, klingelte und meldete dem Pförtner den Thatbestand. Bald darauf erschienen einige Krankenwärter mit einer Bahre. Aus der Droschke hoben sie einen kleinen, abgezehrten Körper. Die Kranke hustete und stöhnte. Als sie auf das kleine, dunkle Gebäude sah, lief gerade das aufflackernde Licht der Straßenlaterne über das Portal hin, hin über die goldenen, schneegekrönten Lettern, die es umkränzten. Es blitzte hell auf, einen Augenblick nur. Doch die Kranke hatte es gelesen: „Gedenke, daß Du Staub bist!" Ein Schauer schüttelte sie. Zu Ende? Zu Ende?

* * *

Der dienstthuende Arzt war geweckt worden. Es war ein junger Mann mit bartlosem, fast kindlichem Gesicht. Er sah verschlafen aus und mürrisch. Das dichte Haar fiel ihm in die Stirn. Die Kranke phantasirte. Er machte ihr eine Einspritzung, gab der Wärterin seine Anordnungen und ging. „Keine Nacht Ruhe! Das halte ein Anderer aus!" Es klang traurig und grollend zugleich.

Am nächsten Morgen unterschrieb er den Todtenschein.

Sie trugen sie vorüber, über den Platz hin, in einen der Pavillons.

Im Sektionssaal des Krankenhauses auf einem Tische, halb im Dunkeln, in einer Nische, liegt eine Gestalt. Es ist eine alte, arme Frau. Das weiße Haar ist glatt gescheitelt. Das magere, eingefallene Gesicht ist friedlich, fast verklärt.

Im Zimmer ist ein Arzt. Er hat bis jetzt an einem der Tische gesessen. Jetzt erhebt er sich. Wie groß, schlank und doch so kräftig sich seine Gestalt abhebt! Jetzt wendet er sich. Das Lampenlicht fällt hell auf sein Gesicht, läuft über den blonden Vollbart, der wie Gold glitzt, spiegelt sich in den Kneifergläsern, hinter denen zwei blaue Augen so ernst und doch so fröhlich in die Welt blicken.

Er lächelt glücklich vor sich hin. Gott sei Dank! Die Arbeit wäre für heute mal wieder vorbei! Nun geht's zu ihr! Ich sollte sie nicht nehmen, weil sie arm ist? Hab' ich denn etwas? Und wer sollte uns denn hindern wollen? Wir haben uns lieb. Stehen wir beide nicht ganz allein auf der Welt? Vater, Mutter, alles, alles todt!"

Und wieder lächelt er, zieht seinen großen Mantel an, stülpt den Hut auf und geht hinaus. Die Leiche seiner Mutter bleibt allein.

Der Schein der Straßenlaternen huscht wieder über die goldenen Lettern dort über dem Portal. Er aber sieht nicht, wie sie leuchten:

„Gedenke, daß Du Staub bist!"

Des Königs Verdienst.

Prinz Ludwig von Preußen, der Bruder Friedrich Wilhelms III., hatte einem armen, redlichen, sehr kinderreichen Fischer in Schwedt versprochen, ihm ein stattliches Haus bauen zu lassen. Der Bauanschlag belief sich auf 6000 Thaler, und der Prinz machte sich anheischig, die Summe in vier Quartalen zu zalen und wies die ersten 1500 sofort an. Der Bau nahm seinen Anfang. Bald nachher starb der Prinz, aber auch der Fischer, und der Bau blieb liegen. Man machte nun die Wittwe des Fischers darauf aufmerksam, daß der Bruder des Prinzen Ludwig König geworden sei und den Bau vielleicht fortsetzen würde. Sie ging daher nach Berlin ins Königliche Schloß und verlangte, man solle sie zum Bruder des Prinzen Ludwig führen. Der König ließ sie vor und sie fragte ihn: „Is he de Broder von den Prinzen Ludwig?" Als dies der König bejahte, fuhr sie fort: „Syn Broder war ein ehrlick Mann, un ick denke, he wert et ock syn, und wyl he nun wat waarden (geworden) is, wert he myn Hus buen laten". Der König nahm nähere Einsicht von dem Sachverhalt und versprach ihr dann auch die Fortsetzung des Hausbaues, ließ den Beschluß ausfertigen und der Wittwe zustellen. In Schwedt wurde der Befehl gewissenhaft vollzogen. Hierauf begab sich die Frau eiligst wieder nach Berlin und verlangte abermals den Bruders des Prinzen Ludwig zu sprechen. Als sie vor den König kam, sagte sie: „Wyl ick sehe, det he eben so en ehrlick Mann is, als syn Broder, so breng ick em hier en kleen Vat Nienaugen (Neunaugen) vor syne Möje (Mühe)". Der König nahm das Fäßchen an und trug es zu seiner Gemahlin, der Königin Luise, der er es mit den Worten übergab: „Sieh einmal, da habe ich als König schon etwas verdient".

— Kathederblüthe. — Die Eltern Hannibals waren bei seiner Geburt nicht anwesend.

Geheime Schuld.

Roman von **Robert Kraft.**

(2. Fortsetzung.)

„Glaubst du denn, daß sie unschuldig ist?“

„Sie ist es! Wie könnte dieses junge, heitere Mädchen solch einen ungeheuren Frevel begangen haben! Und mich — mich hält sie für ihren Ankläger! O, ich ertrage es nicht mehr.“

„Wer könnte es sonst gewesen sein?“

„Das weiß Gott allein, und der, der es gethan.“

„Das Gericht hat für erwiesen gehalten —“

„Das Gericht kann sich irren,“ fuhr er auf, „das hat sich soeben gezeigt.“

„Die Richter müssen nach den Gesetzen und nach der Vernunft urtheilen, nicht nach dem Herzen.“

„Ja, und wenn auch Herzen darüber brechen. Lore, ich bin tief, tief unglücklich.“ Es war ein Schluchzen gewesen, mit dem er das gesagt, und Lore wußte nun, was sie zu thun hatte: entweder der Schatten, der hindernd zwischen ihnen stand, mußte beseitigt werden, oder Paul war für sie verloren. Die Ehe wäre er wohl mit ihr eingegangen, aber sein Herz hätte ihr nicht gehört, und das wollte sie besitzen.

Das geschäftliche Vorhaben aufgebend, fuhren sie in einer Droschke nach Hause, und unterwegs schon hatte sie ihren Plan gefaßt.

Auf dem vorgeschriebenen Wege konnte sie nichts erreichen; man durfte ihr nicht erlauben, der Zuchthausgefangenen zu schreiben oder sie zu besuchen. Wer konnte ihr wohl dazu verhelfen? Der Gefängnißdirector war in der Anstalt so gut wie allmächtig, und das Glück war ihr günstig. Wie sie durch Fragen erfuhr, war dieser Beamte ein sehr galanter Herr. Sie war bereit, die Macht ihrer Persönlichkeit wirken zu lassen, wenn sie dadurch nur zum Ziele kam. Einen weit schwereren Kampf kostete ihr die Abfassung des Briefes. Ruhelos wanderte sie hin und her, setzte sich, sprang wieder auf, zahllose Male vernichtete sie das Schreiben wieder, bis es folgendermaßen lautete:

„Meine arme, liebe Bertha!

Wir alle sind von Deiner Unschuld überzeugt und zweifeln nicht, daß Gottes Gerechtigkeit sie noch einmal an den Tag bringen wird. Wenn sie sich aber erst dereinst im Himmel offenbaren soll, so sollst Du doch nicht hier auf Erden darunter leiden. Sobald man Dir die Freiheit, welche Dir in ihrem Urtheil befangene Menschen geraubt haben, wiedergiebt, findest Du offene Arme, die Dich Dulderin als Freundin aufnehmen. Bertha, auch ich nenne mich Deine Freundin, und dennoch komme ich schwerenHerzens zuDir, um Dich reumüthig um Verzeihung zu bitten wegen eines Vergehens, das ich gegen Dich verschuldet habe. Glaubst Du denn noch immer, Paul habe Dich der That verdächtigt? Du hast wirklich zu ihm den Ausspruch gethan, Du könntest Deine Mutter gleich vergiften. Unvorsichtig wiederholte er ihn, vom Schrecken erfaßt, nun könne Dich ein Verdacht treffen. Und wirklich, so geschah es, und Paul mußte jene Worte auch vor Gericht wiederholen, man zwang ihn durch den Eid dazu. Ach, wüßtest Du den Jammer, den er ausgestanden hat! Vier Jahre ließ er nichts mehr von sich hören, der Verzweiflung nahe, suchte er den Tod, ohne ihn zu finden. Nein, meine Bertha, so wie ich, so ist auch Paul unschuldig daran, daß man Dir diese unnatürliche That zutrauen konnte. Anfang dieses Jahres kam er wieder einmal in die Heimath, zufällig, sonst hätte er sie nie mehr betreten. Ich fand einen völlig gebrochenen Mann, ich tröstete ihn. Ach, Bertha, was soll ich Dir nun sagen. Ich zittere, es Dir zu gestehen, und ich muß es doch thun, und wenn Dir auch das Herz bricht. Mein Vater forderte ihn auf, in seinemHause zu bleiben, er sollte sein Theilhaber bei einem großartigen Unternehmen werden, wozu er den gebildeten Seemann brauchte, und Paul blieb. Ich merke wohl, was in ihm vorging, und ich erbebte, für Dich, und dann kam es wirklich, er sagte mir, daß er mich liebte. Meine arme, arme Bertha! Ich beschwöre Dich, glaube nicht, ich hätte ihn Dir abtrünnig gemacht. Und was sollte ich thun? Du weißt, daß ich schon als Kind mit grenzenloser Dankbarkeit an ihm gehangen habe. Er bat mich, ihn doch glücklich zu machen — und ich gehorchte. Bertha, wir sind Braut und Bräutigam — nun ist es heraus. Aber Paul kann nicht glücklich werden, weil er noch an Dich denkt und glaubt, Du zürntest ihm. Zerstreue ihm diese Sorgen, ich bitte Dich, ich flehe Dich an, ich will Deine treueste Freundin dafür sein, wenn Du wieder auf freiem Fuße bist. Ja, ich liebe Paul auch, muß ihn ja lieben. Ich bin ganz offen zu Dir. Ich will ihn überreden, zu Dir zu kommen, der Herr Gefängnißdirector wird ihm einen Besuch gestatten. Dann sprich Du mit ihm. Und bestehst Du auf Deinem Recht, das Du ja gewissermaßen moralisch hast, so wird er entsagen und dann — — ich weiß nicht, was er dann thun wird. Mehr kann ich nicht schreiben, meine Hand und meine Augen versagen. Alles andere erräthst Du von selbst. Lebe wohl, meine einzige liebe Bertha und mache Paul glücklich durch

Deine Dir ewig dankbare
Leonore Verhagen.“

Als sie den Brief noch einmal überlas, wurde ihr weißes Gesicht ganz grau. „Das ist ein — — ich bin mir selbst ein Räthsel,“ murmelte sie dumpf. „Ist denn das Lore Verhagen, die das geschrieben hat?“

Langsam und scheu wendete sie den Kopf nach dem Spiegel, der ihr ihre verzerrten Züge zeigte, sprang auf und verbarg ihr Gesicht in den Händen. So stand sie eine lange Zeit.

Mit einem gewaltsamen Entschluß raffte sie sich endlich empor. Die Fäuste geballt, die Zähne zusammengepreßt, so näherte sie sich Schritt für Schritt dem Spiegel.

„Ich will — ich will — ich will,“ murmelte sie, und so blieb sie vor ihrem Spiegelbild stehen, es herausfordernd messend, wohl eine Viertelstunde lang, bis es ihr das schöne unbefangene Gesicht wieder zeigte. Nichts verrieth mehr, was in ihr vorgegangen war.

„Ich habe mich selbst besiegt, jetzt besiege ich auch andere,“ flüsterte sie triumphirend. —

Am anderen Tag bereitete sie sich vor, denZuchthausdirector während seiner Sprechstunden im Bureau zu besuchen. Sie wählte ein tiefschwarzes Kleid mit Vermeidung jeder anderen Farbe, denn sie wußte, daß ihr Schwarz am besten stand, es brachte ihre hohe, volle Figur am meisten zur Geltung, ihre weiße Haut trat noch leuchtender hervor, die nur lose zusammengesteckten Haarflechten mit ihrem sprühenden Reflex brachten auf dem schwarzen Sammet eine wundervolle Farbenwirkung hervor, und als sie sich nochmals im Spiegel betrachtete, wußte sie, daß sie von dem Manne alles fordern könne, und hätte er auch einen Stein in der Brust.

Die größte Schwierigkeit machte es ihr, vorgelassen zu werden, sie hätte sich erst schriftlich melden und den Zweck des Besuches angeben müssen. Lore wollte nicht mehr umkehren, und schließlich gelang es ihr, sich den Eintritt zum Bureau des Zuchthausdirectors zu verschaffen.

Dieser, ein Mann mittleren Alters, auch in seiner Arbeitsstube den Gesellschaftsanzug tragend, fuhr erstaunt auf, als er die blendend schöne Erscheinung vor sich sah, er hörte nicht, er war nur Auge, und als Lore ihre Bitte beendet, glaubte er noch immer, sie wolle ihren Mann im Zuchthaus besuchen.

„Herr v. Sternau, gewähren Sie mir die Bitte, und meine Dankbarkeit soll keine Grenzen kennen,“ flehte Lore mit erhobenen Händen, und ihre Augen waren mit Thränen angefüllt.

„Bitte, weinen Sie nicht, gnädige Frau“, entgegnete er. „Was ich thun kann, werde ich thun. Sie wünschen also, außer der Besuchszeit einmal Ihren Mann zu sprechen? Hm, hm, wie machen wir das?“

Lore sah ein, daß sie ganz umsonst geredet hatte, und daß er sie für eine verheirathete Frau ansah, die ihren Mann einmal ungestört sprechen wollte. „Herr Director, Sie haben mich wohl nicht richtig verstanden“, sagte sie schnell. „Es handelt sich um eine Freundin, die ich besuchen möchte. Wollen Sie diesen Brief lesen, er sagt Ihnen alles.“

Jetzt hatte er verstanden, er machte ein etwas verdutztes Gesicht, und als er den Brief las, streifte ab und zu ein Seitenblick die Bittende. Ihm, dem gewiegten Beamten, war natürlich sofort alles klar. Sie hatte einer Gefangenen den Bräutigam abspenstig gemacht, glaubte, er könne doch über die entehrende Strafe hinwegsehen, da mußte sie die Lage ausnutzen, das gute Herz des Mädchens rühren, auf die schlimmen Folgen, wenn es den Geliebten nicht verabschiede, aufmerksam machen. „Ei, ei, Fräulein Verhagen — nicht wahr, das ist Ihr Name? Ja, Sie bedienen sich da einer Sprache, welche keine Behörde lesen darf. Diese Bertha ist gesetzlich verurtheilt, wissen Sie das? Und Sie vertrauen sich gar dem Gefängnißdirector an?“

„Ja, Herr Director, ich schenke Ihnen eben mein Vertrauen, und Sie werden es nicht mißbrauchen, sicher nicht, das weiß ich. Und auch die Richter sind schwache Menschen, sie können sich irren.“

„Ja, leider ist der Mensch oft schwach und zu Verirrungen geneigt,“ seufzte Herr v. Sternau, „aber von dem Richter darf man das nicht voraussetzen. Bitte, gnädiges Fräulein, trocknen Sie doch Ihre Thränen. Wer ist denn nun dieser Paul?“

„Mein Bräutigam,“ lispelte Lore verschämt, „Paul Volland.“

„Ah, ah, Herr Volland, doch nicht der, welcher das Ei des Columbus gelegt hat, das mit den Kettendampfern, jenes großartige Unternehmen, welches das Gespräch der ganzen Stadt ist?“

„Paul Volland ist der Theilhaber meines Vaters.“

„Ja, ja, ich entsinne mich, Verhagen und Compagnie soll die Firma lauten, der Name Volland ist nur mehr im Munde der Leute. Nicht wahr, Ihr Herr Bräutigam war Matrose, der von der Pike auf gedient hat?“

„Das muß jeder Seemann. Gestatten der Herr Director denn nicht, daß wir Bertha einmal besuchen?“

Hätte Lore nicht ein Ziel verfolgt, sie wäre anders aufgetreten, hätte mit starker Betonung gesagt, ihr Bräutigam sei Steuermann gewesen, und hätte angedeutet, er wäre jetzt Reservelieutenant. So schwieg sie, und auch der Beamte hing seinen Gedanken nach. Seine Entscheidung hing einfach davon ab, ob es einenVortheil hatte oder nicht, wenn er die Erlaubniß gab. Er zog Lore in ein Gespräch und erfuhr, daß die Hochzeit am ersten August sei, und daß die jungen Eheleute gedächten, auch ein großes Haus zu machen, das Geld hätten sie ja dazu, das Leben wollte sie, Lore, nun auch genießen, in der Stadt sei es doch viel, viel hübscher als auf dem Dorf. Und dann die Gesellschaft — so fein, so vornehm, so entgegenkommend.

Es war wunderbar, wie sich Lore gerade so gab, wie es die Situation verlangte. An ihr war eine ausgezeichnete Schauspielerin verloren gegangen.

Der Director war schlüssig geworden. Den Brief behielt er, er würde ihn sofort der Gefangenen Bertha Lüders zustellen lassen. Dann fragte er, wann Herr Volland die Gefangene zu sehen wünschte.

„Wann der Herr Director bestimmen, womöglich nicht so bald, wenn ich bitten darf. Und dann wir beide, mein Bräutigam und ich.“

„Sie schreiben hier doch nur von Ihres Bräutigams Besuch?“

„Das ist — ich dachte — lieber wir beide,“ stammelte Lore verlegen.

Herr v. Sternau verstand. Die Gefangene, durch die lange Strafzeit mürbe, gedrückt und zur Entsagung schon geneigt, sollte auch noch Frist haben, sich an den Gedanken zu gewöhnen, und dann wollte die schöne Braut einen Vergleich zwischen ihr und dem Mädchen im Sträflingskleid herbeiführen. Er versprach alles, wehrte jeden Dank ab, vorläufig wenigstens, wie er sagte, er fühlte sich verpflichtet, das Hinderniß zu beseitigen, welches die Liebenden trenne, und dann erst, wenn sie vereinigt seien, würde er einmal nachschauen und sich ihres Glückes freuen. Oder würde er ein ungebetener Gast sein?

Lore wußte zu erröthen und etwas von „sehr angenehm“ und „unverdienter Ehre“ zu flüstern.

Lore hatte ihr Ziel erreicht, es war aber gut, daß der Herr Director den unbeschreiblichen Zug nicht sah, der sich um ihre Mundwinkel legte, als sie durch den düsteren Korridor schritt. Halb war es Hohn, halb Verachtung.

Als Lore in der Wohnung ankam, war es ihr erstes, im Conversationslexikon, das sie überhaupt viel zur Hand nahm, den Artikel „Ei“ durchzulesen, dann den Artikel „Columbus“. Nun wußte sie zwar, welche chemischen Bestandtheile und Nährwerth das Ei hat, kann den Lebenslauf und die Entdeckungsreisen des Columbus, nicht aber, was es mit dem „Ei des Columbus“ für ein Bewandtniß habe, das ihr Bräutigam gelegt haben sollte. Jetzt ging sie zu einer anderen Litteratur über, in der auch Knigge vertreten war, Complimentierbüchlein, Ballgespräche und anderes, und die Bücher versagten nicht, sie hatte ihre Kenntniß wieder um eine Redewendung bereichert.

Schwer war es, Paul dafür zu gewinnen, Bertha im Zuchthaus zu besuchen, besonders weil sie mitgehen wollte, doch es gelang. Sie sagte nicht etwa, „ich will dabei sein“, im Gegentheil, sie schien zuletzt lieber zurückzutreten, da aber hatte sie Paul bereits so weit überzeugt, daß es besser sei, sie ginge mit, daß er sie selbst darum bat.

Sie machte ihm auch klar, daß es keinen anderen Anzug gäbe, als Schwarz und Cylinder, und als er sie im Wagen abholte, wußte sie, daß Bertha vor dieser Erscheinung ihre eigene Unbedeutendheit erkennen würde.

Als Herr v. Sternau Paul vor sich sah, den hünenhaften Mann mit den ernsten, energischen Zügen, deren Festigkeit durch die augenblicklicheSchwermuth nichts einbüßten, erging es ihm ganz seltsam. Er ließ ohne weiteres allerlei bisher gehegte Absichten und Wünsche fahren; das Herz rutschte ihm in die Kniekehle, wenn er daran dachte, den Zorn dieses Mannes herauszufordern. Nein, jene Traube war ihm zu sauer, weil mit diesem nicht gut Kirschen essen war. Sein Wort konnte er nicht mehr zurücknehmen, aber er verzichtete auf seine erste Absicht, der Unterredung persönlich beizuwohnen. Eine Intrigue mittels der Zuchthäuslerin zu spinnen, vermochte er nicht, auch war es schon zu spät.

Ein Wärter begleitete die beiden durch die Corridore mit den Zellenthüren. Paul schlich einher, als schlösse sich für ihn selbst jetzt die Welt, und Lore konnte dem stürmischen Klopfen ihres Herzens kaum gebieten.

Ein nacktes Zimmer nahm sie auf, der Wärter blieb, die Thüre öffnete sich, und geführt von einem Schließer trat ein Weib in grauem, formlosem Sträflingskleid ein.

„Nummer 142, Bertha Lüders“, sagte der Schließer, „zehn Minuten.“

Nein, das war keine Zuchthäuslerin, wenn sie auch das Kleid einer solchen trug, hier war nichts von einer Verzweiflung zu sehen, die ihr Aeußeres entstellt hätte; das war noch dieselbe Bertha, sie hatte kaum gealtert, nur das Gesicht war etwas blasser und magerer, sonst blickten die braunen Augen noch ebenso klar und treu, nicht einmal Resignation war in ihren einnehmenden Zügen zu entdecken.

Sie war an der Schwelle stehen geblieben und blickte bald Paul, bald Lore an, dabei lächelnd, zwar traurig, aber doch wiederum freundlich. Während Paul, niedergebeugt und halb abgewendet, sie kaum anzusehen wagte, eilte Lore auf sie zu.

„Verzeihe, Bertha, o verzeihe mir,“ weinte sie. „Du Unglückliche, ach, was du dulden mußt, und ich füge dir neues Leid zu.“

„Beruhige dich, Lore,“ unterbrach sie Bertha mit ruhiger, heller Stimme, „ich habe dir nichts zu verzeihen. Deinen Brief empfing ich. Es war nicht nöthig, mir eure Theilnahme zu versichern, ich wußte auch schon längst, daß Paul mit meiner Anklage und Verurtheilung nichts zu thun hatte, ich bemitleidete ihn vielmehr, weil ich ahnte, er würde mir solche Gedanken zuschreiben. Wenn ich meine Strafe verbüßt habe —“

„Es ist keine Strafe, du büßest unschuldig. Dann kommst du zu uns — nein, du bist frei — mein Vater hat dir auf meine Bitte so viel ausgesetzt, daß du bequem davon leben kannst,“ rief Lore.

Erst jetzt trat ein schmerzvoller Zug hervor, und auch Paul empfand, daß Lore einen sehr unpassenden Trost wählte.

„Laß mich ausreden, Lore. Nein, ich danke für dein Angebot, ich bin es auch gar nicht werth. Wenn ich das Zuchthaus verlasse, so ist für mich gesorgt; ein mir wohlwollender Herr nimmt sich meiner an. Ich habe auch kein Recht, Paul zu vergeben, nur das eine möchte ich dich fragen: liebst du Paul von ganzem Herzen?“

„Von ganzem Herzen,“ flüsterte Lore, und in ihr jubelte und triumphirte es.

„So mache ihn glücklich, wie er es verdient, und ich werde Gott bitten, daß er es dich vollbringen läßt.“

Sie ging auf Paul zu.

„Bertha — Bertha,“ murmelte dieser und wollte ihr die Hand geben.

„Nein, ich kann deine Hand nicht nehmen, Paul. Daß du Lore liebst, weiß ich jetzt. Ich stehe zwischen euch? Das darf nicht sein. Liebe sie, Paul, und vergiß mich. Du darfst mich nicht lieben, denn ich bin — schuldig.“

Verständnislos starrte Paul sie an. „Was — was — sagst du da?“

„Euer Mitleid verdiene ich vielleicht noch, aber eure Achtung nicht. Ich darf kein Grund sein, daß zwischen euch eine Kluft ist, ihr habt euch in mir geirrt— ich bin schuldig, ich habe meine Mutter vergiftet.“

Entsetzt taumelte Paul zurück, Lore aber, die während dieses Geständnisses wie versteinert dagestanden, stürzte auf sie zu.

„Das ist nicht wahr — das ist nicht wahr,“ schrie sie laut auf, „du lügst, Bertha, du bist es nicht gewesen — widerrufe es! Ich weiß, daß du es nicht gewesen bist — nur das nicht — nur das nicht!“

„Sage, wer es sonst gewesen ist,“ entgegnete Bertha gelassen.

„Das — das — kann ich nicht, — nur — nur du bist es nicht gewesen!“

„Die zehn Minuten sind um,“ ließ sich der Schließer vernehmen. Bertha schritt mit gesenktem Haupte der Thüre zu. Auf der Schwelle drehte sie sich nochmals um.

„Ich bin schuldig!“ wiederholte sie mit Betonung, und die Thür schloß sich hinter ihr.

Lore hatte die Hände auf das Herz gepreßt, obgleich der Athem sie verlassen zu haben schien. Ein Stöhnen weckte sie aus ihrer Erstarrung. Paul hatte sich emporgerichtet. Verschwunden war die Wehmuth, trotzige Entschlossenheit machte sich geltend.

„Ich bin fertig mit ihr,“ stieß er fast rauh hervor, und weich setzte er dann hinzu: „Komm, Lore, sei du meine Führerin in einem neuen Leben.“

5.

Der Monat Juli neigte sich dem Ende zu. In Verhagens Wohnung arbeiteten von früh bis spät zwei Schneiderinnen, beständig ging es im Hause aus und ein, Stickerinnen brachten Wäsche und holten andere ab, Kisten mit Sachen zum Haushalt kamen; Hutmacherinnen, Modistinnen, Tischler, Schlosser, Tapezierer und Decorateure — alle, alle wollten Maß nehmen, ihren Rath geben und abgefertigt sein. Lore wußte nicht, wo ihr der Kopf stand, sie wünschte, es wäre erst alles vorbei, und sie that es doch so gern. Am Abend wurde dann Pauls Urtheil befragt, ob er mit dem Ausgewählten und Angeordneten zufrieden sei, und auch für ihn war es nach des Tages Arbeit und Mühseligkeit nur eine Erholung. Erst jetzt glaubte er zu wissen, was Glück sei.

Endlich war nichts mehr zu thun, als die letzten Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen, welche in einem Gasthofe gefeiert werden sollte. An Gästen fehlte es nicht, Paul hatte alle herbeiziehen müssen, mit denen er in geschäftlicher Verbindung war, die Namen der größten Kaufleute und Fabrikbesitzer waren darunter. Man kam nur zu gern, der Vermählung des zukünftigen Großindustriellen beizuwohnen, welcher dereinst wahrscheinlich den ganzen Stromverkehr in die Hände bekam, und Lore hatte unter ihren ehemaligen Freundinnen eine sorgfältige Auswahl getroffen. O, die sollten staunen! Und einige Demüthigungen sollten sie wohl auch einstecken.

Es war früher Nachmittag. Paul befand sich auf der Werft, die zum Bau der Kettendampfer neu eingerichtet wurde, der Vater war stromabwärts gefahren, wo man die Kette bereits versenkte.

Soeben hatte Lore den Brautschleier erhalten und probirte ihn mit Hilfe der Zofe, welche sie sich schon seit einiger Zeit hielt, an. Das Dienstmädchen war einen weiten Weg geschickt worden.

„Nein, gnädiges Fräulein, Sie sehen entzückend aus“, sagte die Zofe in aufrichtiger Bewunderung, „dieses Haar, wie das durch den Schleier leuchtet! Das ist märchenhaft schön. Gerade wie die Lorelei.“

Lore fand selbst im Spiegel, daß sie schön sei und ließ sich diese Schmeicheleien gern gefallen.

„Ich habe schon manche Braut geschmückt“, fuhr die geschwätzige Zofe fort, „aber so etwas habe ich noch nie gesehen. Was war die Gräfin Ravenstein dagegen, und erst die Fürstin Zornoff! Nein, mit Ihnen kann sich doch keine vergleichen! Die Diamanten der Gräfin im Haar waren übrigens Simili — aber um Gottes willen, sagen Sie es niemand weiter. Ach, wenn man Sie so ansieht, da könnte man doch ganz und gar unglücklich werden!“

„Unglücklich? Wieso denn?“ lächelte Lore.

„Ja, weil — man möchte auch so schön und so reich sein. Verzeihen Sie nur, gnädiges Fräulein, ich bin wie närrisch, daran sind Sie schuld. — Und der stattliche Mann — man muß Sie ja beneiden. Sie müssen doch sehr, sehr glücklich sein.“

Nicht stark genug, um solch Geschwätz zu verbieten, streckte Lore beide Arme wie in Verzückung empor. „Ja, ich bin sehr, sehr glücklich!“ jauchzte sie.

Die Vorsaalglocke schellte. Die Zofe ging zu öffnen und brachte einen Brief.

„An das gnädige Fräulein. Ein Mann brachte ihn, er sah wie ein Arbeiter aus.

„Von Paul wahrscheinlich.“

Der Umschlag enthielt einen bedruckten Zettel und Pauls Visitenkarte.

„Herr und Frau Stadtrath Wendel besuchten im Vorübergehen die Werft und baten mich, daß wir doch heute Abend einem kleinen geselligen Feste in der „Glocke“ beiwohnen möchten. Ich konnte nicht abschlagen. Es ginge ganz zwanglos zu, darum auch keine große Einladung. Mache eine bescheidene Toilette. Anbei ein Programm. Um sieben Uhr hole ich dich ab.“

Natürlich konnte Paul es nicht abschlagen, der Festlichkeit beizuwohnen. Die „Glocke“ war der Club der guten Gesellschaft, so wurden sie gleich eingeführt. Als ob sie nicht besser wüßte wie er, was sie für Toilette zu wählen hatte! Sie würde durch ihre Einfachheit glänzen. Und das Programm?

Abendtafel, Tanz, ein Theaterstück, wieder Tanz. Das Stück, ein Schwank, von einigen Clubmitgliedern gegeben, führte den Titel „Das Schwert des Damokles“. Da mußte sie erst dasConversationslexikon befragen, was das sei.

Wieder wurde die Glocke gezogen. Die Zofe ging hinaus, sie blieb lange aus, Lore lauschte. Sie hörte einen Wortwechsel, dann wurde die Thür zugeworfen und die Zofe erschien wieder ganz erregt im Zimmer.

„Ach Gott, Fräulein, draußen ist ein Kerl — ganz verlumpt — ich weiß nicht, was er will, betteln wohl nicht. Ich werde aus seinen Reden nicht klug, und den Fuß hat er zwischen die Thür zu setzen versucht.“

„Das ist ja unerhört!“

Jetzt wurde mehrmals an der Klingel gerissen.

„Wo wollen Sie hin?“ flüsterte die Zofe ängstlich, als Lore nach der Thür ging.

„Ich will mit dem Manne sprechen.“

„Um Gottes willen, es ist gewiß ein Räuber!“

„Bleiben Sie. Nur im schlimmsten Falle rufen Sie aus dem Fenster nach der Polizei. Wer am Tage so laut an der Thür klingelt, der hat doch sicher keinen Einbruch vor.“

Unterdessen klingelte es immer fort. Lore, das Haar lang aufgelöst, war noch mit dem Brautschleier geschmückt. Sicher des Eindruckes, den ihr plötzliches Erscheinen machen würde, öffnete sie schnell die Thür. In der That prallte der freche Störenfried vor der königlichen Gestalt einen Schritt zurück, legte sogar die Hand über die Augen, als würde er geblendet. Die Sonne fand Eintritt durch das Treppenfenster und fiel gerade auf Lore.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie kurz.

Es war ein noch junger Mensch, klein, untersetzt, kräftig, aber der rechte Jackenärmel hing schlaff herab. Er sah schrecklich verwahrlost aus, der zusammengelesene Anzug zerfetzt und schmierig, die Schuhe zeigten klaffende Risse, und das Gesicht unter der Schiffermütze verrieth einen brutalen Charakter, unter den buschigen Brauen blitzten tückische Augen.

Er stieß einen Fluch aus und lachte heiser. „Hallo, hier wird wohl Maskerade gespielt? Jawohl, das ist sie, die Lore! Die rothen Haare sind's wenigstens, die Sommersprossen sehe ich freilich nicht. Habe mir die Jungfer Lore überhaupt ganz anders vorgestellt.“

„Was fällt Ihnen ein? Sind Sie verrückt? Ich rufe die Polizei.“ Aber ihre Stimme war sehr unsicher. Was gab dem Manne das Recht, so aufzutreten?

„Na, nur Ruhe. Dem Frauenzimmer vorhin hätte ich bald eine gegeben. Wenn's die Jungfer Lore ist, kann ich ja mit der Sprache herausrücken. Den letzten Gruß von Ihrem Bruder soll ich bringen, jawohl, vom Klaus; ich war dabei, als er starb.“

Mit einem Schritt stand er plötzlich dicht vor ihr, die Augen funkelten sie an. „He, sind Sie allein? Volland ist nicht da, das weiß ich, Verhagen auch nicht, aber die Mädels — hab' Ihnen was unter vier Augen zu sagen—vom Klaus.“

Ein Stöhnen kam aus Lores Brust. Sie duckte sich etwas zusammen, wie ein Raubthier, das auf dieBeute springen will. Es währte nur einen Moment.

„Sie sind ein Freund meines verstorbenen Bruders?“ fragte sie.

„Na und ob, ein sehr guter sogar, habe mit ihm manchen Streich ausgeführt.“

„Schweigen Sie und kommen Sie herein,“ raunte sie ihm zu, ließ ihn eintreten, schloß die Thür und ging ihm voran in das Ankleidezimmer. Die Zofe wurde vor Schreck beinahe ohnmächtig.

„Sehen Sie den einmal an,“ sagte Lore zu ihr, „das ist auch ein wackerer Seemann. Hat Schiffbruch erlitten, dabei den linken Arm eingebüßt, und ist nun ganz mittellos. Ja, so etwas kommt im Seemannsleben vor. Und vor solchen Leuten soll man Achtung haben.“

„Jawohl“, grinste der Bursche, „Schiffbruch gehabt, keinen rothen Cent gerettet. Aber der rechte Arm ist's, Jungfer, der rechte.“

„Mein Bruder ist auch so verunglückt, das war einst sein Freund, er bringt mir Nachricht von ihm.“

Heimlich die Nase über solche Bekanntschaft rümpfend, entfernte sich das Mädchen. Lore wandte sich dem Kerl zu, der sich neugierig in dem Zimmer umsah. Was in ihr vorging, war nicht zu errathen. Aeußerlich war sie ruhig.

„Sie waren bei dem Unglück dabei?“

„Gewiß. — Hm, hier soll wohl Hochzeit gemacht werden? Ei, die feinen Sachen, habe in meinem ganzen Leben so etwas nicht gesehen, da müssen Sie ja schrecklich viel Geld haben. Verpulvern Sie's nur nicht mit der Kettendampferei. Na, da gratuliere ich auch schönstens zur Verlobung und auch gleich zur Hochzeit, Sie werden mich doch hoffentlich einladen, was? Weiß schon, der Paul — Klaus hat mir genug von ihm erzählt, wie er mit der Bertha gegangen ist, die nun im Zuchthaus spinnt.“

Lore riß den Brautschleier ab und ging hinaus, das Mädchen wegzuschicken. Sie blieb draußen, bis sie hinter ihr die Flurthür schließen konnte, legte auch die Kette vor. Als sie wieder hereinkam, hatte sich der Kerl auf einen Sessel gesetzt und trank aus einer Flasche, die auf dem Tisch gestanden hatte.

„Mensch, das ist ja Kölnisches Wasser!“ rief Lore erschreckt.

„Weiß schon, ah, das war so eine kleine Einspritzung,“ sagte er befriedigt, die Flasche absetzend. „In New York und London trinken 's die feinsten Damen, theils um gut aus dem Munde zu riechen, theils um dem Nervus auf die Sprünge zu helfen. Das ist gerade so gut wie eine Dosis Morphium. Na, ist sie hinaus? Dann können wir ja unser Geschäft beginnen.“

Lore mußte sich setzen, ihre Kniee wollten sie nicht mehr tragen. „Sie haben also meinen Bruder gekannt?“ fragte sie.

„Wir arbeiteten zusammen im Bergwerk bei Somerville. War ein ganz netter Bursche, trotz seines lahmen Beines, stellte seinen Mann, konnte auch recht hübsch erzählen. Ist wohl mit der Casse durchgebrannt, was? Ich will's kurz machen, habe Hunger. Bemühen Sie sich nicht, ich esse dann lieber in einer Restauration nach der Speisekarte. Just am zwölften November war's, voriges Jahr, da hackten wir beide allein in einem Schacht. Plötzlich kracht und donnert es, ich flog gegen die Wand, und wie ich wieder zu mir kam, lag ein Felsblock auf dem Arm, der einst in diesem Aermel war, und dem Klaus seine Beine waren mit einem ganzen Berge zugedeckt. Es stand schlecht mit dem guten Jungen, es war bald vorbei mit ihm. Mich buddelten sie heraus und schnitten mir den Arm ab. Das ist die ganze Geschichte. Aber ehe der Klaus starb, hat er mir einiges erzählt: von sich selbst, von Ihnen, von Paul Volland und von einer gewissen Bertha Lüders, die ihrer Mutter Rattengift in den Zucker gemischt hat.“

Der Mann schwieg, rieb sich das borstige Kinn, und blickte lauernd nach Lore. Kaum war zu bemerken, daß sie etwas schwerer athmete.

„Was erzählte er Ihnen denn, Herr . . . wie heißen Sie eigentlich?“

„Koch, Moritz Koch. Ja, mir ist's verdammt schlecht gegangen. Ein halbes Jahr im Hospital — als ich herauskam, war die Gesellschaft verkracht — keinen Cent Entschädigung —keine Unfallversicherung — ich war ein Krüppel, den niemand beschäftigen wollte. Betteln mußte ich — — Himmelelement!“ — er schlug mit der Faust auf den Tisch — „da kann man wüthend werden, wenn einen solch unverschuldetes Unglück trifft. Ich ließ mich nach Deutschland schicken, wollte Ihnen schreiben, dachte aber, es wäre doch besser, wenn ich Sie selbst spräche, bin zu Fuß hierher getippelt, habe gefochten und im Freien geschlafen. Wäre ich kein Krüppel, hätte man mich eingesperrt. Da bin ich nun.“

„Sie haben mir noch immer nicht gesagt, was mein Bruder Ihnen erzählte. Trug er Ihnen noch Grüße an mich auf?“

„Stellen Sie sich doch nicht so an“, war die höhnische und zugleich drohende Antwort, „Sie wissen am besten, auf was ich anspiele. Wer eine Idee hat und die Mittel dazu, der beutet sie aus; sie und die Arbeiter. Auch ich habe jetzt so etwas in Händen, und ein Narr wäre ich, ließe ich die Gelegenheit unbenützt. Hören Sie, ein Schuft war ich nie, will's auch nicht werden, aber Sie können nicht verlangen, daß ich hungere, und Sie sitzen dick im Glück. Hab's mir überlegt, was ich brauche. Geben Sie mir monatlich dreihundert Mark, aber contraktlich natürlich, schwarz auf weiß, oder geben Sie mir gleich hier bar auf den Tisch hunderttausend Mark, dann sollen Sie alles haben, so daß ich Ihnen nichts mehr thun kann. Das habe ich mir überlegt, keinen Pfennig lasse ich davon ab, und damit basta. Und jetzt erst einmal Geld, ich muß mich anständig anziehen, damit ich Sie besuchen kann.“

Lores Augen quollen hervor, es schien fast, als wolle sie sich auf den Mann stürzen. „Sie sind verrückt — was wollen Sie denn eigentlich von mir?“

„Hahaha,“ lachte er rauh, „es hilft Ihnen Alles nichts. Entweder Geld her, oder ich gehe noch heute zu Paul Volland und erzähle ihm, wie seine Braut dabei war, als ihr Bruder der alten Wittwe Lüders —“

„Bertha hat ihre Schuld gestanden!“ rief Lore mit schriller Stimme.

„Das ist nicht wahr! He, Sie waren verflucht unvorsichtig, daß Sie Ihrem Bruder den Brief schrieben. Da drinnen steht, daß Sie darum wußten, und Sie versprachen, ihm immer Geld zu schicken, wenn er schwiege, und Ihr Name steht darunter. Und wo haben Sie denn immer das viele Geld herbekommen, he? Auch gestohlen?“

„Den Brief — wo ist der Brief?“ keuchte Lore.

„Den habe ich. Monatlich dreihundert Mark oder hunderttausend mit einem Mal—dann bekommen Sie ihn. Will doch mal sehen, was Ihr Bräutigam sagt, wenn ich zu ihm hingehe und ihm das nette Geschichten erzähle. Und dann hat auch das Gericht noch ein Wörtchen mitzusprechen. Ja, ja, ich komme gerade zur rechten Zeit, kurz vor der Hochzeit, ein Wort von mir, und Sie können den ganzen Brautstaat hier —“

„Halten Sie ein!“ flüsterte Lore. Sie war aufgestanden und an den Tisch getreten. „Geben Sie den Brief her, ich bezahle ihn.“

„Erst das Geld.“

„So viel habe ich nicht hier.“

„Pah, Sie haben anderthalb Millionen geerbt.“

„Ich kann nicht über das Geld verfügen.“

„Dann also Monatsgeld, das können Sie geben.“

„Ich führe die Kasse nicht.“

„O, Sie werden Ihren Mann schon an's Bändchen bekommen, Sie sind gerade die Rechte dazu. Dachte, Sie würden erschrecken, zetern und jammern — keine blasse Ahnung davon! Verschaffen Sie sich einen Schlüssel, greifen Sie manchmal heimlich in die Kasse.“

„Schurke!“ knirschte Lore.

„Wer von uns Beiden der größere Schurke ist, das wissen Sie wohl am besten. Na, ich will Ihnen etwas sagen. Sie sollen Zeit haben, sich zu überlegen; jetzt sind Sie zu aufgeregt. Nach der Hochzeit komme ich wieder, als Gentleman, da können Sie mich im Salon empfangen, und dann sprechen wir gemüthlich zusammen. Ich bin auch nicht abgeneigt, eine leichte Stellung anzunehmen, wenn sie etwas einbringt, denn hier in Deutschland muß man Rechenschaft ablegen, wo man sein Geld her hat. Bestimmen Sie Ihren Mann, daß er mich einstellt; Posten hat er jetzt ja genug zu vergeben. Nun erst einmal Geld her, daß ich mich ordentlich ausstatten kann!“

„Geben Sie mir den Brief!“

„Unsinn!“

„Zeigen Sie ihn mir wenigstens.“

Er brachte einen Augenblick aus der Brusttasche ein Papier zum Vorschein. Lore hatte genug gesehen. Mit zitternder Hand zog sie die Börse.

„Sie verüben einen Erpressungsversuch, das ist strafbar.“

„Hahaha, machen Sie sich doch nicht lächerlich! Damit könnten Sie mir wohl drohen, wenn Sie nicht den Paul ergattern wollten. Weiß schon, wie es mit Ihnen steht; er darf natürlich nichts wissen. Aber wenn Sie nobel sind, brauchen Sie mich nicht zu fürchten.“

„Sie trinken.“

„Aber ich halte meine Zunge im Zaum. So ein Dummkopf bin ich doch nicht, Sie hineinzulegen, dann hätte ich mir ja die Geldquelle verstopft. Nur wenn Sie sich weigern, dann räche ich mich. Im Gefängniß ist's schließlich nicht so schlimm, man hungert nicht und hat sein Bett. Nun aber heraus mit dem Mammon.“

Sie legte ihm zwei Goldstücke auf den Tisch. Mit einem verächtlichen Zischen schob er sie zurück.

„Für was halten Sie mich! Ich brauche einen Anzug, Stiefel, Wäsche, Alles — und dann noch das nöthige Kleingeld.“

„Ich habe nicht mehr.“

„Machen Sie mir doch nichts weiß. Jetzt vor der Hochzeit haben Sie noch genug baares Geld im Hause, da will immer viel bezahlt sein, und nun gar, wenn es so großartig hergeht. Am ersten August ist die Trauung. Geben Sie fünfhundert Mark her, dann besuche ich Sie etwa acht Tage später, so lange reicht's. Brauchen keine Angst zu haben, daß ich Ihnen schreibe.“

Mit wankenden Schritten ging Lore hinaus, und als sie wieder kam, legte sie drei Hundertmarkscheine, die beiden Goldstücke und einiges Silbergeld vor ihn hin.

„Mehr kann ich nicht entbehren — ich brauche selbst etwas — sonst fällt es auf,“ brachte sie mühsam hervor, „und nun den Brief.“

Gierig raffte der Kerl das Geld zusammen, steckte es ein und stand auf.

„Der Brief kommt nicht aus meiner Tasche. Im Gasthof „Zum grünen Baum“ wohne ich, falls Sie mir etwas mitzutheilen haben. Aber vorsichtig, wie ich's bin! Ich bin mit allen Hunden gehetzt, auf mich können Sie sich wie auf Gift verlassen, meinetwegen Rattengift, hähähä. Geben Sie mich für den Freund Ihres Bruders aus, der Ihnen seine letzten Grüße brachte. Reden Sie Ihrem Bräutigam was vor von Reue und Verzweiflung und so weiter, damit er sich auch für mich interessirt. Ich war früher Matrose. Moritz Koch heiße ich. Gasthof „Zum grünen Baum“. Sorgen Sie also dafür, daß ich eine gute Stelle bekomme. Ihr Unglück will ich nicht, aber Jeder muß für sich selbst sorgen. Goodbye.“

Er drückte die Mütze, die er gar nicht abgenommen hatte, fester auf den Kopf und ging.

Lore brachte ihn nicht hinaus. Sie hörte, wie er die Kette abnahm und die Thüre zuwarf.

„Mein Glück — vorbei — in den Händen eines Bösewichts,“ flüsterten ihre farblosen Lippen.

Plötzlich stürzte sie an den Tisch, nahm den Brautschleier und zerriß ihn unter einem gellenden Hohngelächter in kleine Fetzen. Dann besann sie sich. Sie setzte sich auf das Sofa und begann zu grübeln.

Wenn sie sich selbst aufgab, so hätte sie dem Manne auch das Geld nicht auszuhändigen brauchen. Wild jagten ihr die Gedanken durch den Kopf: Furcht, Verzweiflung, Bitterkeit, Haß, sogar Selbstmordgedanken—nur keine Reue. Was sollte sie thun? Das Spiel aufgeben? Bestraft konnte sie nicht werden. Paul verlieren?

„Nein, nein, nein!“ schrie es in ihr. „Ich nehme den Kampf mit diesem Manne auf!“

Sie sammelte sich, ein fester Entschluß prägte sich immer bestimmter auf ihrem Antlitz aus. Als die Zofe zurückkam, fand sie ihre Herrin wie gewöhnlich.

„Gott sei Dank, daß der Kerl nicht lange blieb,“ meinte Lore leichthin, „ich konnte ihn doch nicht fortweisen, er war bei dem Tode meines Bruders anwesend und erzählte mir davon. Mein Bräutigam wird ihm eine passende Stelle besorgen. Ja, Gretchen, jetzt müssen Sie noch einmal in das Geschäft gehen und einen anderen Schleier bestellen. Ich blieb an der Klinke hängen und machte einen großen Riß hinein. Ich habe ihn gleich verbrannt.“ —

Paul kam noch vor sieben Uhr, sie abzuholen.

„Du siehst gar nicht recht wohl aus,“ meinte er besorgt, „deine Augen sind verschleiert. Du bist doch nicht krank?“

„Nein, krank bin ich nicht,“ seufzte

sie, „aber ach, Paul, ich habe heute Nachmittag eine traurige Kunde bekommen. Ein Mann war da, welcher auch mit von dem Grubenunglück betroffen wurde, das meinen Bruder tödtete. Er arbeitete mit meinem Bruder zusammen, schilderte den Einsturz, wie die Felsen auf sie fielen, wie sich Klaus in seinen Qualen wand, wie er verzweiflungsvoll starb, sich seines Vergehens erinnernd, in der Fremde, heimathlos, verstoßen — erlaß mir die Wiederholung."

„Rege dich nicht auf, Kind," sagte Paul, den Arm um sie schlingend, sie auf's Sofa ziehend und ihre weinenden Augen küssend. „Wollen wir lieber zu Hause bleiben?"

„Du siehst doch, ich habe mich schon angezogen. Ich denke auch, es wird mich zerstreuen. — Moritz Koch heißt er, er war früher Seemann, der Aermste hat dabei den rechten Arm verloren. Er bat mich, ihm doch eine Stelle zu verschaffen, — das heißt, durch dich, du beschäftigst ja viele Leute. Nicht wahr, Paul, mir zuliebe thust du es, du gibst ihm einen recht angenehmen, einkömmlichen Posten? Er war ja der Freund meines Bruders."

„Gewiß, Schätzchen, ich werde ihn nicht vergessen. Aber, hm — Seemann war er?"

„Erst war er Seemann, ich weiß nicht, als was er fuhr."

„Und arbeitete in einem Kohlenbergwerk? Das sind meist verkommene —" er dachte an ihren Bruder und brach im Satze ab. „Wo wohnt er denn? Ich muß ihn mir doch erst einmal ansehen, ehe ich mich entschließe."

„Nein, nein, versprich mir gleich jetzt, daß du gut für ihn sorgst, er ist ja der Freund meines armen Klaus gewesen," rief sie leidenschaftlich unter Thränen und warf sich an seine Brust. „Paul, du mußt es mir versprechen, gleich jetzt, sonst habe ich keine Ruhe."

Diese Nervosität war ihm an Lore fremd. Ueberhaupt war ihm die Anhänglichkeit an den entarteten Bruder schwer begreiflich.

„Ja doch, Kind, ich will es thun. Wo wohnt er denn?"

„Er hat mir seine Adresse aufgeschrieben, ich gebe sie dir morgen, ich habe sie weggelegt. Und dann, weißt du, Klaus hat ihm auch in seinen Qualen gestanden, als er sein verfehltes Leben bejammerte, daß er dem Vater Geld entwendet habe."

Zwischen Pauls Augen zeigte sich eine Falte. Das war ein wunder Punkt, an den er schon oft gedacht hatte. Es haftete immerhin ein gewisser Makel an Lore, man konnte ihr wenigstens den Diebstahl ihres Bruders bei einer Gelegenheit einmal vorwerfen, nicht minder ihm.

„Er hat doch nicht etwa zu drohen gewagt, um sich dadurch eine bessere Stelle zu verschaffen?" fragte er finster.

„Bewahre, er deutete es nur an, daß er darum wisse, wie peinlich ihm das sei, und daß er natürlich niemals einen Gebrauch davon machen würde."

„Dann ist's gut. Nun beruhige dich endlich, Lorchen, er soll zufriedengestellt werden. Mit dem einen Arm kann er ja der Stelle eines Aufsehers ganz gut vorstehen, er wird auch noch mit der linken Hand schreiben lernen."

„Wie viel bekommt so ein Aufseher im Monat?" fragte sie hastig.

„Warum interessirst du dich denn dafür?" lachte er. „Jedenfalls so viel, daß er gut auskommt."

„Nein, ich möchte es genau wissen."

„Das ist ganz verschieden. Alle Stellen sind noch nicht ausgeschrieben, noch gar nichts festgesetzt. Fünfundzwanzig bis vierzig Mark wöchentlich, denke ich."

„So, nun, da mußt du ihm eine solche mit vierzig Mark geben."

Mehr wagte Lore vorläufig nicht zu fragen.

Als sie nochmals die Versicherung erlangt, daß er den Mann anstellen würde, drückte sie ihre Dankbarkeit durch stürmische Zärtlichkeit aus, wodurch Paul förmlich verwirrt wurde. Er hätte doch nicht geglaubt, daß ein Mann nur darum so viel Interesse für sie besaß, weil er mit dem Bruder zusammen gearbeitet hatte und bei seinem Tode zugegen gewesen war.

Doch Lores furchtbare Angst war noch lange nicht zerstreut. Und würde sie dieselbe jemals verlassen, so lange jener Mann lebte? Trotzdem behielt sie ihre nächsten Aufgaben im Auge und fragte Paul unterwegs im Wagen, was es mit dem Schwert des Damokles für eine Bewandtniß habe. Er konnte ihr über dergleichen stets Auskunft geben.

„Damokles war einst ein Höfling des Dionysius, des Tyrannen, das heißt des Königs und absoluten Herrschers von Syrakus. Als Schmeichler pries er beständig das Glück des Dionys, nannte ihn den Beneidenswerthesten unter allen Sterblichen, bis dieser, des Geredes überdrüssig, ihn aufforderte, einmal seine Stelle einzunehmen. Er bot ihm seine Gemächer an und stellte ihm alle Herrlichkeiten und Freuden seines Lebens zur Verfügung. Das ließ sich Damokles gern gefallen, speiste von des Königs Schüsseln und schlief in dessen Bett. Da bemerkte er plötzlich, daß über ihm am Tische von der Decke herab ein scharfes Schwert hing, nur an einem Pferdehaar, das jeden Augenblick reißen konnte. Ein ebensolches Schwert hing über dem Kopfende des Bettes, und mit Entsetzen verzichtete der Höfling darauf, länger die Ehren und Freuden des Königs zu genießen.

„Siehst du," sagte Dionys zu ihm, „dies ist mein Loos. Nie kann ich meines Glückes froh werden, ich weiß mich von Feinden umringt, die mich verderben wollen, in jeder Speise und jedem Trank vermuthe ich Gift, mit Sorgen lege ich mich schlafen, denn ich weiß nicht, ob mich des Nachts nicht der Dolch des Meuchelmörders trifft." So ist das Schwert des Damokles sprichwörtlich geworden für den, welcher scheinbar ein sehr glückliches Leben führt, aber jeden Augenblick gewärtig sein muß, daß eine Gefahr ihn und sein Glück vernichtet. Aber was hast du, Lore?" unterbrach er sich erschrocken.

Aus der Ecke, in welche sich Lore schmiegte, war ein leises Stöhnen hervorgedrungen. Sie hatte die Augen geschlossen, ihre Lippen waren so weiß wie das Gesicht.

„Nichts, Paul, es wird vorübergehen," flüsterte sie.

„Wir wollen umkehren."

„Auf keinen Fall — und ich will nicht schwach sein!"

Ihrer Energie gelang es, fast im Nu wieder Herr über sich selbst zu werden, die Farbe kehrte wieder, sie konnte über ihren Schwächeanfall scherzen. Aber was sie an jenem Abend gesprochen und gethan hatte, wußte sie später nicht mehr. Aeußerlich merkte man ihr nichts an, sie plauderte, lachte, tanzte, verfolgte das Theaterstück; bald war sie der Mittelpunkt der Gesellschaft, sie entzückte Alle, Damen und Herren, man suchte sich ihr angenehm zu machen, hinter ihrem Rücken fragte man sich, leise, ob dieses schöne, geistvolle Mädchen denn wirklich nur die Tochter eines Schiffers sei, erzogen auf dem Dorfe. Lore wußte nichts davon, sie sah nur immer, wo sie sich auch befand, ob sie saß, stand oder tanzte, ein Schwert an einem Haare über ihr schweben; oft blickte sie schaudernd auf — es war entsetzlich. Was sie that und sprach, geschah rein mechanisch.

Als Paul nach dem Feste in ihrer Wohnung Abschied von ihr nahm, flüsterte er ihr zu: „Heute Abend war ich wirklich stolz auf dich. Du warst entzückend, Alle schwärmen für dich. Wenn ich nicht meine Lore kennte, ich könnte eifersüchtig werden. Gute Nacht, süßes Lieb, träume von mir, wie ich von dir."

Aber Lore hatte einen ganz anderen Traum. Wohl war sie an Pauls Seite, doch sie genoß das Glück nicht, sie zitterte, denn über ihr schwebte ein Schwert, nicht an einem Haar, sondern ein Arm hielt es, er gehörte einem Menschen, dessen einer Aermel schlaff herabhing; höhnisch grinste sein Gesicht sie an. Er drohte, das Schwert fallen zu lassen, sie wollte fliehen und konnte nicht, sie rief Paul um Hilfe, er aber wendete sich mit Abscheu von ihr. Da sauste das Schwert herab — sie stieß einen gellenden Schrei aus und — erwachte.

„Gott sei gedankt, es ist nur ein Traum gewesen!" war ihr erster Gedanke.

Nein, es war nicht nur ein Traum! Das Schwert des Damokles hing wirklich über ihrem Haupte.

6.

Der alte Verhagen hätte es nicht zu begreifen vermocht, wie man gleich nach der Hochzeit auf die Reise gehen könne. Auch Lore verlangte nicht, diese Mode mitzumachen; mit glücklichem Munde versicherte sie Paul, wie es doch im eigenen Heim am allerschönsten sei; den Leuten sagte sie, das Geschäft ließe keine Hochzeitsreise zu, und es war ja auch in der That so.

Ach, hätte Jemand gewußt, wie es in der jungen Frau aussah! Sie begriff oft selbst nicht, wie sie Seligkeit heucheln konnte, wo doch ihr Herz vor Furcht zitterte.

Gleich am zweiten Tage nach der Hochzeit erinnerte sie Paul an sein gegebenes Versprechen betreffs des Einarmigen. Paul hielt dies fast mehr für eine Laune, als für wirkliche Theilnahme an dem Freunde des Bruders. Aber am zweiten Tage nach der Hochzeit hätte er noch etwas ganz Anderes gethan, um den Wunsch seiner jungen Frau zu erfüllen.

Er bestellte Moritz Koch nicht zu sich, sondern ging sogar zu ihm in den Gasthof „Zum grünen Baum" und fand einen nüchternen, bescheidenen Menschen. Das hatte seinen guten Grund — Lore hatte ihn zuvor heimlich benachrichtigt.

Der Einarmige nahm das Angebot an, Aufseher in der Werft zu werden, was ihm zunächst monatlich etwa hundertundzwanzig Mark einbrachte. Das „zunächst" galt allein für Koch. Paul glaubte, ein großes Opfer gebracht zu haben, Koch aber wußte, daß seine Frau Alles thun würde, das Gehalt immer mehr in die Höhe zu schrauben.

So kam es denn auch. Lore begriff nicht, wie ein Mensch von solch' einem Gehalt leben könne, das sei ja sehr, sehr wenig; sie sprach immer wieder von dem unglücklichen Freunde und Leidensgenossen des armen Bruders, sie nahm Thränen und Schwermuth zu Hilfe, und es dauerte keine sechs Wochen, so bekleidete Moritz Koch das Amt eines Inspectors in einem Magazin mit einem Gehalt von zweihundert Mark monatlich. Es war das höchste Gehalt eines Unterbeamten.

Jetzt wagte Lore nicht weiter zu bitten, und so brauchte sie monatlich auch nur hundert Mark zuzuschießen, oder vielmehr sie mußte es, denn Koch stellte sich pünktlich ein, das Fehlende von ihr abzuholen.

Ueberhaupt besuchte er sie öfters, wenn er Paul abwesend wußte. Sie lasse sich von ihrem Bruder erzählen, sagte sie. Als sie merkte, daß Paul mißtrauisch wurde, hörte dies auf, sie fand Gelegenheit, mit dem Einarmigen heimlich zu verkehren.

Er war ihr böser Dämon, der ihr das Leben zur Hölle machte. Und wie sollte das enden? Seinetwegen hatte sie sich ein verhältnißmäßig sehr hohes Wirthschaftsgeld ausbedungen, über das Vater Verhagen den Kopf schüttelte, seinetwegen mußte sie sinnen und sinnen, wie sie an Diesem und Jenem sparen könnte, und versagte sich Manches, betrog ihren Mann, indem sie mehr zu bezahlen vorgab, als es wirklich kostete, in Kleinem wie in Großem, besonders bei Toiletten.

Zuerst ging Alles gut. Koch that wenigstens seine Pflicht, war pünktlich und bescheiden, wenn er auch wegen seines Armes nicht ganz fähig war, den Posten auszufüllen.

Dann begann Paul in Lores Gegenwart über ihn zu klagen. Er wäre betrunken gesehen worden, behandle die Untergebenen in empörender Weise, betrage sich unverschämt gegen seine Vorgesetzten; es sei ihm, Paul, zu Ohren gekommen, Koch halte sich in schlechter Gesellschaft auf, spiele — kurz, er sei eben ein Aergerniß.

„Was hast du nur mit diesem Menschen?" fragte er einmal mit einiger Heftigkeit. „Er ist mir ein Dorn im Auge. Hier gibt es keine Freundschaft, wenn er sich nicht ändert, muß er fort."

Mit Mühe bemeisterte sich Lore, daß sie nicht zitterte. Mehr und mehr drohte der Faden zu reißen, an dem das verderbliche Schwert hing. Immer wieder bat und schmeichelte sie, bis Paul seinen Entschluß, den Inspector zu entlassen, aufgab.

So konnte es nicht weitergehen, diese Seelenqualen ertrug sie nicht länger. Sie überlegte, was die Folgen sein würden, wenn sie Koch preisgab. Aber wenn Paul erfuhr, daß sie darum gewußt und daß Bertha — — „Nein, nein," schrie sie dann jedes Mal auf, „nur das nicht!"

Jetzt nützte es ihr auch nichts mehr, wenn sie den Brief erhielt, den sie an Klaus geschrieben hatte und mit dem Koch einen solchen Druck auf sie ausübte. Jetzt konnte er beweisen, daß sie ihm Geld für sein Schweigen gegeben habe. Außerdem war Koch gar nicht mehr bereit, einen Contract anzunehmen, wonach er monatlich dreihundert Mark erhalten sollte.

„Solch' ein Contract nützt mir gar nichts," hatte er ihr gesagt. „Wenn ich entlassen werde, sind Sie gar nicht fähig, mir so viel zu zahlen. Eher können Sie sich hunderttausend Mark verschaffen — ein Griff, sie sind in Ihrem Besitz, und ich gehe nach Amerika. Meinetwegen bezeichnen Sie mich auch als Dieb, verschaffen Sie mir nur Gelegenheit, in den Geldschrank zu kommen, nur müssen Sie dann dafür sorgen, daß ich glücklich hinüberrutsche, denn erwischt man mich, so sitzen Sie noch tiefer als ich in der Patsche. Na, Sie haben übrigens ja Ihr Männchen hübsch unterm Pantoffel, werden's schon zu verhüten wissen. Erst ein halbes Jahr verheirathet — lächerlich."

„Und wenn Sie die Summe hätten, und sie wäre durchgebracht, so würden Sie neues Geld fordern."

„Unsinn. Werde mich hüten, wieder zu kommen."

„Sie drohen schriftlich."

Er zuckte die Achseln. „Wollen Sie mir das Geld verschaffen?" fragte er dann lauernd. „Ich brauche es zu einem Geschäft, das ich drüben vorhabe. Dann sind Sie mich los."

Nein, das konnte und wollte Lore nicht. Das Achselzucken hatte ihr gesagt, daß er doch wiederkommen würde. Sie sah sich eben einem gewissenlosen Schuft auf Gnade und Ungnade überliefert.

Da kam ihr ein erlösender Gedanke. Sie war die Tochter Verhagens, Paul immerhin nur sein Schwiegersohn. Ob ein Testament existirte und wie ein solches abgefaßt sei, wußte sie nicht. Sie mußte den Vater bestimmen, daß er ihr eine Summe testamentarisch vermachte, über die sie frei verfügen könne. Natürlich wollte sie diese Summe dann nicht auf Koch übertragen, sie konnte aber darauf Geld aufnehmen, mit dem sie seine zeitweiligen Ansprüche befriedigte. Kommt Zeit, kommt Rath! Einmal mußte es sich ändern, im Guten oder im Bösen.

Als sie einmal den Alten bei guter Laune wußte, suchte sie ihn in seinem Schreibzimmer auf. Er saß im Lehnstuhl, den Kopf zurückgelegt.

„Störe ich dich, Vater? Ich möchte dich gern einmal sprechen."

Er schlief. Das that er zu dieser Stunde nie. Noch einen scharfen Blick in sein Gesicht, eine Berührung, und Lore rief die Dienstboten herbei. Der alte Verhagen war nicht mehr, ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Der Tochter Schmerz war grenzenlos, sie gebärdete sich wie eine Rasende, gerade so wie damals, als sie erfuhr, der Bruder sei todt. Hier wie da war der Grund ihrer Verzweiflung ein ganz anderer als Kummer über den Verlust. Damals hatte sie damit die Freude verdeckt, daß sie den Mitwisser des Geheimnisses, das sie ängstigte, verloren hatte; jetzt war sie außer sich darüber, daß sie ihre Absicht nicht eher ausgeführt hatte.

Nach dem unerwarteten Tode ihres Vaters besaß Lore keine Hoffnung mehr, selbstständige Mittel in die Hände zu bekommen, das Testament sagte nichts darüber. Paul ordnete die Papiere, verschloß sie und übernahm die Verwaltung des ganzen Vermögens. Lore kam sich wie eine Schänderin des Andenkens ihres Vaters vor, als sie die herrschende Verwirrung benutzte, sich eine nicht unbedeutende Summe anzueignen, wodurch der Schein entstand, als hätte der Vater seine Bücher schlecht geführt.

Das Testament bedachte den alten Jochen und die Magd mit einem Legat, fernerhin waren für Bertha Lüders, zur Zeit im Zuchthaus, zwanzigtausend Mark ausgesetzt. Dies hatte Lore bewirkt, und leicht war es ihr geworden, den alten Mann, der von Berthas Unschuld überzeugt war, für das Nachbarskind zu rühren. Das Capital, von dem sie leben konnte, sollte ihr bei ihrer Entlassung von Paul Volland oder dessen Erben ausgezahlt werden.

Verhagens Tod zog noch eine Folge nach sich: der Einarmige stellte jetzt größere Forderungen, bestand auf seiner Meinung, jetzt habe Lore mehr Geld in Händen. Sie mußte ihn befriedigen! Zuerst half ihr die entwendete Summe aus, dann mußte sie wieder zu anderen Mitteln greifen, — zuletzt bestahl sie ihren Gatten!

Solche Auftritte wie damals, wo sie sich vor ihrem eigenen Spiegelbild gefürchtet hatte, wiederholten sich jetzt öfters. Wer sah es dem jungen, schönen, blühenden Weibe auch an, daß sie den Tod im Herzen trug? Paul merkte es am allerwenigsten. Sie war die zärtlichste Gattin, die aufmerksamste, fleißigste Hausfrau, die liebenswürdigste Gesellschafterin. Das mit dem Freunde ihres Bruders war die einzige schwache Seite, über die er gern hinwegsah .. so lange es sich mit seiner Ehrenhaftigkeit vertrug.

„Heute wird sie aus dem Zuchthaus entlassen," sagte Paul eines Morgens.

Hätte er nicht davon begonnen, würde Lore ihn daran erinnert haben. Auch sie hatte sich erkundigt und einen Plan gefaßt, der ihr wieder für lange Zeit Ruhe verschaffen sollte.

„Weißt Du, wohin sie sich wendet? Sie äußerte sich damals, sie sei versorgt," sagte sie.

„Ich mußte mich darum bemühen, wegen der Anweisung des Kapitals. Ein Methodist, der mit seiner Frau besonders die Hafenstädte bereist und vor Seeleuten predigt, nimmt sie zu sich. Ich habe ihn gesprochen."

„Hat Bertha auch ihm gesagt, daß sie schuldig ist?" fragte Lore mit Spannung.

„Mit dem Manne ist schlecht sich zu unterhalten. Sein zweiter Satz ist ein Bibelvers. Allerdings wollte ich ihn darüber ausforschen, wurde aber nicht klug aus ihm. „Schuldig sind wir samt und sonders .. Sünder sind wir allzumal .. der da oben weiß es — der Herr ist unser Richter" und so weiter. Uebrigens sonst ein sehr biederer Mann. Er durfte die Zuchthäusler besuchen und hat Bertha so kennen gelernt. Jedenfalls ist es ihm auch gleich, ob sie schuldig ist oder nicht, er nimmt eben die entlassene Zuchthäuslerin auf."

„Wirst Du ihr das Geld hinbringen?"

„Was denkst Du! Ich lasse es ihr heute noch überweisen, sie quittirt meinem Rechtsanwalt. Ich vermuthe fast, sie wird es nicht annehmen."

„Laß mich das Geld ihr hinbringen."

„Du?" fragte er erstaunt.

„Bitte, gestatte es mir," flehte sie, „gewiß, sie wird es nicht aus den Händen des Rechtsanwaltes annehmen, es kommt darauf an, mit welchen Worten es ihr übergeben wird. Ich habe ihr dieses Legat vermittelt, ich habe meinen Vater so lange bestürmt, bis er es that. Bitte, bitte, erlaube es mir."

Schnell war er besiegt, war er gerührt. „Du hast ein edles Herz, Lorchen. Wenn sie es auch nicht werth ist, gehe hin."

Im Besitz der Geldsumme, begab sich Lore nach dem Missionshause, in dem der Methodistenprediger Quartier genommen hatte. Bertha mußte schon bei ihm sein. Eine würdige Matrone empfing sie, Lore fragte, ob sie Fräulein Bertha Lüders sprechen könne, und dann womöglich allein. Sie sei ihre Freundin gewesen und wolle es auch jetzt noch sein, sie habe ihr etwas von ihrem verstorbenen Vater zu überbringen.

Die Predigersfrau setzte keine Schwierigkeiten entgegen, zeigte auch keine Neugier. Bald trat in das Gemach, in das Lore geführt worden war, Bertha ein. Sie sah in der dunklen, äußerst einfachen Kleidung mit dem weißen Klappkragen zwar etwas nonnenhaft aus, sonst aber heiter.

Mit ausgestreckter Hand ging sie auf die Freundin zu, und diese Augen konnten nicht lügen, das war wirkliche Herzlichkeit und Freude.

„Ich wußte es ja, daß Du mich nicht vergessen würdest! Ihr seid verheirathet. Gott gebe Euch beiden seinen Segen."

Diesmal war Lore's Befangenheit keine erkünstelte. Sie fragte, wie es Bertha ginge, erfuhr, daß sie zwar als Dienstmädchen des beständig reisenden Ehepaares engagirt sei, aber wie eine Tochter gehalten würde. Sie habe nichts zu bereuen, brauche keine Sorge für die Zukunft zu haben. Von ihrem damaligen Schuldgeständniß begann Lore nicht wieder.

„Deine Mutter ist todt," sagte sie.

„Ich erfuhr es schon in der Anstalt."

„Sie hat Dir gar nichts hinterlassen."

„Ja, der Verlust ihres Vermögens wird ihr näher gegangen sein, als alles andere," seufzte Bertha, an ihre Beziehung zu der zanksüchtigen Mutter denkend. „Nun, wie ich schon sagte, ich brauche nichts."

„Auch mein Vater ist todt."

Während Bertha ihr Beileid ausdrückte, öffnete Lore die Handtasche und legte ein versiegeltes Päckchen auf den Tisch.

„Ich habe seiner Zeit meinen Vater gebeten, doch für Dich nach Deiner Entlassung zu sorgen. Es wäre wohl gar nicht nöthig gewesen, er hätte es von selbst gethan, denn er hatte Dich immer sehr lieb. In seinem Testamente sind zwanzigtausend Mark für Dich ausgesetzt — hier sind sie. Glaube mir, Bertha, wie gern wir, Paul und ich, Dir dieses kleine Kapital abtreten. Bitte, liebe Bertha, nimm sie aus meiner Hand."

Lore sah, wie ein Freudenschimmer über ihr blasses Gesicht huschte, doch war es nur die Freude darüber, daß man so an sie gedacht hatte.

„Ich danke Dir, Lore. Nein, ich nehme das Geld nicht, wüßte gar nicht, was ich damit anfangen sollte. Ich brauche ja nichts."

„Du mußt es nehmen, es ist der letzte Wille eines Verstorbenen, und er ging mit der Hoffnung zu Grabe, Dir eine Freude zu bereiten. Bitte, quittire mir."

„Die Freude habe ich auch empfunden. Nein, auf keinen Fall, ich bedarf des Geldes nicht. — Ja, doch," unterbrach sie sich, „ich will es lieber nicht so voreilig abschlagen. Herr Birkenfeld sammelt zur Gründung eines Seemannsheims ein, auch für sonstige milde Stiftungen, die zwanzigtausend Mark würde er am besten anzuwenden wissen. Ich werde ihn fragen."

Mit einem Schritt stand Lore vor ihr und ergriff ihre beiden Hände. „Halt, Bertha, ich wollte Dich erst sprechen," flüsterte sie hastig, und ein glühendes Roth bedeckte ihr Antlitz. „Gleich als ich hierher kam, hatte ich eine Bitte an Dich. Ich schäme mich, es zu gestehen — es muß aber sein, Du bist meine einzige Rettung — Du sollst ja das Geld erhalten, Du kannst ja damit machen, was Du willst, es verschenken — nur leihe es mir jetzt."

Aengstlich blickte sie die Freundin, befremdet Bertha sie an.

„Gewiß, sehr gern. Nur verstehe ich nicht. Du — ihr braucht Geld?"

„Höre mich an, Bertha. Wir verkehren in sehr angesehenen Kreisen, die uns früher ganz fremd waren, da geht es ganz anders zu, ich kann es Dir nicht so gleich begreiflich machen. Auch die Frauen betheiligen sich da oft an Geschäften, besonders wenn sie allein stehen, Börsenspekulation nennt man das, es geht manchmal in die Hunderttausende. Ich lernte eine Wittwe kennen, eine sehr vornehme Dame, die spekulirt auch, hatte einmal Geld nöthig, es war kurz nach unserer Hochzeit; sie bat mich, für sie Bürgschaft zu leisten, für — für — zwanzigtausend Mark, ich war ja ganz unerfahren, glaubte, es sei eine kleine Gefälligkeit, wenn ich meinen Namen darunter setzte. Ich unterschrieb, und nun — nun — muß ich die zwanzigtausend Mark bezahlen und habe sie nicht. Bertha, hilf mir, leihe mir das Geld."

Immer stutziger war Bertha geworden, sie entzog langsam ihre Hände der Freundin. „Freilich, ich verstehe so etwas nicht. Du mußt also das Geld bezahlen?"

„Ich muß, ich muß, kein Gott kann mich davon befreien, und liefere ich das Geld nicht zur bestimmten Frist ab, so erfährt es mein Mann. Ich vergehe vor Kummer und Angst!"

„Hast Du denn Paul — Deinem Manne nichts davon gesagt?"

„Zuerst hielt ich es nicht für nöthig, ich dachte gar nicht mehr an die Unterschrift. Dann äußerte sich Paul einmal zu mir, jene Wittwe sei eine ganz verworfene Person, ich sollte mich vor ihr hüten, den Verkehr mit ihr meiden, und da — ich wagte nicht, es ihm zu gestehen. Nun kommt morgen die Mahnung, — Paul erfährt davon, daß ich ihn hintergangen habe. Du siehst, Bertha, wie ich jetzt in der Noth sitze." Thränen erstickten ihre Stimme.

In Bertha's Zügen drückte sich ein immer tieferer Schmerz aus. „Willst Du es denn Deinem Manne nicht noch sagen?"

„Ich kann nicht — ich kann ja nicht — es wäre der erste Kummer, den ich ihm bereitete, das ganze häusliche Glück wäre gestört. Liebe, liebe Bertha, hilf mir doch!"

Bertha nahm das Paket und gab es ihr in die Hand. „Selbstverständlich helfe ich Dir gern. Sind hier die zwanzigtausend Mark darin?"

„Ja, das ganze Geld."

„So bezahle Deine Schuld damit, ich schenke sie Dir."

Lore umarmte und küßte sie, fand nicht Worte für ihre Dankbarkeit; sie merkte vor Freude auch gar nicht, wie Bertha die Liebkosung nur mit Widerwillen erduldete und sich ihr entziehen wollte.

Von einem Schenken sei ja keine Rede, betheuerte Lore, nur geliehen wollte sie das Geld haben, Bertha solle es später doch noch den Stiftungen vermachen. Nun müsse sie aber auch noch die Quittung haben, daß Bertha die testamentarische Summe erhalten habe.

„Eine Quittung?" fragte Bertha bestürzt. „Ich soll bescheinigen, daß ich das Geld empfangen habe? Nein, das thue ich nicht."

„Ja, sonst hat das alles ja gar keinen Zweck für mich," rief Lore. „Wo soll denn das Geld sonst geblieben sein?"

Das sah Bertha selbst ein, so sehr sie sich auch dagegen sträubte, zu bestätigen, eine unverdiente Gnade anzunehmen, die sie eigentlich verweigerte. Sie konnte jetzt nicht einmal sagen, sie habe das Geld zu wohlthätigen Zwecken verwendet.

„Lore, Du verleitest mich zur Lüge!" sagte sie.

„Es braucht ja Niemand davon zu erfahren. Bitte, bitte, die Quittung."

„Wer erhält sie?"

„Paul's Rechtsanwalt."

„Aber Dein Mann erfährt es auch."

„Der Rechtsanwalt erstattet ihm nur manchmal kurzen Bericht, mit solchen Kleinigkeiten befaßt er sich gar nicht. Das Geschäft ist jetzt so groß, es gibt so viel zu bezahlen, daß er sich mit dergleichen Sachen gar nicht beschäftigen kann."

„Wäre es denn nicht besser, Du gestündest Deinem Mann die Unvorsichtigkeit ein? Weiter ist es ja nichts. Er wird es Dir so gern verzeihen. Wenn ihm das Geldopfer zu schwer erscheint, ich will ja das Geld dazu gern geben."

„Nein, nein, ich kann nicht!" schluchzte Lore. „Mein Frieden wäre gestört .. unter den jetzigen Verhältnissen .. später, ja später will ich es ihm sagen, das verspreche ich Dir."

Bertha's Zögern war verschwunden. Nach der kundigen Freundin Diktat schrieb sie die Quittung, Lore steckte den Schein und das Geld in die Handtasche.

„Du verleitest mich und Dich zur Lüge," nahm dann Bertha traurig wieder das Wort, „nun mußt Du sagen, ich hätte das Geld für mich behalten, nicht etwa, ich hätte es Herrn Birkenfeld gegeben, der darf nichts davon erfahren, man könnte sich bei ihm erkundigen. Bekommt er davon zu wissen, so fragt er mich — ach, Lore, warum hast Du Geheimnisse vor Deinem Mann!"

Sie wehrte die Dankesbezeugungen ab, Lore entfernte sich bald.

„Armer, armer Paul," seufzte Bertha, als sie allein war, „ich glaube, Du hast Dich in ihr getäuscht. Sie ist nicht die rechte für Dich. Wolle Gott, daß dies das erste und letzte Mal ist, daß sie Dich hintergeht."

Jubel erfüllte dagegen Lore, sie besaß jetzt eine Summe, die ihr für lange Zeit Ruhe verschaffte. Selbst wenn sie jetzt dem Erpresser dreitausend Mark jährlich opfern mußte, kam sie fast sieben Jahre damit aus und brauchte Paul nicht mehr zu betrügen und zu bestehlen. Und was konnte sich in sieben Jahren nicht alles ändern! Zugleich stieg etwas wie Haß gegen die einstige Freundin auf. Bertha hatte sie offenbar beschämt; sie bedauerte Paul, daß er eine Frau hatte, die hinter seinem Rücken solche Manöver machte und ihm die Wahrheit verhehlte; daraus war zweifellos zu schließen, daß sie ihn noch liebe. Doch überwog vorläufig noch Freude und Dankbarkeit diese Gedanken.

Paul war zu Hause, sie gab ihm die Quittung.

„Wie, sie hat das Geld angenommen?" fragte er bestürzt.

„Warum sollte sie nicht?"

„Ja .. ganz recht — warum sollte sie nicht? — Trotzdem, es wundert mich, ich weiß nicht, warum mir das so mißfällt; sie hätte es eben nicht thun sollen, dadurch wird sie in meinen Augen nur noch mehr herabgesetzt. Wozu braucht sie das Geld, da sie versorgt ist? Wäre sie unschuldig, so könnte ich es begreifen — diese Annahme aber beweist ihre Schuld. Ja, so ist es: wäre sie unschuldig, hätte sie das Geld zurückgewiesen. Meinst Du nicht?"

Lore enthielt sich ihrer Meinung.

Einige Zeit darauf ging sie am Arme Pauls durch die Straßen. Die Predigersfrau begegnete ihnen, an ihrer Seite Bertha in ihrer Tracht, die an die der barmherzigen Schwestern erinnerte. Sie erbleichte, schlug aber nicht die Augen zu Boden, sondern blickte Paul fest an. Auch Lore beobachtete nur ihn. Paul verfärbte sich ebenfalls, sah zur Seite, und auf seinem Gesicht prägte sich unverkennbare Mißachtung aus. Bertha war es nicht entgangen, jetzt senkte sie die Augen zu Boden, das Haupt neigte sich tief auf die Brust, und sie schritt still vorüber.

7.

„Der Prinzipal kommt," ging es flüsternd von Mund zu Mund, emsiger flogen die Federn über das Papier, tiefer beugten sich die Zeichner über die Reißbretter.

Paul war nicht alleiniger Inhaber der Firma. Sofort nach Ableben des alten Verhagens war er mit Kapitalisten in Verbindung getreten, um das Unternehmen bedeutend zu erweitern und die Vorarbeiten schneller zu beenden. Dazu langte sein Vermögen nicht aus. So weit der Strom schiffbar war, wurde die Kette gelegt, schon lagen mehrere Dampfer im Hafen der Werft. Noch aber galt Paul als der Prinzipal, der nur auf den Rath des Direktors hörte, des geschäftlichen Leiters, den Paul von Anfang an angenommen hatte.

Die hohe Gestalt Pauls schritt durch das langgestreckte Bureau, wünschte an jedem Pult und Zeichentisch einen freundlichen guten Abend und begab sich in das Comptoir des Direktors. Plötzlich ruhten alle Federn und Zirkel, die Köpfe wurden gehoben, bedeutsame Blicke gewechselt. Heute Abend gab es noch einen großen Krach.

Richtig, da fing es schon an. Die Thür des Nebenzimmers öffnete sich nochmals. „Inspektor Koch soll zum Herrn Prinzipal kommen, sofort!"

Auf einen Wink des Buchhalters rutschte ein Lehrling vom hochgeschraubten Sessel und ging, den Gewünschten zu holen.

Das Personal kannte des Chefs persönliche Verhältnisse. Bis vor anderthalb Jahren war er ein von der Pike an gedienter Seemann gewesen, und hatte er auch die Realschule durchgemacht und als Einjähriger gedient, so hatte er sich doch auch als Steuermann mehr von seiner Handarbeit als durch seinen Kopf ernähren müssen. Durch eine reiche Heirath kam er in seine jetzige Stellung. Dennoch besaß er nichts weniger als das Auftreten eines Parvenüs. Gerade so mußte der Mann zu solch einem Unternehmen sein: freundlich gegen den geringsten Arbeiter, ohne mit ihm vertraulich zu werden; höflich gegen den Beamten, aber doch durch eine Kluft von ihm getrennt; jedem sein Ohr leihend, von allem Notiz nehmend, ohne sich in die Pflichten und Rechte eines anderen zu mischen. So genoß der junge Prinzipal die allgemeine Hochachtung. Wer in seinem Privatleben Umschau hielt, fand es tadellos.

Nur eine schwache Seite gab es in seinem Charakter, die man nicht begreifen konnte. Das war sein Verhalten gegenüber dem Inspektor der Lagerräume, Moritz Koch. Der Mann hätte seinen Posten als einarmiger Invalide überhaupt nicht ausfüllen können, auch wenn er noch so eifrig gewesen wäre, es mußten andere neben ihm gehalten werden, die sonst nicht nöthig gewesen wären. Zudem aber war Koch auch noch ein Trunkenbold, der seinen Rausch oft in einem versteckten Winkel ausschlief; er kam stets unpünktlich, ging oft eher weg, that überhaupt, was ihm gefiel, und seinen Vorgesetzten erklärte er einfach in's Gesicht, sie hätten ihm überhaupt nichts zu sagen. Beschwerten sich diese über ihn, so wurden sie vom Prinzipal begütigt, er nahm sich Koch einmal vor, und damit war die Sache abgemacht.

Warum jagte der Chef diesen Menschen nicht davon? Was lag da vor? Nun, die Erklärung ließ nicht lange auf sich warten. Koch war der Freund von Frau Volland's Bruder gewesen, beide hatte in Amerika ein Unglück betroffen, wobei der Bruder das Leben, Koch den Arm verlor. An den bedauernswerthen Bruder denkend, beschützte Frau Volland ihn; ihr zuliebe ließ sich der Prinzipal alles von Koch bieten und schluckte den Aerger hinunter. Also der Herr Prinzipal stand ganz gehörig unter dem Pantoffel seiner jungen, schönen Frau.

Das war allen denen ein Trost, die sich in gleicher Lage befanden. Einige, besonders Junggesellen und noch mehr Hagestolze — zwischen beiden ist ein großer Unterschied — trugen eine gewisse Verachtung im Herzen gegen ihn. Die Vernünftigen bemitleideten den jungen Mann.

Leider wußte auch Paul, wie man über ihn dachte.

Heute nun hatten die gesammten Arbeiter des Lagerraums eine Beschwerde über den Inspektor Koch dem Direktor eingereicht. Er behandle sie unwürdig. Würde er nicht entlassen, würden sie morgen, am ersten, alle kündigen. Irgendwo mußte es also krachen. Sollte der Prinzipal wirklich noch einmal verzeihen? Dann vergab er sich den Respekt.

Der Lehrling kam zurück und blieb zaghaft vor dem Buchhalter stehen.

„Koch sagte, der Prinzipal sollte nur zu ihm kommen, wenn er etwas von ihm wolle. Das kann ich doch nicht sagen."

„Jawohl, das meldest Du. Immer bei der Wahrheit bleiben, mein Junge, hier gibt's keine Schonung. Dich trifft doch keine Schuld."

„Und geschlafen hat er auch, ich mußte ihn erst wecken, deshalb blieb ich so lange."

„Das sagst Du auch, das mußt Du sogar. Nichts vertuschen."

Die Arbeit ruhte, alles spitzte die Ohren, als der Junge in dem Privatbureau verschwand.

Aber da kam Koch schon selbst, wohl einsehend, daß er seine Frechheit nicht auf die Spitze treiben durfte. Er ging breitbeinig, um nicht zu wanken, seine Augen waren geröthet, das Gesicht verschlafen.

In dem kleinen Gemach standen der Direktor und Paul zusammen am Pult.

„Na, was soll's denn wieder?" Mit diesen Worten trat Koch ein.

Paul maß ihn von unten bis oben. „Sie sind hier im Bureau des Direktors und stehen vor Ihrem Prinzipal. Vor allen Dingen die Mütze ab!"

Durch den gebieterischen, aber maßvollen Ton wurde Koch doch etwas eingeschüchtert. Er murmelte etwas und nahm die Mütze vom Kopf.

„Ist es wahr, daß Sie dem jungen Manne, der Sie holen sollte, gesagt haben, ich sollte zu Ihnen kommen?"

„Ei, der Schlingel," brauste Koch auf, „das war doch gar nicht so gemeint!"

„Ruhe! Sie haben geschlafen?"

„Weil ich müde war," entgegnete der Mann trotzig.

„Die Arbeiter des Magazins beschweren sich über Sie, Sie behandelten sie niederträchtig, beschimpften sie, sie wollen nicht mehr unter Ihnen arbeiten."

„Nun hole aber der Teufel dieses Pack!" schrie Koch und schlug mit der Faust auf das Pult. „Also verklatscht haben sie mich. Na, wartet, euch will ich's eintränken!"

„Wenn Sie nicht betrunken wären, würde ich Sie für verrückt halten. Sie sind —"

„Was wäre ich?"

„Entlassen sind Sie."

Der Mann brach in ein höhnisches Lachen aus. „Entlassen, hahaha, nein, mein Bester, das geht nicht, so ohne weiteres können Sie mich nicht entlassen!"

„Das weiß ich, aber Sie erhalten morgen Ihre Kündigung, morgen ist der Erste, und ein ganzes Monatsgehalt. Sie betreten die Werft nicht wieder. Versuchen Sie es, so kommen Sie mit der Polizei in Conflict. Jetzt gehen Sie nach Hause, Sie sind betrunken."

Koch war zurückgetreten, tückisch blitzten seine Augen, sein Gesicht war von einem widerlichen Grinsen verzerrt.

„Sie wollen mich also entlassen? Hahaha, da haben andere auch noch ein Wörtchen mitzusprechen, und vor allen Dingen ich. Was bilden Sie sich denn eigentlich ein? Wenn Sie die Lore nicht geheirathet hätten, wären Sie auch nichts weiter als ein krüppeliger Plankentreter, aber nehmen Sie sich nur in Acht, ich kann Ihnen die Suppe versalzen!"

Paul hatte die andere Thür geöffnet, welche zu einer Niederlage führte. Einige Arbeiter waren darin beschäftigt.

„Hier, zwei Mann, kommt 'mal her!"

Der Fluchende wartete nicht ab, bis er von kräftigen Fäusten hinausgeworfen würde, weitere Drohungen ausstoßend, entfernte er sich eilig.

Scheinbar nicht im Geringsten aufgeregt, wandte sich Paul an den Direktor.

„Sorgen Sie also dafür, Herr Friebel, daß er morgen früh zur rechten Zeit die Kündigung mit dem Monatsgehalt bekommt, und erwähnen Sie ausdrücklich, er habe die Werft nicht mehr zu betreten. Weisen Sie auch den Thorhüter an. Fügt er sich nicht, so wird er ohne weiteres der Polizei übergeben."

Er erledigte einige geschäftliche Angelegenheiten und begab sich dann nach seiner auf ihn wartenden Equipage. Wie seit lange nicht, dachte er jetzt an das, was er gewesen und was er nun war, wie sich seine Zukunft gestaltet hätte, würde damals die Brigg nicht in den kleinen Hafen geschleppt worden sein.

(Fortsetzung folgt.)

— Frech. Landrath: Ich habe Ihnen mitzutheilen, daß Sie wegen unverbesserlicher Trunksucht in ein Arbeitshaus geschickt werden." — Trunkenbold: „Aber, Herr Landrath, wo bleibt da die Gerechtigkeit, mich schickt man in's Arbeitshaus und Sie in's — Bad, wenn „geistige Ueberanstrengung" vorliegt."

Für die „Sonntagpost."

Kunterbuntes aus der Großstadt.

Vom alten Solon. — Lehrhafte Beispiele aus dem Alterthum. — Zurück in die Gegenwart.—Mit Unrecht beneidete Leute. — Die neun Männer vom großen Graben. — Hindernisse, mit denen sie zu kämpfen haben. — Die bösen Leute von St. Louis. Der Zensusmann mit seiner Schreibtafel. — Falls der Graben mehr Wasser haben müßte.. — Wird er seinen Zweck überhaupt erfüllen? — Die Zukunft des Flusses. — Wie steht's um die Sicherheit der Ufer. — Furcht und Hoffnung.

„Man soll Niemand vor seinem Ende glücklich preisen", sagte der weise Solon, als sein Gastfreund Krösus ihm mit seinen Schätzen imponiren wollte. Krösus, dem diese Worte erst nach vielen Jahren wieder einfielen, und zwar bei einer sehr brenzlichen Gelegenheit — er sollte nämlich gerade gebraten werden — blieb vor dem Tode bewahrt, indem er durch seinen schmerzlichen Ausruf: „Solon, Solon!" die Neugier der Perser rege machte. So gelangte die Bemerkung des athenischen Staatsrathes auch zur Kenntniß des Perserkönigs Cyrus — an demselben sie sich sogar doppelt bewahrheiten sollten, ein Mal, indem er von den Scythen gar jämmerlich erschlagen wurde und das andere Mal, indem er seinen Namen einem der falschen Propheten, die in unseren Tagen Chicago unsicher machen, überlassen mußte. — Ein anderes Beispiel von jähem Glückswechsel liefert uns Polykrates, jener durch erfolgreiche Seeräuberei und andere gewagte Geschäftsunternehmungen zu großem Reichthum gelangte Bürgermeister — damals nannte man's Tyrann — von Samos, über den schließlich ein Stärkerer kam, der ihn an's Kreuz schlagen ließ. — Man braucht jedoch, um Belege dafür zu entdecken, daß der gute Solon nicht nur so in den Tag hinein geschwätzt hat, weder bis in die graue Vorzeit zurückzugehen noch sich nach Erdtheilen zu verlieren, wo unsere geographischen Kenntnisse eine blassere Färbung annehmen— man findet, was man braucht, in der Gegenwart ebenso gut und dazu hier am Orte.

* * *

Da haben wir hier neun hervorragende Mitbürger, die man ob der Stellung, die sie im Gemeinwesen errungen, vielfach beneidet hat und wohl auch noch beneidet. Auf den ersten Blick hat diese Stellung auch ein recht behagliches Ansehen. Es sind nämlich die Drainage-Kommissäre, von denen die Rede sein soll. Die Herren beziehen ein Jahresgehalt von $3,000 — der Herr Präsident sogar $4,000 — sind auf eine Zeitdauer von sechs Jahren gewählt, und ihre Amtsgeschäfte nehmen ihre Zeit gerade nicht übermäßig in Anspruch. Wenigstens war Letzteres früher nicht der Fall, und keiner von den Herren hat bis vor etwa einem Jahre gedacht, daß das anders werden könnte. Ist's aber doch geworden, und zwar gründlich. — Nachdem die Drainage-Kommission es neun Jahre lang mit ihrer Arbeit recht gemüthlich genommen, ging ihr fast plötzlich die Erkenntniß auf, daß sie — aus mancherlei Gründen, die aufzuzählen hier zu weit führen würde — den großen Graben bis zum Dezember dieses Jahres würde fertig stellen m ü s s e n, wenn nicht das Gelingen des ganzen Unternehmens in Frage gestellt werden oder seine Durchführung doch auf recht unbestimmte Zeit hinausgeschoben werden sollte. Da keiner von den Herren Lust hat, an der Verantwortung für einen etwaigen Fehlschlag oder auch nur für eine ernste Verzögerung mitzutragen, so zeigen sie sich durchweg sehr ernsthaft bemüht, das gesteckte Ziel noch vor Thoresschluß zu erreichen. Von Vergnügen ist dabei nicht viel die Rede gewesen, und je näher die Frist dem Ablaufen kommt, um so ungemüthlicher wird die Geschichte. Die Kommissäre, welche es sich früher zur Ehre angerechnet haben, in Verbindung und womöglich in recht hervorragender Verbindung mit dem großen Werke, „diesem unübertroffenen und unübertrefflichen Wahrzeichen des titanischen Unternehmungsgeistes der Chicagoer Bürgerschaft" genannt zu werden, finden nachgerade, daß die Sache einen recht bedenklichen Haken hat. Die Titanen, von denen uns die griechische Sage erzählt, haben bekanntlich mit ihrem himmelstürmenden Unternehmungsgeist schließlich doch nichts ausgerichtet. Und jetzt steigt den Vorkämpfern der Chicagoer Titanen, eben den beneideten Herren von der Drainage-Kommission, in den langen Herbstnächten wieder und wieder der beängstigende Gedanke auf, daß sie am Ende auch nichts ausrichten werden. Solche Gedanken ersparen den Kommissären die Ausgaben für andere Schweiß treibende Mittel, deren sie sonst in dieser Jahreszeit aus Furcht vor Erkältungen vielleicht benöthigen würden — aber das ist auch A l l e s.

* * *

Neben der humoristischen Seite, welche der Anblick der, in ihrer Besorgniß, stecken zu bleiben, nach allen Seiten mit vollen Händen Trinkgelder — aus der öffentlichen Kasse — ausstreuenden Kommissäre darbietet, hat die Sachlage für die Chicagoer aber auch etwas sehr Ernsthaftes. Daß es gelingen wird, den Kanal vor dem Zusammentreten des Kongresses so weit fertig zu stellen, daß man ihn mit Wasser wird anfüllen können, ist schon im Hinblick auf die noch zu überwindenden technischen Schwierigkeiten sehr unwahrscheinlich. Zum Ueberfluß haben nun auch die staatlichen Verwalter des alten Kanals die Streitaxt ausgegraben und sich ihren Kollegen vom Drainage-Graben in den Weg gestellt. Sie wollen denselben nicht eher freigeben, als bis sie die Gewißheit erhalten, daß für ihren Wasserbedarf auch dann noch gesorgt sein wird, wenn der neue Graben einmal eröffnet ist. Da man den Herren nun diese Gewißheit vorläufig nicht zu geben vermag, so sieht es um die Eröffnung des Drainage-Kanals windig aus. Sollte es aber auch gelingen, diese Widersacher zu beschwichtigen, so lauern im Hintergrunde, mit gewetzten Dolchen, die St. Louiser. Aus „doppelt geöffnetem Haus" sieht man im Geiste sie schon hervorstürzen: Richard Bartholdten nach der einen Seite — um im Kongreß gegen uns zu wühlen — und nach der andern Seite Bürgermeister Ziegenheinen auf der Suche nach einem Bundesrichter, der sich auf das Erlassen von Einhaltsbefehlen versteht und bereit wäre, uns mit einem solchen die ganze Wasserkunst zu verderben.

Falls es uns gelingen sollte — und ganz unmöglich ist das ja nicht, haben wir doch, dank Armour, Morris, Swift & Co., mehr Schwein', als sonst 'ne Stadt im weiten Lande — alle anderen Hindernisse zu überwinden und auch die Anschläge der St. Louiser Bosheit zu Schanden zu machen, so bleibt immer noch Einer übrig, mit dem wir sobald nicht würden fertig werden können — das ist der Zensusmann, der Volkszähler. Sonst haben wir uns hier auf dessen Kommen immer gefreut, weil er uns durch die amtliche Bestätigung unseres Wachsthums wenigstens zeitweilig vor der Welt von dem Vorwurf der Verlogenheit zu befreien pflegt, den wir durch sachgemäße Mittheilungen über unsere rasche Bevölkerungszunahme erweckten. Jetzt ist es anders. Es mag auch jetzt noch gedankenlose Lokalpatrioten unter uns geben, die sich jetzt schon die Hände reiben, in der Hoffnung auf die „Zwei Millionen", die uns der Zensusmann schriftlich geben wird. Die Drainage-Kommission findet an dieser Aussicht nichts Erfreuliches. Die einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen schreiben nämlich vor, daß „von vornherein" für den Drainage-Kanal zwar die Zufuhr einer Wassermasse von 300,000 Kubikfuß per Minute als genügend erachtet werden soll, daß aber eine Zufuhr von 20,000 Kubikfuß für je 100,000 Einwohner des Drainagedistrikts verlangt werden soll, sobald die Gesammt-Einwohnerzahl auf 1,500,000 oder mehr gestiegen ist. Danach würden also — wenn der Kanal erst nach der Volkszählung eröffnet werden kann — für denselben statt 300,000 mindestens 400,000 Kubikfuß Wasser per Minute geliefert werden müssen. Die Frage: „Woher nehmen und nicht stehlen?" wird dann nicht mehr genügen, um unsere Verlegenheit auszudrücken. Woher wir das Wasser zu nehmen haben würden, das wüßten wir allenfalls, und es zu stehlen — wenn's nicht anders sein könnte — würden wir uns unter den Umständen kaum geniren, aber auf das „Wie" würde es ankommen. Das Flußbett, durch welches der Drainagegraben gespeist werden soll, faßt kaum die vorläufig benöthigten 300,000 Kubikfuß, es müßte also, südlich vom Fluß, ein direkter Verbindungskanal zwischen dem See und dem Graben hergestellt werden. Was das kosten würde? — „Du ahnst es nicht", sagt man neuerdings in Berlin mit Vorliebe, und in der That, theurer Leser, Du ahnst es wirklich nicht. Es ist auch besser so, denn weshalb soll man dem Publikum vorzeitig die fröhliche Hoffnung rauben, daß Chicago — auf Grund der vom Hilfs-Korporations-Anwalt Browning für statthaft erachteten Aufnahme einer Anleihe von 83 Millionen Dollars — mit einem Schlage der Unzulänglichkeiten, um nicht zu sagen Ländlichkeiten, überhoben werden könnte, die unser städtisches Leben noch immer bietet? —

* * *

Wenn aber auch alle die aufgezählten Hindernisse überwunden werden könnten, und gesetzt den Fall, sie wären überwunden, der Drainage-Kanal — die Riesen-Kloake — wäre in vollem Betrieb: was hätten wir dann? — Reines Trinkwasser wird der geschätzte Leser sagen. Vielleicht, aber mit voller Sicherheit läßt sich das keineswegs behaupten, denn die Abwasser aus den immer volkreicher werdenden Bezirken an den Ufern des Calumet-Flusses und aus dem doch auch, wenngleich mühsam, wachsenden Evanston würden nach wie vor in den See fließen, und gerade diese werden durch feindliche Strömungen in die Gegenden gespült, wo sich die Saugstellen der Wasserwerke befinden. Sehr fatal das, nicht wahr? Es werden sich jedoch mit der Zeit — in Jahrener 15 oder 20, wie unsere Großväter zu sagen pflegten — Mittel und Wege finden lassen, um auch Evanston und die Calumet-Region dem Drainagedistrikt einzuverleiben. Vorausgesetzt, daß man Solches bis dahin noch für wünschenswerth erachten sollte. Das wird sich nach dem Grade von Behagen richten, das unser Fluß um sich verbreitet, wenn wir ihn mit unserer neuen Wasserkunft für die ganze Strecke von der Lawrence Avenue im Norden bis in die Nachbarschaft der 30. und Robey Str. auf der Westseite in einen offenen Abzugsgraben umgewandelt haben werden.

Die Sachverständigen freilich versichern, daß die bedeutende Stromgeschwindigkeit, welche man im Flusse zu erzielen hofft, die üblen Gerüche, welche der Inhalt des Gewässers ausduften möchte, nicht werde zur Entfaltung gelangen lassen. Hoffentlich behalten die Sachverständigen ausnahmsweise Recht, aber sicherer wäre es, wenn sie über den Gegenstand auf Grund praktischer Beschnüffelung sprechen könnten, statt auf dem einer rein theoretischen Anschauung. Und die Stromgeschwindigkeit, wenn sie auf der einen Seite ihr Gutes thut, möchte auf der andern doch auch Nachtheile zeitigen. Für den Uferschutz ist im Chicago-Fluß bisher nur wenig oder nichts gethan. Das ist nun angegangen, so lange von einer Strömung im Flusse kaum die Rede sein konnte, wenn nun aber die erheblich vermehrte Wassermasse mit einer recht beträchtlichen Geschwindigkeit durch das enge Flußbett gezwängt wird — was dann? — Es dürfte bald hier, bald da ein tüchtiges Stück von der Uferwand fortgerissen werden, und diejenigen Uferbauten, welche man nicht mit außerordentlicher Sorgfalt gefestet hat, dürften unter den veränderten Verhältnissen kaum lange Stand halten.

Die vorstehenden Erwägungen und Bruchstücke von Erwägungen — wollte man dem Gegenstande nach allen Seiten hin gerecht werden, so müßte man ein Buch darüber schreiben, und zwar kein dünnes — reichen aus, um dem Leser eine Vorstellung von der Schwierigkeit der Stellung zu geben, in welcher die Drainage-Kommissäre sich befinden. Daß es ihnen gelingen wird, ihre nächste Aufgabe zu lösen, ist fraglich. Gelingt es ihnen aber doch, so mögen sie erst recht in Mißhelligkeiten gerathen. Wie's auch werden mag — es ist schwer zu sagen, ob man der weiteren Entwickelung des Kanal-Unternehmens mehr mit Furcht entgegensehen muß oder mehr mit Hoffnung, auf alle Fälle ist sie geeignet, Spannung zu erwecken, selbst bei abgehärteten Philosophen, welche der Welt und ihren Erscheinungen mit einer gewissen Wurschtigkeit gegenüberstehen. —ss.

England im Alterthum.

Da das zur Bereitung der Bronze nothwendige Z i n n im Alterthum nur in Spanien, in der Bretagne und in Cornwall gefunden wurde, so dehnten sich die Fahrten früh bis zu diesen fernen Ländern aus. Gades ward nach griechischer Ueberlieferung schon im 12. Jahrhundert v. Chr. von den Phöniziern gegründet. Die erste sichere Erwähnung der Zinn-Inseln finden wir in dem von Avien übersetzten, aus dem Jahre 475 v. Chr. stammenden Periplus. Bald nach 475 besetzten die Karthager, die bis dahin nur einen Theil der Phönizischen Niederlassungen Süd-Spaniens an sich gebracht, die ganze Meerenge von Gibraltar und verhinderten von jetzt an die Griechen völlig am Besuch der westlichen Meere. Um 465 sandten sie eine Expedition nach den Zinn-Inseln unter Führung Himilcos, in derselben Zeit, in der Hanno nach der lybischen Westküste ging. Himilco hatte von der Ungunst des Wetters und widrigen Winden so viel zu leiden, daß er die Fahrt nach der Bretagne von Gades aus statt in 15 bis 16 Tagen in 120 mit Mühe vollendete, und im unwirthlichen Lande überwintern mußte. Ob er auch noch von feindlichen Angriffen der Barbaren zu leiden hatte, wissen wir nicht, Thatsache ist, daß wir nach der Expedition Himilcos nicht nur keinen Aufschwung, sondern einen Rückgang des Verkehrs nach den Zinn-Inseln beobachten können, und daß die Karthager mit der Gewinnung des in dem eben eroberten, näher gelegenen Spanien befindlichen Metalls sich begnügten. So kam es, daß den Griechen des 5. Jahrhunderts die Kunde von dem Nordwesten Europas wieder verloren ging. Seit der Weg über Gades nach den Zinnländern den Massalioten verschlossen war, hatten diese nur noch eine Möglichkeit, wenigstens nach einem Theile dieser Länder, nach England und der Bretagne, zu gelangen, mit Hilfe des Landweges durch Gallien hindurch. Aber dieser eröffnete sich für sie erst, als die Kelten im Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. in ihre Nähe vorrückten und mit ihnen ein Bündniß gegen die bisher zwischen ihnen wohnenden Ligurer schlossen. Timäus ist der erste, der diesen Landweg erwähnt; kurz vor ihm ist er in's Leben gerufen worden. Ein kühner Massaliote, Pytheas, ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, beschloß, dem geheimnißvollen Zinnlande nachzuspüren. Es gelang ihm, ungehindert von den Karthagern, die Straße von Gibraltar zu durchfahren, bis zur Bretagne, dann bis England zu gelangen, die Insel auf allen Seiten zu umfahren, ja, bis zur deutschen Nordsee vorzudringen. Die Gründe, die ihn leiteten, waren wesentlich wissenschaftlicher Natur. Dennoch war der Gewinn, den die antike Wissenschaft aus seiner Expedition zog, sehr bescheiden. Man glaubte ihm nicht, wesentlich weil seine angeblichen Entdeckungen zu sehr der seit Parmenides überall verbreiteten und anerkannten Zonenlehre, wonach der Norden der Oekumene unbewohnbar sei, widersprachen. Sein Versuch, nach England vorzudringen, ward nicht wiederholt, die Insel allmählich wieder vergessen. Der jüngere Scipio vermochte selbst bei den Massiliern und deren Kolonisten in Kobilo nichts über sie zu erfahren. Um dieselbe Zeit versicherte Polybius, daß nur noch wenige Schiffe in der Straße von Gibraltar verkehren. Um 60 v. Chr. sahen die Bewohner von Brigantium in Galäcien zum ersten Mal eine Flotte: lauter Zeichen, daß der früher so blühende Verkehr in jenen Meeren erloschen war. Als Cäsar vor seiner Landung in Britannien sich über die Größe des Landes unterrichten wollte, gelang es ihm trotz aller Bemühungen nicht, etwas Sicheres zu erfahren. Er bildete sich ein, einen "alter orbis," im Sinne des Crates von Mallos betreten zu haben, und erkannte erst später seinen Irrthum, den er in seinem Bellum gallicum freilich weislich verschwieg. Cäsar erkundete, daß England wirklich eine Insel sei. Man glaubte dies auch Anfangs in Rom allgemein, aber allmählich tauchten wieder Zweifel auf, die erst Agrippas Umschiffung 79 n. Chr. zerstreute. Neue Bedenken, die sich unter den römischen Soldaten, die diese Umschiffung nicht kannten, im Laufe der Zeit erhoben, beseitigte endgiltig eine zweite Expedition, die Septimius Severus 208 n. Chr. veranstalten ließ.

— Viel Glück. — N. zu seinem Freunde G.: Der alte Gendarm Meier hat aber doch ganz besonderes Glück mit seinen sieben Mädchen. Die eine hat einen Photographen, die andere einen Lithographen, die dritte einen Xylographen, die vierte einen Kalligraphen, die fünfte einen Geographen, die sechste einen Stenographen und die siebente, eine große Schönheit, einen richtigen und wirklichen Grafen. Wie weit es doch so ein Gendarm bringen kann!

Der englisch-transvaalsche Krieg.

(Originalbericht „Wippchens".)

I.

Herrn Wippchen in Bernau!

Wir nehmen an, daß Ihnen bereits der Konflikt bekannt geworden ist, welcher zwischen den Engländern und den Boeren besteht und jeden Augenblick so weit getrieben werden kann, daß der Ausbruch eines Krieges unvermeidlich ist. Sollte Ihnen hiervon noch nichts bekannt sein — es ist dies kaum vorauszusetzen — so bitten wir Sie, sich mit diesem die Oeffentlichkeit lebhaft beschäftigenden Ereigniß bekannt zu machen und sofort die Berichterstattung zu eröffnen. Unsere Leser sind zwar, dank unserer Scheere, unterrichtet, sie wollen aber mit direkten Berichten versorgt sein, da sie sich nur für solche interssiren und die Ihrigen besonders bevorzugen. Wir erwarten also Ihren ersten Bericht mit wendender Post. Nur bitten wir Sie noch recht sehr, uns nicht nach alter Gewohnheit sofort eine Schlacht zu senden, um nicht genöthigt zu sein, das Manuskript zurückzulegen. Sie müssen nämlich wissen, daß sich augenblicklich noch keine englische Armee im Transvaal befindet und von einer Schlacht in Abwesenheit jeglicher Armee nicht die Rede sein kann. Wir hoffen, daß Sie uns diesen Hinweis nicht übel nehmen werden.

Ergebenst
Die Redaktion.

* * *

Bernau, 2. Okt. 1899.

Nein, es fällt mir weder in Ihrem, noch in meinem Traum ein Ihnen den Hinweis übel zu nehmen, daß von einer Schlacht nicht die Rede sein könne, wenn keine Soldaten da sind. Gerade das Nächstliegende übersieht man im Eifer oft, der ja gewöhnlich blind ist, wie der Gehorsam, die Scheibe, die Schleiche, der Darm, die Liebe und der neugeborene Hund. Allerdings hätten Sie nicht vergessen sollen, daß Sie einem Kriegsberichterstatter schreiben, von dem ich vor Allem verlange, daß er seinem Blatt keine Schlacht ohne Soldaten liefert. Will ich ein Schlachtfeld mit englischen Soldaten bedecken, so müssen solche in der Nähe sein, ich kann sie mir als solche nicht aus der Luft saugen, und sie würden mich auslachen, wenn ich sie trotzdem zu Hunderten niedermähte. Das habe ich niemals gethan, obschon ich es, beiläufig bemerkt, für viel humaner halte, ersonnene Soldaten fallen zu lassen, als wirklich vorhandene, solche von Fleisch und Blut. Ob Sie das einsehen?

Schlimm ist, daß Sie glauben, ich hätte noch nicht gehört, daß die Engländer die Absicht haben, dem Freistaat in Südafrika die Pistole auf die Brust zu setzen und zu sagen: "Les Boerson la vie!" Natürlich weiß ich davon. Und ich wünsche, wie ich gleich dazu bemerken will, daß sie sich mit der Grube, welche sie den Transvaalischen graben, einen tüchtigen Schlag in's Gesicht versetzen werden, und daß ihnen der Bauernfang nicht gelingen wird. Denn ich stehe auf der Seite der Boerenrepublik, und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich, wo es mir irgend möglich ist, das Kriegsschwein den Engländern nicht lächeln zu lassen gedenke. Wie schon oft, handelt England mala perfide. Wo ich kann, werde ich daher dem englischen Heere die Erfolge erschweren, Schlappen beibringen und auch schmerzlich Lücken reißen, die sie wegen der großen Entfernung vom Mutterland (dem Lande einer netten Mutter!) nicht leicht wieder werden ausfüllen können, wogegen ich mit meinen schwachen Kräften den Boeren werde Gelegenheit geben, sich auf den Lorbeern des Sieges — verzeihen Sie das harte Wort! — weich zu betten. Und ich denke mir, daß mir die ganze gebildete Welt mit vollen Händen Beifall klatschen wird, so sehr ich das Klatschen lieber den geborenen Klaqueusen, den alten Weibern, überlasse.

Einliegend die Erklärung des casus belli, welcher ich bald die ersten Flintenschüsse folgen lassen werde. Ich muß leider hinzufügen: Wenn ich das Ohr auf den Fußboden presse, so höre ich sie förmlich schon. Vielleicht aber sind es die sich nähernden Schritte der Geldbriefträger. Das wäre doch im Interesse der Humanität auf's Innigste zu wünschen, ganz abgesehen davon, daß der Oktober mit der Miethe, die ich noch nicht bezahlt habe, seinen Einzug gehalten hat. Thun Sie also dem Wirth einen Gefallen und senden Sie mir einen Vorschuß von 50 Mark und möge Ihnen die Geringfügigkeit dieser Forderung keinen Schrecken einjagen!

Johannesburg, 1. Okt. 1899.

W. Nach schmerzlicher Seekrankheit, die mich wochenlang an das Bett des Meeres fesselte, bin ich hier eingetroffen und im „Goldenen Afrikander" abgestiegen. Der Porier dieses mit dem ganzen Mangel an Komfort der Neuzeit ausgestatteten Hotels empfing mich mit der Gereiztheit, die ganz natürlich ist. „Sie sind hoffentlich Boer", sagte er zu mir, während er mich mit den hundert Augen des ihm innewohnenden Argus vom Koffer bis zu den Füßen musterte. Ich antwortete ihm, daß ich zwar „Uitländer", aber gekommen sei, um wie ein alter Holländer der Boeren Interessen zu vertreten. Der Portier hielt sich mürrisch die Nase zu, woran ich sah, daß er den alten Holländer mißverstanden hatte, und wies mir ein Zimmer an, in das mich ein farbiger Nigger führte. Als ich diesen fragte, was für ein Landsmann er sei, warf er sich in die schwarze Brust und antwortete auf Kapländisch: „Ich bin ein Kaffer!" Ein stolzer Mensch! Welchem Deutschen würde es einfallen, eine solche Antwort zu geben!

Als er mich fragte, ob ich mich nicht restauriren wolle, bestellte ich ein Kilo Insektenpulver und ging dann aus. Ich fand die Stadt nervös aufgeregt. Wen könnte dies wundern? Man darf nicht vergessen, daß dieses Transvaal England gegenüber ein Quartaner ist, welcher, nur mit dem Tornister bewaffnet, auf dem Wege zur Schule von einem über lebensgroßen Riesen angefallen wird, der ihn mit einem Fäustchen, in das sich halb London lachen könnte, anpackt und ihm das Butterbrot mitsammt der Blechbüchse abfordert, und wie der Kleine ihm nicht Alles hingibt, erklärt der Riese, das könne nur mit Raub abgewaschen werden. Das also ist Englands Antwort auf die Frage des Zaren: „Kinder, wie wäre es denn mit dem ewigen Frieden?" Es ist doch schändlich, daß England als Antwort einfach vom Leder zieht, aus dem die Fehdehandschuhe angefertigt werden.

Selbstverständlich liegt Transvaal nicht auf der Boerenhaut. Alles eilt zu den Waffen, an denen allerdings kein Ueberfluß ist. Das Kontingent von Pretoria ist gestern an die Grenze marschirt, und 50 englische Meilen von Pietersburg ist eine bedeutende Streitmacht zusammengezogen, deren Vorposten, mit Respekt zu sagen, am Limpopo ausgestellt sind. Im „Kafé der guten Hoffnung" hörte ich gestern Abend ein Lied singen, aus dem ich mir Folgendes gemerkt habe:

Weil die Briten frech geworden,
Ziehen sie hierher vom Norden,
Vorne kann man reiten seh'n
Den Minister Chamberlain
Und den Cecil Rhodes.

Doch wir sind ein Bischen eigen,
Wollen den Johnbullen zeigen,
Wie man tüchtig schießt und sticht,
„Boeren sind kein Spielzeug nicht",
Sagte schon Chamisso.

Nach 'nem Siege oder zweien
Woll'n wir dann Viktoria schreien,
Daß annehmen soll die Queen,
Daß nach ihr wir also schrien.
Wie sie sich dann ärgert!

Ueberall herrscht große Siegeshoffnung, nirgends auch nur Ein Meter Gänsehaut. Auch das deutsche Korps von Johanesburg ist an die Grenze gerückt und fragt dort unter dem Kommando des Grafen Zeppelin:

„Was kraucht da in dem Busch herum?
Es ist John Bull mit dem Dum-Dum.
Was hat er rum zu dummeln dort?
Drauf, deutsche Boeren, jagt ihn fort!"

Ich habe noch mitzutheilen, daß alle Goldgruben geschlossen sind, auf den Diamantenfeldern und in den Edelsteinbrüchen nicht gearbeitet und an den Perlenufern nicht gefischt wird. Denn wer Zähne hat, bewaffnet sich bis an dieselben, um die Räuber gebührend zu empfangen, die nicht Männer wie Karl, sondern wie Franz Moor sind.

Sobald der erste Schuß fällt, erhalten Sie meinen zweiten Bericht. Schon hebt der rothe Hahn, den England der armen Boeren-Republik auf's Dach setzen will, seine Flügel. Läßt er sie nicht noch in der letzten Stunde fallen, so erhält das Schwert das Wort. Möge es nicht ausschließlich englisch reden!

Wie man auf sibirischen Bahnen reist.

Von einem Petersburger Korrespondenten wird geschrieben: Nicht allzu weit von Irkutsk will ein Herr ein Billet lösen. „Alles besetzt!" ruft man ihm entgegen. Auf seine Bitte, doch einmal nachzusehen, ob sich nicht am Ende ein Plätzchen für ihn fände, schob man ihn in einen Waggon dritter Klasse. Bereits 16 Personen hatten daselbst Platz eingenommen, er konnte nur noch auf der Diele kampiren. Plötzlich erscheint der Oberkondukteur, um die Billets zu kontrolliren und von jenen Personen, die keine besaßen, den Betrag einzuziehen. Von 16 Personen besaßen überhaupt nur zwei Billits Einige Stationen von Irkutsk kommen neue Passagiere hinzu. „Alles besetzt!" tönt's abermals. Ein Beamter, augenscheinlich der Kondukteur, ruft entrüstet: „Hier muß aber noch Platz sein!" —„Nein!" gibt der Oberkondukteur zurück. — „Da will ich aber doch einmal kontrolliren." Sobald der Zug sich in Bewedung gesetzt hat, verlangt der Kontrolleur die Billets. Der Oberkondukteur erklärt ihm darauf, daß die Billets bereits bis Irkutsk abgenommen seien. „Wie können Sie sich das —„Das thun wir hier immer so", antwortet gelassen der biedere Beamte, der allein in einem Waggon 14 blinde Passagiere mitgenommen hatte. Eine besondere Strafe dürfte der Oberkondukteur nicht erhalten haben, da er noch bis heute seines Amtes waltet. Eben auf derselben Strecke gab es zu einer späteren Zeit unter 19 Passagieren auch nur drei, die sich in den Besitz eines regelrechten Tickets gesetzt hatten, die andern 16 zahlten theils eine bereits schon vom Personal eingeführte Taxe oder zahlten nach Belieben. Wenn das auf allen Distrikten der sibirischen Bahn so beschaffen ist, dann kann ja mit der Fertigstellung der großen sibirischen Bahn die russische Regierung ein nettes Geschäft machen.

— Von der Sekundärbahn.— Fremder: Erlauben Sie mal, bitte, warum geht heute Mittag kein Zug von hier ab? — Einheimischer: Ja wissens, heut Mittag tritt hier a Schnellläufer auf, und da hab'ns Angst, er läuft mit der Bahn um die Wett'. Un da wollen sie sich halt net blamieren.

— Naheliegend. — Herr (zu einem Betrunkenen, der sich am Laternenpfahl festhält): Geh'n Sie doch zu Haus, lieber Mann. — Betrunkener: Ich kann ja nicht fort von hier. — Herr: Aber, warum denn nicht? — Betrunkener: Ich hab' zu schwer geladen.

Für die Küche.

— Schildkrötensuppe von Bohnen. Man weicht über Nacht 1 Quart Bohnen ein, am nächsten Tage kocht man sie in etwa 1 Gallone Wasser, nimmt sie heraus, wenn sie gar sind, und rührt sie durch den Durchschlag. Dann schüttet man den Bohnenbrei wieder in den Topf, bindet etwas Thymian, Bohnenkraut und Petersilie in ein loses Läppchen, und läßt dies in der Mischung kochen, gibt auch noch 1 Eßlöffel voll kalte Butter, Salz und Pfeffer dazu. Man hält die hart gekochten Dotter von 4 Eiern, die in Viertel getheilt werden, und einige Klöße von rohem gehacktem Fleisch in Bereitschaft, welche gerade vor dem Auftragen in die Suppe kommen, nebst einer in feine Scheiben geschnittenen Zitrone und einem Glase Wein.

— Gespickter Hecht. Man nimmt hierzu einen Hecht, so groß man ihn bekommen kann, etwa 10—15 Pfd. schwer, zieht die Haut ab, salzt und spickt ihn recht fein und dicht und backt ihn in einer flachen Bratpfanne in reichlicher Butter unter fleißigem Begießen 1½ Stunde. Dann streut man geriebene und durchgesiebte Semmel über den Fisch, gibt nach und nach 2—3 Obertassen saure Sahne darüber hin und begießt ihn vor dem Anrichten mit bräunlich gemachter Butter. Die Sauce wird wie Bratensauce mit etwas kaltem Wasser gut und sämig gerührt und zum Hecht angerichtet.

— Ragout von Hammelfleisch. Das in kleine viereckige Stücke geschnittene und gewaschene Fleisch wird in kochendes Wasser und Salz gelegt, abgeschäumt, mit Lorbeerblättern, Pfefferkörnern, Nelken, Zwiebeln, und wenn man den Geschmack angenehmer findet, auch mit etwas Dill (Gurkenkraut) gewürzt. Zu einer großen Portion ist ein Büschelchen hinreichend. Hiermit wird das Fleisch reichlich halb weich gekocht, dann das Fett von der Brühe entfernt, diese durch ein Sieb gegossen und mit in Butter geschwitztem Mehl aufgekocht, das Fleisch nebst einigen Zitronenscheiben ohne Kerne, Perlzwiebeln, eingemachten oder frischen Gurken (zu letzteren etwas Essig) hineingethan und weiter gekocht. Das Fleisch muß sich leicht durchstechen lassen, darf aber nicht im geringsten zerkochen, und die Sauce weder zu dünn noch zu dicklich sein.

— Sauerbraten wie Wild zubereitet. Man nehme das Stück wie zu einem gewöhnlichen Sauerbraten, etwa 6 Pfund schwer, lege es bis zu 6 Tage in Vieressig, setze es mit ½ Pfund gewürfeltem, vorher ganz heiß gemachtem Speck, dem nöthigen Salz und nach Belieben mit einigen frischen Wachholderbeeren auf's Feuer. Nachdem der Braten von allen Seiten unter öfterem Begießen gelb und zur Hälfte gar geworden, lasse man einen gestrichenen Suppenteller geschnittener Zwiebeln in dem Fett gelb werden, gieße alsdann nach und nach einen Suppenteller dicke saure Sahne hinzu und lasse das Fleisch im Ganzen etwa 2½ Stunden auf nicht zu schwachem Feuer schmoren, indem es häufig begossen und ohne hineinzustechen, einmal umgelegt werden muß, wobei der Braten mit den Speckwürfeln bedeckt wird. Ist die Sauce zu viel verbraten, so rühre man beim Anrichten nach dem Abnehmen des Fettes das sich am Topf Angesetzte mit 2 Obertassen Milch oder Wasser gehörig zusammen, lasse es gut durchkochen und richte den Braten an. — Wenn bei dieser Zubereitung für gutes Fleisch gesorgt ist, so wird man den Braten vorzüglich finden.

— Aepfelpfannkuchen. 12 große säuerliche Aepfel, ¼ Pfund Butter, 12 kleine Zwiebäcke, Milch zum Einweichen derselben, 6 Eier, ¼ Pfund Korinthen, 2 Eßlöffel Zucker, Zitronenschale oder Zimmet. Die Aepfel werden geschält, in 8 Theile geschnitten und auf gelindem Feuer in der Butter mürbe geschmort. Dann gießt man zu den gestoßenen Zwiebäcken so viel gute Milch, daß sie darin weichen können, schlägt 4 Eiweiß zu Schaum, rührt das Bemerkte zur Zwiebackmasse, fügt zuletzt die Aepfel und darnach den Schaum hinzu. Auch kann man mit den Aepfeln 2 Eßlöffel Rum durchrühren. Der Kuchen wird auf langsamem Feuer gebacken.

— Specklöße zu Obst. Auf 4 Personen 4 Obertassen Mehl, 4 Obertassen Wasser, 4 Eier und 2½ Unzen Speck. Letzterer wird langsam gelblich ausgebraten, das Mehl mit dem Wasser angerührt nebst 2 Theelöffel Salz hinzugefügt, dann die Masse gerührt, bis sie sich vom Topfe löst. Etwas abgekühlt, werden nach und nach die Eier und noch 1 Obertasse Mehl durchgerührt, Klöße davon abgestochen und in reichlichem Wasser und Salz 10 Minuten gekocht.

— Eier-Bier. Man rechne auf jede Person ½ Pint Bier, 1 frisches Ei, 1 Unze Zucker, auch nach Belieben etwas Zitronenschale oder Zimmet. Das Ei wird zerklopft, mit Bier und Zucker auf ein rasches Feuer gesetzt und mit einem Schaumbesen fortwährend bis zum Kochen stark geschlagen (kochen darf es nicht, weil es sonst gerinnt), das Getränk vom Feuer genommen, noch ein wenig geschlagen und in Gläser gefüllt.

— Buttermilchsuppe mit Mehl. Zu jedem Quart Buttermilch ist 1 Unze feines Weizenmehl ein gutes Verhältniß. Um das Gerinnen zu verhüten, rühre man letzteres mit der Buttermilch glatt an, stelle sie auf ein rasches Feuer, lasse sie unter fortwährend starkem Rühren durchkochen und gebe etwas Salz hinzu; auch kann man die Suppe mit Anissamen kochen, oder auch dieselbe nach holländischem Brauch mit etwas Syrup versüßen.

Wünscht man die Suppe feiner zu kochen, so lasse man den Anissamen weg, rühre die nach bemerkter Weise gekochte Suppe mit Zucker, feinem Zimmet und einem frischen Eidotter ab und lege einige in Butter geröstete Weißbrodschnitten in die Terrinne oder gebe frischen Zwieback dazu.

Nellys Professor.

Eine Liebesgeschichte ohne Liebe. Von Klaus Rittland.

Fühl mal, wie's klopft. Zahnarzt ist nichts dagegen! Und Cornelie Scholz, genannt Nelly, führte die Hand ihrer Freundin Grete an die Stelle ihrer zarten, noch etwas kindlich flachen Brust, wo jener wichtige Muskel sitzt, dem man die Hauptthätigkeit bei Gefühls-Affairen zuschreibt.

Kolossal hämmerts, gab Grete zu. Na, eine Kleinigkeit ist ja so etwas auch nicht. Ich habe ja heute Morgen selber nur ein halbes Milchbrödchen essen können vor Aufregung, als du mit der Neuigkeit hereinplatztest. Ob er wohl ein Bouquet mitbringt? In Lustspielen kommen die Brautwerber immer mit Bouquets; aber meine Schwester Magda hat keins gekriegt, damals als ihr Leutnant den Antrag machte. Also um halb zwölf will er kommen?

O Gott, o Gott, da klingelts! Nelly wurde blaß vor freudigem Schreck. Aber Grete steckte den Kopf zur Thür hinaus und beruhigte sie: Nur die Gemüsefrau! Ach Nelly, es ist doch riesig interessant! Du liebst ihn wohl rasend, nicht wahr?

Ja rasend, das ist doch selbstverständlich.

Der Gegenstand des Gesprächs kam in diesem Moment sehr, sehr langsam die Straße herauf. Ein schlanker Mann mit blondem Vollbart und feinen, durchgeistigten Zügen, die aber augenblicklich das Gepräge äußersten Unbehagens trugen. Es war doch eine scheußlich peinliche Lage! Aber freilich, das gehörte nun einmal dazu. Es kam ihm alles noch so traumhaft vor, so unglaublich. Wie war es nur so plötzlich geschehen? Gestern Abend auf dem Tanzfest beim Kurator, in einer Walzerpause war es gekommen, der Frühling duftete so schmeichelnd süß durch die offenen Balkonthüren herein, das blonde rosige Geschöpfchen hatte sich beim Tanzen so zärtlich in seinen Arm geschmiegt, und beim Souper hatte er ziemlich viel Sekt getrunken. Sonst hätte er doch nicht die Kourage gefunden, denn ein gewagter Schritt war es entschieden — so ein Kind von siebzehn Jahren! Aber nun hatte er einmal die verhängnißvolle Frage gethan, sie hatte Ja genickt, und es war gut so. Sehr gut. Es paßte ja alles vortrefflich: Stellung, Familie, pekuniäre Verhältnisse. Nellys Vater und er waren beide Professoren, beide sogar dem Jus zugeschworen, Geheimrath Scholz Zivilrechtslehrer, Peter Jakobsen Romanist; alle gemeinsamen Freunde schienen die Sache sehr natürlich zu finden; überall begegnete man sich. Und Peters Mutter! Ja, die war gradezu verliebt in das Mädel. Du bist ein viel zu fertiger Mensch, hatte sie ihm erst neulich versichert, du darfst ja nicht irgend so eine verwöhnte Balldame im üblichen Heirathsalter nehmen, entweder ein reifes Weib oder ein ganz unbeschriebenes Blättchen, so ein Wesen, das noch in den Händen des Mannes wie feuchter Thon zu verarbeiten ist, Nelly Scholz zum Beispiel.

Nun gut. Das reife Weib lockte ihn nicht. Also das unbeschriebene Blättchen. Aber wunderlich kam er sich doch in der Brautwerberrolle vor, ganz kurios. Als ob er einen nicht für ihn gearbeiteten Rock trüge.

Cornelia, rief eine Viertelstunde später Nellys Mama in das lauschige Mädchenstübchen hinein, komm in den Salon!

Sofort, Mama! O Gott, Grete kneif den Daumen für mich. Mir ist gräßlich zu Muthe.

Nelly bauschte sich vor dem Spiegel die blonden Haarwellen auf, streckte dann die Arme ein paar Sekunden lang zappelnd in die Luft — das sollte ein sicheres Mittel sein, hübsche weiße Hände zu bekommen — und eilte in den Salon.

Da richtig: alle drei beisammen.

Mein liebes Kind, sagte feierlich der Papa, weshalb Professor Jakobsen hier ist, weißt du; deine Gefühle kennen wir auch, also — hm — hm —. Er konnte nicht die geeignete Wendung finden.

Aber schon hatte die Geheimräthin die Hände der beiden ineinandergelegt: Machen Sie meine Tochter glücklich.

Der Professor zog Nelly zart und leise an sich. Meine liebe, liebe Cornelia. Und nun — der erste Kuß. So!

Nelly war ein bißchen enttäuscht. Der Kuß war ihr zu glatt und weich gewesen. Bei Papa kratzte der Schnurrbart viel mehr. Wahrscheinlich hatte Peter Jakobsen die Lippen gespitzt. Die nächsten zehn Minuten waren nicht ganz leicht auszufüllen.

Nein, Kind, Kind, sagte die Mama einmal übers andere den Kopf schüttelnd, wer hätte das gedacht?

Und dann nickte der Papa: Ja, ja, unser Mädel. Unser altes liebes Mädel.

Aber nun muß Grete geholt werden!

Grete stand schon längst hinter der Thür. Nun durfte sie endlich ihre Glückwünsche stammeln und dabei wurde sie von einer so heftigen Rührung überfallen, daß sie laut aufschluchzte und erst durch Nellys herzhafte Mahnung: Aber sei doch kein Schaf, Grete! wieder zu einer kühlern Auffassung der Sachlage umgestimmt werden konnte. Vor Tisch ging das Brautpaar noch aus, die Verlobungsringe zu bestellen. Und nun fühlte Nelly sich zum ersten Male so recht glücklich. Dieses Staunen, wo man sich auch zeigte, diese verblüfften Gesichter, das war doch zu famos.

Nun mußt du mir aber auch sagen, wie alles gekommen ist, bat sie den Verlobten, kam die Liebe bei dir ganz plötzlich, so ein coup de foudre, — weißt du — oder erst nach und nach?

Er zögerte etwas befangen. Ja, Herzchen, hm, ich glaube doch erst nach und nach. Bei jedem Mal Sehen stahlst du dich mehr in mein Herz hinein.

So muß es wohl auch sein bei der echten Liebe, meinte Nelly. Eigentlich hätte sie den coup de foudre poetischer gefunden. Ich hab' dich gleich zuerst furchtbar gern gehabt, gestand sie. Als du auf dem Rektoratsball den Kotillon mit mir tanztest und alle Freundinnen sich ärgerten, weil du der einzige unverheirathete „ordentliche" warst und früher nie getanzt hattest.

Er lächelte vor sich hin. Ach, wenn sie wüßte, weshalb er an jenem Abend so leidenschaftlich im Saal herumgesprungen war. Influenza, Rath eines guten Freundes: starke körperliche Bewegung sei das beste Mittel. Nein, aufkeimende Liebe für Nelly wars nicht gewesen, was damals seine Sohlen beflügelt hatte.

Manchmal aber kamst du mir auch viel zu alt und ernsthaft für ein so dummes Mädel, wie ich bin, vor, fuhr sie fort. Wie alt bist du eigentlich?

Fünfunddreißig Jahre.

Fünf — und — dreißig? O je! — Ach, das heißt, fügte sie gleich darauf tröstend hinzu, so sehr alt ist fünfunddreißig noch gar nicht. Es gibt noch viel ältere.

Er lachte: Eine unbestreitbare Thatsache.

Bräutigämer mein' ich natürlich!

Beim Mittagessen wurde das Wohl der Verlobten in Sekt getrunken. Und nachher? Ja, auf die Zeit nach Tische hatte sich Nelly eigentlich ganz besonders gefreut. Sie entsann sich noch so lebhaft, wie Gretes Schwester Magda und ihr Leutnant damals dieses Nachmittagsstündchen geliebt hatten, wenn die Eltern schliefen! Da hatten sie immer so gemüthlich allein in dem Erkerzimmerchen gesessen, sich geküßt und Liebesthorheiten zugeflüstert — das heißt, wenn die unartigen Backfische Grete und Nelly diese angenehme Beschäftigung nicht grausam unterbrachen. Ob für Nelly und den Professor nun auch so ein stilles Kosestündchen kam?

Aber nein, er war so vertieft in einen gelehrten Streit mit Papa über irgend einen kniffliche Paragraphen des neuen Bürgerlichen Gesetzbuchs, daß er nichts anderes hörte noch sah. Mißmuthig kochte Nelly den Kaffee und präsentirte ihn dann den beiden Herren mit tiefgekränkter Miene. Der Bräutigam sah nach der Uhr. Schon halb fünf? Nun, eine Tasse kann ich noch trinken. Dann muß ich in Kolleg.

Heute — Kolleg? Nelly musterte ihn mit einem empörten Blick.

Ja, allerdings, liebes Herzchen. Er erschrack. Ach so, das gehörte sich wohl nicht? An seinem Verlobungstag darf man wohl nicht lesen? Und er bedauerte, daß er die Werbung nicht bis morgen verschoben hatte, wo für den Nachmittag kein Kolleg angesetzt war. Nun, er wollte sein Bräutchen schon wieder versöhnen.

Während der nächsten Tage verbrachte er jede freie Stunde in dem Scholz'schen Hause. Seine Braut war wirklich ein süßes Geschöpfchen. Dieses reizende, rosige Kindergesicht, dieser aschblonde, dicke Zopf und dieses helle Lachen, o dieses sonnige, frühlingsfrische Lachen hate es ihm angethan! Er war ein schwerblütiger, ernster Mensch, aber dieses helle Kinderlachen würde in Zukunft alle Sorgen, Zweifel und Kümmernisse aus seinem Leben verscheuchen.

Ein seliges junges Paar, meinte die Geheimräthin oft, ihren Gatten auf die Beiden aufmerksam machend, so recht still-glücklich, nicht wahr?

Ja, still-glücklich. Das heißt, eigentlich schwiegen sie sich manchmal ganze Viertelstunden lang nur deshalb so freundlich an, weil sie sich nichts zu sagen wußten. Peter Jakobsen war so wenig an den Verkehr mit jungen weiblichen Wesen gewöhnt. Seit Jahren hatte er einzig und allein seiner Wissenschaft gelebt. Und nun kam er sich vor, wie ein Elephant, der zwischen zarten Blumenbeeten wandeln soll. All' seine Gedanken und Interessen waren zu wuchtig und ernsthaft für das kleine Mädchen, zu schweres Geschütz. Er fand nicht die richtige Tonlage mit ihr.

Es scheint, ich bin ihm gar nicht amüsant, dachte Nelly, und sie galt doch bei ihren Freundinnen gerade für ganz besonders amüsant. Sie dachte sich doch auch immer zur Aufmunterung so nette kleine Späße für ihn aus. Einmal war sie nirgends zu finden, als er kam, und kroch dann plötzlich laut lachend unter dem Sofa hervor. Ein ander Mal brachte sie ihm einen selbstgebackenen Windbeutel, und als er hineinbiß, flog ihm eine häßliche grau Wolke ins Gesicht. Nelly hatte den Windbeutel mit Asche gefüllt. Natürlich lachte er über den kleinen Schelm, aber so rechten Geschmack schien er an diesen munteren Einfällen nicht zu finden.

Nach einiger Zeit meinte die Mama, die Tagesordnung würde für beide Theile doch zu sehr gestört; es sei wohl besser, wenn der Bräutigam von jetzt an nur drei Mal in der Woche auf länger käme, ein Vorschlag, der mit merkwürdiger Bereitwilligkeit angenommen wurde. Gott sei Dank! Nelly hatte schon gefürchtet, sie müßte am Ende morgen Nachmittag aus dem Kränzchen wegbleiben!

Und auch der Professor athmete auf. Mit innigem Wohlbehagen setzte er sich an diesem ersten „freien" Abend vor den Schreibtisch und holte sein geliebtes Manuscript hervor, eine scharfsinnige Abhandlung über die Agrar-Gesetze im alten Rom zur Zeit der Gracchen." O diese Wohlthat, einmal wieder fünf Stunden hintereinander arbeiten zu können! Ueberhaupt sein Junggesellenheim war doch unsagbar gemüthlich. Diese Ordnung und Ruhe! Und dieses Ideal einer Haushälterin, die niemals Papiere verlegte, die nie fragte, Alles, was einem Noth that, von selber wußte.

Im Kränzchen wurde die junge Braut mit rauschendem Jubel empfangen. Und nun vor Allem beichten! Hörst Du, Nelly? Denk an Deinen Eid! Die Kränzchenfreundinnen hatten geschworen, wenn eine sich verlobte, mußte sie Alles ganz genau berichten, jeden Seufzer, jedes heimliche Wort. Und Nelly erzählte. Aber ganz zufrieden war das Kränzchen nicht. Kein Fußfall? Kein Gedicht? Dazu ist er wohl schon zu vernünftig. Eigentlich doch furchtbar ehrenvoll, Nelly, mit siebzehn Jahren schon ordentliche Professorin zu werden. Wenn man denkt, wie geschwollen Annemarie ist, seit sie ihren „Außerordentlichen" geheirathet hat! Und Deiner ist viel, viel hübscher! Nur die Brille gewöhn' ihm ab!

Was nimmst Du für ein Brautkleid? Weiße Gaze? Himmlisch. Das kannst Du nachher noch für Bälle brauchen. Ach was, Nelly geht doch jetzt nicht mehr auf Bälle. Ordentliche Professoren-Ehepaare werden nur noch zu Diners eingeladen. Denk mal, Nelly, dann kriegst Du den alten Geheimrath Vollbrodt als Tischnachbar. Hahaha! Gottvoll, die würdige Nelly! So schwirrte es durcheinander.

Was hat denn nur Dein Vetter Max gesagt, Grete? fragte eine gewisse neugierige Irene. Ist er nicht todtunglücklich?

Nelly beugte sich tief erröthend über die Kaffeetasse. Ja Max, der nette Max mit den feurigen braunen Augen!

Wenn er sich nur nicht erschießt! seufzte die romantisch veranlagte Irene.

Aber Grete versicherte: Bis jetzt hat er's noch nicht gethan. Heute kam er vom Frühschoppen in mehr als animirter Stimmung.

Das kann auch lachende Verzweiflung sein, beharrte die Romantische.

Ach, Quatsch! fuhr Nelly brutal dazwischen — die bräutliche Nelly — —

Als der Professor am nächsten Mittag kam, fand er seine Verlobte sehr nachdenklich. Die würdigen Diners und der alte Geheimrath Vollbrodt mit seinen wackeligen Zähnen lagen schwer auf ihrer wackeligen Seele!

Hast du dich gestern gut unterhalten? erkundigte sich der Professor?

O riesig. Erst wurde ich natürlich tüchtig ausgepumpt. Dann lasen wir uns vor, unsern entzückenden Roman von der Heimburg. Kennst du was von der Heimberg? Nein? Und dann spielten wir Wahrsagen. Grete legt Karten wie ein Zigeunerweib.

Nun, du bedarfst ja dieser Künste nicht mehr, meinte er lächelnd: deine Zukunft liegt ja klar und freundlich wie ein Bergquell vor dir!

Sie seufzte. Ja freilich — aber — im Grunde fand sie den Gedanken schrecklich, daß die Zukunft nun gar kein Geheimniß mehr für sie bergen sollte.

Da kam ihr ein tröstlicher Einfall. Du fragte sie schmeichelnd, werden wir als junges Ehepaar auch mal bei uns tanzen lassen?

Er stutzte. Tanzen lassen? Ach nein, doch lieber nicht, Herzchen. Solche Hausbälle, wo alles drunter und drüber geht und das Opferlamm von Hausherrn womöglich in der Badewanne oder auf dem Boden nächtigen muß! Nein, Liebling. Ich freue mich schon auf unsere schönen stillen Abende, wo du mir Beethoven vorspielst, und wo wir dann etwas Schönes zusammen lesen.

Romane?

Auch. Und populär gehaltene historische Werke zum Beispiel.

Nelly schauderte. Historische Werke? Das schmeckt ja gräßlich nach der Schulbank!

Vierzehn Tage waren sie nun schon verlobt. Da machten sie in größerer Gesellschaft einen Ausflug nach der berühmten Burgruine Scharfenstein. Viel junges Volk war dabei, das ganze Kränzchen und auch der Studio Max mit den feurigen Augen."

Nelly hatte erwartet, daß es sehr aufregend und interessant werden würde. Grollende Eifersuchtsblicke zwischen den beiden Rivalen, schwermüthige Worte und Seufzer des unglücklichen Max. Aber nichts von alledem. Max war ganz fidel und schnitt auf Tod und Leben seiner Kousine Grete die Cour. Als man in dem Wirthshaus am Fuße des Burgfelsens Kaffe getrunken hatte, spielte die junge Welt auf einer Wiese „Bock, Bock, schiele nicht" und „Dritten-Abschlagen," alle, außer dem Brautpaar.

Nicht wahr, wir schenken uns das, fragte der Professor, oder hängt dein Herzchen daran?

Nelly schüttelte trübselig den Kopf: O nein, Peter. Warum er nur grade Peter hieß? Nelly hatte vorgeschlagen, daß sie ihn bei seinem zweiten Taufnamen Kuno rufen wollte, aber er hatte dankend abgelehnt. Nun saß er da, putzte seine Brillengläser, zwinkerte mit den kurzsichtigen Augen und hielt ihr einen geistvollen Vortrag über die Geschichte der Burg Scharfenstein. Sehr interessant gewiß. Aber wenn sie dort drüben nur nicht so lustig beim „Bock, Bock, Bock, schiele nicht" jauchzten! Und Nelly konnte doch am besten von allen rennen. Schade.

Nach kurzer Ruhepause stieg man zur Ruine empor; die Jugend stürmte natürlich voran. Sehr malerisch lag die alte Ritterburg auf ihrem stolzen Felspostament, tiefblau leuchtete der Abendhimmel durch die Risse und Fensterhöhlen, liebkosend umschlangen grüne Epheuarme das alte Gemäuer. Zur Linken ragte ein hoher Wartthurm empor, dessen oberer Theil schon sehr verfallen war, man konnte zwar noch auf die Zinne gelangen, aber nur durch eine halsbrechende, oben ganz freiliegende Wendeltreppe.

Sieh 'mal, Peter, wie reizend, rief Nelly ihrem Verlobten, dort auf ganz schwindelnder Thurmhöhe hat sich ein kühner Rosenstrauch festgeklammert. Plötzlich durchschoß ein hochpoetischer Gedanke den siebzehnjährigen Blondkopf. Du von den Rosen möchte ich eine haben! Willst du?

Er warf einen Blick auf die freiliegende Treppe. Nein, Liebling, das geht nicht, ich leide an Schwindel.

Darf ich Ihnen die Rose holen, gnädiges Fräulein? fragte Max, der allzeit Galante.

Aber nein, das wollte Nelly nicht.

Na du, rief Grete lachend, du Wagehals! Ich thät's nicht, nicht um hundert Mark! Dazu gehört höllische Courage! Und das abscheuliche Geschöpf streifte Nellys Professor mit einem spöttischen Blick.

Nelly war außer sich vor Aerger. Peter, bat sie, meinst du nicht, daß du es könntest?

Er runzelte die Stirn. Könntest? Gott ja, wenn man sich zusammennimmt. Aber wegen so einer Kinderei ...

Nein, nein, mir ist's riesig ernst damit. Bitte, bitte, thu's mir zuliebe, Peter!

Noch zögerte er. Aber sie ließ nicht nach. Nun gut! Und er verschwand hinter dem Gemäuer.

„Hast's also wirklich durchgesetzt!

Der eigensinnigen Nelly aber war gar nicht behaglich zumuthe. Jetzt tauchte er auf, da wo die Außenwand fehlte. Und nun, nun kam die gefährliche Treppe. Athemlos folgte Nellys Blick seinen Bewegungen; neugierig stand die übrige Gesellschaft um sie herum. Jetzt wurden seine Schritte langsamer. Vorsichtig setzte er Fuß vor Fuß. Und jetzt Nellie schrie auf, jetzt war es, als ob er schwankte. Aber nein, noch wenige Schritte, dann war er oben. Nelly sah, wie er etwa pflückte, dann einen Moment ganz still stand und an seiner linken Hand herumnestelte. Gleich darauf wandte er sich aber mit rascher Bewegung rückwärts und stieg die Treppe wieder hinab.

Jetzt trat er aus dem niedern Eingangspförtchen heraus. Daß die Blätter unterwegs abgefallen sind, thut wohl nichts zur Sache, sagte er, Nelly die Rose überreichend, die Backfischritterheldenthat ist ja nun vollbracht, nicht wahr?

Sie fühlte beschämt seinen spöttischen Blick. Die Andern zerstreuten sich jetzt in den weithin gestreckten Ruinen. Auch die Eltern waren inzwischen heraufgekommen und kletterten mit unter den Trümmern herum. Nur das Brautpaar blieb abseits. Sie setzten sich auf die niedere Umfassungsmauer und sahen in die stille Abendlandschaft hinaus.

Du bist recht blaß, meinte Vater.

Ich hab mich doch so gräßlich geängstigt. Wenn Du gestürzt wärest, o Gott, meine Gewissensbisse!

Nichts weiter? Nun, in dem einen Moment fehlte allerdings nicht viel, Schwindel ist eben Nerven sache, da hilft selbst fester Wille nicht viel. Weißt Du übrigens, Nelly, auf was für einen Gedanken ich dort oben kam?

Nun?

Meinen Verlobungsring hübsch einzuwickeln in ein Papier, den Stiel der Rose durchzustecken und Dir das also beschwerte Blümlein graziös von oben herab vor die Füße zu werfen. Aber dann kam es mir doch zu theatralisch vor: den Dank, Dame, begehr' ich nicht.

Nelly wurde noch um eine Schattirung bleicher; zugleich aber blitzte es freudig in ihrem Gesichtchen auf. Ach, das wolltest Du, Wirklich?

Er stutzte. Ja, das scheint Dir ... ich hätte Dir am Ende damit einen Gefallen gethan, Nelly?

Sie antwortete nicht gleich; stürmisch hob und senkte sich ihre zarte Brust. Ach Peter, stammelte sie dann, in Thränen ausbrechend, ich möchte Dich ja nicht kränken, aber siehst Du, ich habe schon manchmal gedacht, aber Du darfst mir nicht böse sein, Peter ...

Er war nicht böse, ach nein, ganz und gar nicht! So froh und erleichtert athmete er auf, als ob seine Lungen sich plötzlich mit Alpenluft gefüllt hätten. Und als man den steilen Felspfad wieder hinunter wanderte, da schien die milde Abendsonne auf ein friedlich nebeneinander herschreitendes — entlobtes Brautpaar.

Nie vorher hatten die Beiden so ungetrübtes, inniges Wohlwollen für einander empfunden, wie zu dieser Stunde!

— Ein kleiner Storchfeind. — In der Nähe eines Rittergutes sieht man auf einer Pappel ein Storchnest. Der Besitzer desselben sieht eines Tages seinen neunjährigen Jungen mit der Armbrust in der Nähe des Baumes stehen und fragt: „Was machst du hier?" — Junge: Ich will die infamen Kerle, die Störche, todtschießen, weil sie uns alle Jahre kleine Kinder bringen und dabei allemal die arme Mutter ins Bein beißen.

— Motivierte Frage. — Fremder (in der Bahnhof-Restauration, ungeduldig zum Kellner, bei welchem er schon vor längerer Zeit eine Flasche Wein bestellte und dieselbe noch immer nicht erhalten hat): Zum Kuckuck, was ist's mit meinem Weine, sitze ich hier in der Restauration, oder nur im Warte-Salon?

Europäische Rundschau.

Provinz Brandenburg.

Berlin. Der Pfarrer der böhmisch-lutherischen Bethlehems-Gemeinde hierselbst, Johannes Knak, ist nach längerem Leiden gestorben. — Der in Theaterkreisen wohlbekannte Theateragent Ernst Stieber, früher ein namhafter Heldentenor, eine Zeit lang auch Bühnenleiter, starb im Alter von 63 Jahren nach schwerem Leiden. — Bei Selchow wurde der 58jährige städtische Wächter Paul Jacobs todt aufgefunden. Wie die Sektion der Leiche ergeben hat, starb Jacobs an Entkräftung. — Wegen Belästigung Arbeitswilliger während des Maurerstreiks wurden dem Maurer Beiersdorff zwei Wochen Gefängniß auferlegt. — Ein weiblicher Winkelconsulent, die Wittwe Alma Scholle, geb. Nörnberg, wurde wegen Betrugs zu einem Jahre Zuchthaus verurtheilt. — Durch einen Schuß in die Brust hat sich der Arbeiter Rudolf Gäbler im Friedrichshain lebensgefährlich verwundet. Ueber das Motiv zur That konnte Gäbler keine Angaben mehr machen. — In der Lichterfelderstraße beim Viktoriapark rannte der 11jährige Fritz Tannigel beim Spiel mit solcher Wucht gegen einen Herrn an, daß der Knabe bewußtlos liegen blieb. Er wurde nach der Unfallstation in der Belleallianςestraße gebracht, wo er bald darauf an einem Gehirnschlag gestorben ist. — Mit der Frau seines Freundes durchgegangen ist der Gastwirth Karl Möhring aus der Bergmannstraße. Der 53 Jahre alte Mann lebte seit 15 Jahren in kinderloser Ehe; er betrieb mit seiner Frau seit 9 Jahren an der Ecke der Bergmann- und Heimstraße eine Gastwirthschaft. Seine Geliebte, die Frau eines Schlossers, zählt 43 Lenze. — Irrsinnig geworden ist infolge eines inneren Leidens der 29 Jahre alte Sergeant Bernhard Herre von der Eisenbahnbrigade. — Der nach Unterschlagung von 100 Mark seit December v. J. fahnenflüchtige Füsilier der 10. Compagnie der 4. Garderegiments zu Fuß Klütermann, der als Bureauschreiber verwendet worden war, ist in Hannover festgenommen worden. — In Concurs gerathen ist der Kaufmann Leopold Behrend, der frühere Besitzer der bekannten Coupongesellschaft „Hydra". Behrend hat dieses Unternehmen vor einigen Wochen verkauft und betrieb sein eigentliches Geschäft (Damenkleiderstoffe) mit insgesammt 15 Zweigstellen. Die Passiva sind sehr bedeutend.

Arnswalde. Zwei Arbeiter geriethen nach voraufgegangenen scherzhaften Neckereien dermaßen in Streit, daß der eine, Namens Freimark, den anderen, Fr. Korth, so lange mit dem Kopf auf das Steinpflaster schlug, bis der Tod eintrat. Der Mörder ist verhaftet. Korth war Wittwer; er hinterläßt vier kleine Kinder.

Provinz Ostpreußen.

Königsberg. Der Inspektor Ernst Böhnke aus Kesselbeck mißhandelte am 6. Juni d. J., nachdem er angetrunken vom Remontemarkt heimgekommen war, im Viehstall ohne Grund den 64 Jahre alten Fütterer Oelsner mit einem Stock und schoß ihm auch zwei Revolverkugeln in den Leib, so daß Oelsner sechs Wochen lang krank lag. Die Strafkammer verurtheilte den rohen Patron zu einem Jahr sechs Monaten Gefängniß, erkannte auch gegen ihn auf eine an Oelsner zu zahlende Buße von 1200 Mark.

Golap. Zu einem Jahre und einem Monat Gefängniß ist der 21jährige Sohn des Fleischermeisters Ployer aus Gr.-Rominten von der Strafkammer verurtheilt worden. Er hatte einen Schuhmacherlehrling, sowie dessen Bruder ohne jede Veranlassung arg zerschlagen und letzterem auch mittels eines Taschenmessers eine gefährliche Verletzung an der Hand beigebracht.

Insterburg. Das 21 Jahre alte Dienstmädchen Auguste Steinert, das während eines Gewitters bei dem Gutsbesitzer Domschat im nahen Seßlacken mit dem Aufschichten eines Strohhaufens beschäftigt war, wurde vom Blitz getödtet.

Provin Westpreußen.

Danzig. In Weichselmünde erschlug der 24 Jahre alte Seefahrer Sommerfelde den 43jährigen Fischer Sierke. Der Erschlagene war verheirathet und Vater von fünf Kindern. Der Todtschläger wurde dem hiesigen Gerichte eingeliefert.

Dirschau. An der 17jährigen Marie Röhl von hier, die in den Weichselkämpen mit dem Sammeln von Holz beschäftigt war, wurde ein Sittlichkeitsverbrechen verübt. Der Thäter entkam.

Hohenwalde. Erhängt hat sich der 18jährige Dienstjunge Franz Pauls. Derselbe war seit längerer Zeit schwermüthig.

Karthaus. Anna Kählert, 17 Jahre alt, fiel in Skand in eine etwa zwei Meter tiefe Torfgrube. Der fünfundsiebzigjährige Gottfried Kählert, der Großvater des Mädchens, hörte das Geschrei des Kindes und stürzte sich in die Torfgrube, um es zu retten. Da er jedoch keinen festen Grund bekam, so mußten beide ertrinken.

Provinz Pommern.

Stettin. Mehrere Kinder spielten auf dem Neubau an der Ecke der Mühlenberg- und Bellevuestraße. Der 12 Jahre alte Sohn Paul des Schneidermeisters Quiring erkletterte eine Leiter, fiel von ihr herab und erlitt eine Schädelverletzung, welcher der Knabe am Abend erlag.

Dramburg. Auf der Golzer Feldmark am Ufer des Farrinsees wurde die Leiche des seit einiger Zeit verschwundenen Schuhmachermeisters Theodor Schülke von hier gefunden, mit dem Oberkörper im Wasser liegend.

Eggesin. Die Kahnschiffer Karl Kundschaftschen Eheleute feierten das Fest der diamantenen Hochzeit im Kreise ihrer Kinder, Verwandten und Freunde.

Greifenhagen. Nachts wüthete hier Großfeuer. Es brannten nieder das Wohnhaus und mehrere Stallgebäude des Kahnbaumeisters Grünberg und Ställe auf den Grundstücken des Mostrichfabrikanten und Fouragehändlers Emil Radefeldt, des Maurermeisters Bärmann, des Bäckermeisters Rosenfeld, des Ackerbürgers Berndt und des Korbmachermeisters Melchow. Durch den Brand wurden auch die Maschinen des Herrn Radefeldt, sowie die in den Ställen aufbewahrten Getreide- und Futtervorräthe, Baumaterialien u. s. w. vernichtet.

Provinz Schleswig-Holstein.

Altona. Rektor Joh. Heinr. Duncker beging sein 50jähriges Dienstjubiläum. Er ist am 12. April 1825 in Dalldorf, Kreis Segeberg, geboren und einer der wackeren Kämpfer aus dem 48er Feldzuge gegen Dänemark. — Infolge eines Kettenbruches fielen vier auf dem Boot beim Pfahlausziehen beschäftigte Arbeiter in's Wasser; von ihnen ist der Ewerführer Brunner ertrunken. Die Arbeiter Kleinsorge und Schmidt wurden schwer verletzt.

Barmstedt. Ihre goldene Hochzeit begingen die Eheleute H. Lampe. Der Ehemann ist 82 und die Frau 79 Jahre alt. Beide Ehegatten sind verhältnißmäßig noch rüstig.

Brockdorf. Auf der Heimreise von Sacramento, Californien, nach der Heimath ist Herr Heinrich Thode von hier am Herzschlage gestorben.

Flensburg. Frau Marie Pollert, geb. Jungke, ehemalige russische Hofschauspielerin, ist hier im Alter von 81 Jahren gestorben.

Itzehoe. Von einem schweren Unfall ist der Trompeter der reitenden Abtheilung unseres Artillerieregiments Zierau in Bramstedt betroffen worden. Er stürzte mit seinem Pferde und trug eine Gehirnerschütterung davon, an deren Folgen er gestorben ist.

Provinz Schlesien.

Breslau. Ein Consortium von Personen, das den Fahrraddiebstahl gewerbsmäßig betrieb, ist hier verhaftet worden. Die Festgenommenen sind: die Haushälter Ernst Meerrettig und Hermann Hamm und der Comptoirsdiener Wilhelm Katzer.

Beuthen. Polizeisekretär Müller, der wegen verschiedener Vergehen vom Amte suspendirt wurde und gegen den die Untersuchung eingeleitet worden ist, wurde nach einer Vernehmung vor dem Ermittelungsrichter wegen Fluchtverdachts zur Haft gebracht.

Brieg. Der bei dem Spediteur Bethke bedienstete Kutscher A. Naschke wurde durch einen Möbelwagen, den er von Brieg nach Groß-Kunzendorf führte, überfahren; er erlitt durch den 80 Centner schweren Wagen solche Verletzungen, daß er denselben erlag.

Striegau. Dieser Tage ist der im Winter v. J. überfahrene Schulknabe Herrmann aus Dätzdorf von seinen qualvollen Leiden durch den Tod erlöst worden.

Provinz Posen.

Posen. General-Oberarzt Dr. Maeder ist in Folge einer Lungenentzündung nach kurzer Krankheit im Alter von 60 Jahren verschieden. — Dieser Tage feierte der Senior der gräflich Mielzynski'schen Familie, Graf Leo, seinen 90. Geburtstag. Graf Leo Mielzynski auf Schloß Pawlowiec ist der älteste der in Preußen noch lebenden Offiziere der ehemaligen polnischen Armee.

Koronowo. Die Kinder des Strafanstaltslehrers Ohl in Kronthal spielten mit Streichhölzern. Plötzlich geriethen die Kleider des 5jährigen Töchterchens in Brand. Das Kind starb an den Folgen der Brandwunden.

Schneidemühl. Vom Unglück wird der Hilfsbremser Pipke von hier verfolgt. Vor einiger Zeit starben den Pipke'schen Eheleuten die Kinder. Dieses hat sich die Frau zu Kopf genommen. Dieser Tage fiel die Frau aus dem zweiten Stock ihrer Wohnung auf das Straßenpflaster und brach sich beide Beine. Ob die Frau im Anfall von Wahnsinn aus dem Fenster gesprungen ist, konnte bisher nicht festgestellt werden.

Provinz Sachsen.

Magdeburg. Ein bedeutendes Feuer wüthete auf dem Max Brandus'schen Eisenlagerplatz in der Gröperstraße 2. Beim Eintreffen der Hauptwache und der Wache Neustadt stand ein Drittel des aus Fachwerk erbauten, zwei Geschosse hohen, ausgedehnten Lagerspeichers vollständig in Flammen. Das Gebäude brannte total nieder.

Ermsleben. Der Lagerraum der Keferstein'schen Papierfabrik gerieth in Brand und wurde vollständig vernichtet.

Elfeleben a. d. Gera. Als der Landwirth Friedrich Schöneberg einen Wagen nach seiner Scheune schob, griff die Wirthschafterin Auguste Henkel helfend mit an, gerieth dabei mit dem rechten Arm zwischen die Radspeichen und trug einen Röhrenbruch des Unterarmes davon.

Gispersleben-Kiliani. Von verschiedenen seiner Angehörigen wurde der betagte Ziegelei-Arbeiter Theodor Tenscher in seiner Wohnung schwer mißhandelt. Als Hauptattentäter kommt Tenschers Schwiegersohn in Frage. Die Untersuchung ist eingeleitet.

Provinz Hannover.

Hannover. Der Schutzmann Rubarth vom 4. Polizeirevier ist flüchtig. Der Genannte sollte einer Vorladung vor den Untersuchungsrichter Folge leisten, um sich wegen eines Sittlichkeitsvergehens zu verantworten.

Clausthal. Auf dem Marienschachte verunglückte der Bergmann Bohn von Zellerfeld. Derselbe war im Schachte mit Holzarbeit beschäftigt, als ihn eine niederstürzende Felsmasse in die Tiefe riß. Bohn erlitt so schwere Verletzungen, daß er starb.

Fallingbostel. Der Pächter Töter in Untergrünhagen ist von seinem Knecht erstochen worden.

Emden. Nachts brannten der Wagenschuppen und die Stallung des Fuhrunternehmers Ubben an der Larrelterstraße vollständig nieder. Neun Luxusfuhrwerke bezw. Omnibusse sind verbrannt. Das angrenzende Wohnhaus ist gerettet worden.

Provinz Westfalen.

Dortmund. Der Techniker Franz Linders erschien in seinem früheren Logis in der Kuhstraße 25 und versuchte die 17jährige Tochter seiner Hauswirthin zu erwürgen. Der Thäter wurde überrascht und festgenommen. Die polizeiärztliche Untersuchung ergab, daß man es mit einem von plötzlichem Irrsinn befallenen Menschen zu thun hat. Er wurde zur Beobachtung in's Hospital gebracht.

Iserlohn. Dem hiesigen Amtsgericht haben sich die Fabrikarbeiter Drees-Hemmer und Hempelmann-Oese, welche den Polizeisergeanten Werner in Hemer überfallen und übel zugerichtet hatten, freiwillig gestellt. Werner befindet sich noch immer in ärztlicher Behandlung.

Langendreer. Plötzlich vom Irrsinn befallen wurde in der Waschkaue der Zeche „Siebenplaneten" der Bergmann Merkel aus dem Oberdorfe. Derselbe stürzte sich unbekleidet aus einem Fenster der Waschkaue auf den etwa sieben Meter tiefergelegenen Schienenstrang und erlitt einen doppelten Armbruch. Der Unglückliche wurde in's Krankenhaus geschafft.

Letmathe. Spurlos verschwunden ist der Polizeibeamte Niggeling aus dem benachbarten Dröschede. Was den Beamten bewogen hat, sich zu entfernen, ist nicht bekannt; dienstlich lag gegen denselben absolut nichts vor. Niggeling war erst seit kurzer Zeit verheirathet.

Rheinprovinz.

Köln. Die Kölner Strafkammer verurtheilte den Besitzer einer großen Dampf-Kornbranntwein-Brennerei, Horrix, wegen Gasdiebstahls zu sechs Monaten Gefängniß.

Aachen. Der vor zwei Jahren aus dem Zuchthause in Fuhlsbüttel entflohene 28 Jahre alte berüchtigte Einbrecher Franz Martin Cornehls, alias Kannehl, aus Volksdorf ist hier, wo er sich unter dem Namen Heinrich Lohrs aufhielt und wo er verschiedene Einbrüche ausgeführt hat, ermittelt und nach Fuhlsbüttel transportirt worden. — Der Scheerenschleifer Schmidt erstach im Streite einen Arbeiter auf offener Straße.

Barmen. Von der Ruhr, die jetzt in der Umgebung unserer Stadt viele Opfer fordert, ist die ganze Familie des Heizers Nagel in Eynerngraben (Nächstebreck) dahingerafft worden. Erst starben drei Kinder an der tückischen Krankheit, dann das vierte Kind und die Frau. Jetzt ist Nagel selbst von der Seuche ergriffen worden: es ist wenig Hoffnung vorhanden, ihn am Leben zu erhalten.

Provinz Hessen-Nassau.

Frankfurt. Im Alter von 82 Jahren ist der Polizeisekretär Dr. Seyfried gestorben. — Die 4 Jahre alte Elsa Meyer, Tochter eines Postassistenten, wurde überfahren und schwer verletzt.

Gerstungen. Der Stationsvorsteher Kutschbach wurde auf dem Bahnhofe dahier in dem Augenblicke, als er das Geleise überschritt, von einer Locomotive erfaßt und ihm der Kopf abgefahren.

Wiesbaden. „Heilkünstler" Jüngling ist vom hiesigen Schöffengericht wegen Betrugs, der in der Behandlung einer Frau aus der Pfalz gefunden wurde, zu 500 Mark Geldstrafe oder 100 Tagen Haft verurtheilt worden.

Ziegel. Auf bis jetzt noch unbekannte Weise entstand in der Stallung des Bauern Vogel Feuer, das so rasch um sich griff, daß in kurzer Zeit die Stallung, die Scheune und ein Theil des Wohngebäudes eingeäschert waren.

Mitteldeutsche Staaten.

Apfelstädt. Ueberfahren wurde der frühere Schultheiß Louis Eberley von seinem eigenen Erntewagen. Der Verunglückte trug einen schweren Armbruch und andere Verletzungen davon.

Corbach. Der Maurer Müller, welcher hoch oben auf dem Gerüst am neuerbauten Kornsilo beschäftigt war, stürzte so unglücklich aus der Höhe in die Tiefe, daß sofort der Tod eintrat.

Dietlas. Zwischen Merkers und Dorndorf überfuhr der Abendzug den Landwirth Georg Hill von hier und tödtete ihn sofort.

Kerppleben. Großfeuer hat unsern Ort heimgesucht. Dasselbe entstand auf dem Gehöft der Milchhändlerin Wittwe Schlegelmilch und griff mit rapider Schnelligkeit um sich. Die Flammen sprangen auf das Gehöft des Landwirths Frischmuth über und setzten die Scheune in Brand, auch der Stall brannte nieder. Trotzdem die erschienenen Feuerwehren aufopfernd thätig waren, zog das Feuer noch die Hofraithen des Maurers Bennewitz, woselbst die Scheune und ein Stall abbrannten, und des Landwirths Werner Wenzel, wo die Scheune vollständig eingeäschert wurde, in Mitleidenschaft.

Lehesten. Beim Spielen erhängt hat sich der im 11. Lebensjahre stehende Sohn des Schieferbrucharbeiters Wigleb im nahen Brennersgrün. Der Knabe wollte sich im Schlafzimmer eine Schaukel anbringen und verwickelte sich dabei mit dem Kopf in den Strängen, so daß er erstickte, ehe Jemand hinzukam.

Ober-Waroldern. Landwirth Schwalenstöcker holte aus einem Nachbarorte eine Dreschmaschine; unterwegs gingen ihm die Pferde durch, der Fuhrmann kam zu Fall und die über ihn weggehende Maschine zermalmte ihm ein Bein. Die Verletzungen waren derart, daß der Bedauernswerthe alsbald starb.

Stadt Waldeck. Ein Blitzschlag in die Scheune des Landwirths Vohland, welche sofort in Flammen stand. Das durch die eingeernteten Feldfrüchte sich rasch entwickelnde Element übertrug sich auch auf zwei benachbarte Gebäude, von denen das eine einem hochbetagten, seit Kurzem ganz alleinstehenden pensionirten Revierförster gehörte. Alle drei Wohnhäuser brannten völlig nieder.

Sachsen.

Dresden. Nach dem Jahresbericht des „Königlich sächsischen Militärvereinsbundes" gehörten diesem 1476 Militärvereine mit 169,286 Mitgliedern und 4694 Ehrenmitgliedern an.

Herlasgrün i. V. Der Weber Seifert, welcher im Juni seine 49jährige Ehefrau durch Beilhiebe zu ermorden versuchte, weil sie ihm wiederholt Vorhaltungen wegen seiner Vorliebe für Spirituosen gemacht, erhielt für diese Frevelthat 2 Jahre 2 Monate Gefängniß zuerkannt. Die Frau Seifert wurde zwar schwer verletzt, befindet sich aber auf dem Wege der Besserung.

Kleinhennersdorf. Am Elbufer bei Schandau fand man den Lehrer Lehmann von hier blutüberströmt auf. Wahrscheinlich ist der Bedauernswerthe Abends über einen der längs des Ufers angebrachten Ringe, die zum Befestigen der vor Anker gehenden Fahrzeuge dienen, gestürzt. Der Schwerverletzte, der sich durch seinen Fall, einen Schädelbruch zugezogen hatte, fand im städtischen Krankhause zu Schandau Aufnahme, woselbst er starb, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

Klotzsche. Dem Bahnwärter Johann Mischalk ist die silberne Lebensrettungsmedaille verliehen worden.

Limmritz. In der Nähe der Schneidemühle wurde der Dienstknecht Lorenz am Wege in einer Blutlache aufgefunden. Lorenz konnte nur angeben, daß er von einem unbekannten Manne gestochen worden sei und verfiel dann in Ohnmacht. Noch in der Nacht wurde der Maurer Böswetter aus Masten als Thäter ermittelt und verhaftet.

Lübschütz. Anläßlich der goldenen Hochzeit des pensionirten Steigers Andreas Poppe und dessen Gattin ließ der Kaiser dem Jubelpaar eine Ehrengabe von 30 Mark überreichen.

Markersdorf. Die Strumpfwaarenfabrik von Roscher's Nachfolger, in welcher etwa 400 Arbeiter beschäftigt waren, brannte fast vollständig nieder. Nur das Komptoir und einige Nebengebäude konnten erhalten werden.

Meerane. Ein auf dem hiesigen Friedhof aufgefundener Leichnam eines Erschossenen ist als der des 19jährigen Arbeiters Friedrich Walther aus Seiferitz recognoszirt worden.

Meißen. Der 31 Jahre alte Steuermann Hermann Täubert aus Nünchritz, welcher am Elbquai der Strohstofffabrik Tännicht bei Kötitz Kohlen auslud, ist von seinem Kahne spurlos verschwunden. Täubert dürfte jedenfalls in der Elbe ertrunken sein.

Trebsen. Beim Angeln in der Mulde fiel der 70 Jahre alte Schuhmachermeister Johann Gottlieb Berneck in das Wasser und ertrank.

Unterzwota. Der 4jährige Knabe Böhm fiel in den Bach und ertrank.

Zwönitz. Der Schuhmachermeister Friedrich Wilhelm Mendt und seine Ehefrau feierten in voller Rüstigkeit das 50jährige Ehejubiläum.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt. Steckbrieflich verfolgt wird der 20jährige Taglöhner Wilhelm Gerlach von hier, welcher nach Unterschlagung eines Geldbetrages flüchtig ging.

Groß-Gerau. Verschieden ist im 83. Lebensjahre infolge eines Schlaganfalles der in hiesigen Kreisen hochgeachtete und allgemein verehrte Steuerrath Schweisgut. Im Februar 1895 war Schweisgut nach fünfzigjähriger Amtsthätigkeit in den Ruhestand getreten.

Michelstadt. Abends wurde der hochbetagte israelitische Religionslehrer Gottschall, als derselbe vom Gottesdienst sich nach Hause begeben wollte, mitten im belebtesten Stadttheil von einem Radfahrer, der ohne Laterne fuhr, überfahren.

Neustadt i. O. In dem Hause des Friedrich Hägny dahier brach Feuer aus, das in kurzer Zeit den Dachstuhl und den größten Theil des ersten Stockwerks zerstörte. Nur durch das rasche Eingreifen der hiesigen Feuerwehr, die in ihrer Thätigkeit von den Bewohnern unterstützt wurde, war es möglich, das Feuer auf seinen Herd zu beschränken.

Bayern.

München. Der Hilfsconducteur Langenalter von hier stürzte zwischen Dorfen und Schwindegg von einem schnell fahrenden Zuge und erlitt lebensgefährliche Verletzungen. — Plötzlich gestorben ist in Unterbrünn bei einer Abschiedsfeier Lt. a. D. Willibald Weiß von hier.

Amberg. In Maxhütte brach Nachts ein Brand aus, der bedeutenden Schaden anrichtete und in kurzer Zeit den Dachstuhl des Martinswerkes und Platinenwalzwerkes einäscherte.

Augsburg. Zwei Maurerlehrlinge, die auf einem Neubau am Kaiserplatz arbeiteten, balgten sich auf dem drei Stock hohen Gerüst. Hierbei verlor der Lehrling Scheerer das Gleichgewicht und stürzte, auf dem Geländer aufschlagend, in den Keller. Er erlitt lebensgefährliche Verletzungen.

Bamberg. Das Karmelitenkloster wird abgerissen und an dessen Stelle ein Neubau für das k. Kreisarchiv errichtet.

Erlangen. Der Architect und Assistent an der Technischen Hochschule Franz Kreuter in München wurde als Stadtbaurath dahier gewählt.

Deggendorf. Der ledige 35 Jahre alte Taglöhner Karl Stettmeier von Schaching, welcher gelegentlich eines Streites mit seinem Bruder diesem einen Messerstich beibrachte, welcher dessen Tod herbeiführte, wurde zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt.

Entbach. Hier ist das Oekonomie-Anwesen der Bauerswittwe Maria Six infolge Brandstiftung vollständig abgebrannt. Schaden beträgt an 11,000 Mark, hievon sind nur 600 Mark durch Versicherung gedeckt. Der Dienstknecht Anton Pongratz von Kolmstein wurde unter dem Verdachte der Brandstiftung verhaftet.

Würzburg. Der wegen Hehlerei zu 1 Jahr Zuchthaus verurtheilte, aber gegen Caution auf freiem Fuß gelassene Seifensieder Gabler wurde wegen versuchter Verleitung zum Meineid wieder verhaftet.

Landau a. J. Der Wasserbauarbeiter Barth. Hoffstetter hatte vom frühen Morgen bis späten Abend mittels Kahn den Unglücklichen im Ueberschwemmungsgebiet Lebensmittel zugeführt und Personen von und zu deren Häusern gebracht. In Ueberanstrengung während einer solchen Fahrt platzte ihm eine Gehirnader; es trat Gehirnschlag und der Tod ein.

Rosenheim. Die Kaper'sche Bierbrauerei des Herrn Killermann wurde in Wasserburg durch Justizrath Heilmaier um den Preis von 76,000 Mark von dem Hopfenhändler Schopflechner ersteigert, der nach vier Stunden das Object um den Preis von 125,000 Mark an die Gebrüder Vollnhals in München verkaufte. — Der frühere Baumeister und langjährige Magistratsrath Simon Lutz ist gestorben.

Württemberg.

Backnang. In der Scheuer des Schreiners Tränkle an der Großaspacherstraße brach Feuer aus, das durch die vorhandenen Strohvorräthe reichliche Nahrung fand. Bald stand auch das daranstoßende Wohngebäude in Flammen, und in wenigen Stunden brannte das ganze Anwesen vollständig nieder.

Buchau a. F. Niedergebrannt sind die Scheuer des Ochsenwirths Seeler und das Wohnhaus des Händlers Bernheim. Es liegt Brandstiftung vor.

Friedrichshafen. Holzhändler Münzenmaier war mit Obstpflücken auf einem Baum beschäftigt, als plötzlich ein Ast brach. Der Mann fiel rücklings herab, brach die Wirbelsäule und war augenblicklich todt.

Herrenberg. Polizeidirektor Grauer von hier, ein tüchtiger und gewissenhafter Beamter, aber in letzter Zeit von Schwermuth befallen, beging Selbstmord. Ungünstige Vermögensverhältnisse sollen den Mann in den Tod getrieben haben.

Kannstatt. Während Dr. Köstlin von hier seine Krankenbesuche mittels Wagen machte, wurden seine Perde auf dem Karlsplatz scheu. Der Wagen wurde umgeworfen und Dr. Köstlin herausgeschleudert, wobei er im Gesicht und am Arm bedeutende Verletzungen erlitt.

Schramberg. Anläßlich der silbernen Hochzeitsfeier des Commercienraths Arthur Junghaus wurden 48 Arbeiter, die schon 25 Jahre und länger in dessen Uhrenfabrik thätig sind, mit einer hübschen Urkunde und einem Geldgeschenk von je 100 Mark bedacht.

Saulgau. Stadtschultheiß Mack von hier wurde Nachts auf dem Heimweg, als er zwei Burschen, welche groben Unfug verübten und die Nachtruhe störten, zur Ruhe verwies, von einem derselben mit einem Todtschläger auf den Kopf getroffen, daß er betäubt umfiel. Es gelang, die Burschen zu verhaften.

Thalheim. Steinbrecher Walz wurde, während er in einem Steinbruch arbeitete, von einem großen, sich loslösenden Stein so unglücklich getroffen, daß er bald nach seiner Ueberführung in das Heilbronner Spital starb.

Wehingen. Dieser Tage fanden sich eine Anzahl Personen von Balgheim hier ein, um dem ihnen mittels Postkarte angesagten Leichenbegängniß der „Berghofbäuerin" Susanne Schnee anzuwohnen. Zu ihrem freudigen Erstaunen aber trafen sie die Todtgeglaubte gesund und munter. Der Urheber der Mystifikation ist noch nicht ermittelt.

Würzbach. Dem Gemeindepfleger Burkhardt wurden aus der Kasse 1500 Mk. entwendet. Kurze Zeit darauf erhielt der Bestohlene eine Postkarte aus Hamburg mit dem Vermerk: „Das Geld ist bereits alle." Der Verdacht, den Diebstahl verübt zu haben, richtet sich auf einen schon oft bestraften Knecht, der bei dem Sohn des Burkhardt in Diensten stand.

Baden.

Karlsruhe. Unter dem Verdacht betrügerischen Bankerotts und begangener Wechselfälschung wurde der Besitzer der Buntweberei Münzesheim, J. Wörle, verhaftet.

Achern. Als der fast 70jährige K. Linder mit einer Leiter die Laternen bei der Lammbrücke auslöschen wollte, zogen einige Burschen die Leiter weg, so daß Linder herabstürzte und sich an den Füßen und dem Gesicht erhebliche Verletzungen zuzog.

Altsimanswald. Der 10jährige Sohn des Müllers Fichter saß auf einigen Langholzstämmen, die auf einem etwas abschüssigen Acker gelagert waren. Ein Hirtenbube brachte das Holz muthwilligerweise in's Rollen, wobei Fichter unter die Stämme gerieth und so schwere Verletzungen erlitt, daß er nach einigen Stunden starb.

Fahrnau. Im Holzschopf der Krafft'schen Schuhfabrik brach Feuer aus, das auch die angrenzenden Leder- und Materialmagazine (8 Gebäulichkeiten) einäscherte. Die Feuerwehren lenkten durch ihre Anstrengungen die Gefahr von den Hauptgebäuden ab. Die Arbeitsräume sind unversehrt, sodaß im Betrieb und Versandt keinerlei Störung eintritt. Der Schaden beträgt ca. 150,000 Mark.

Lahr. Niedergebrannt sind das Kesselhaus und die große Schreinerei von Nestlers Maßstabfabrik. Werthvolle Maschinen und Vorräthe fielen dem Feuer zum Opfer. Kantor und Wohnhaus, sowie die mechanische Abtheilung mit den werthvollen Präcisionsmaschinen wurden gerettet. Der Betrieb der Fabrik ist gestört. Es liegt Brandstiftung vor.

Konstanz. Beim Bahnübergang an der Gebhardstraße gerieth der 57jährige Portier Johann Baptist Karg unter einen Schnellzug. Der Verunglückte, der verheirathet und Vater von 8 Kindern war, starb auf dem Wege in's Krankenhaus.

Möhringen. Die Wittwe Sonntag wollte mit einem hiesigen Landwirth, der Garben zu holen beabsichtigte, auf das Feld fahren. Infolge schnellen Fahrens fiel die Frau vom Wagen und gerieth unter die Räder. Sie erlitt außer inneren Verletzungen einen Bruch des linken Oberarms. — Bürgermeister Gut starb infolge eines Blutsturzes im 40. Lebensjahre.

Triberg. Im hiesigen Amtsgefängniß befindet sich ein Subjekt, der 33jährige Pius Dilger, Fabrikarbeiter von Hinterzarten, dem nicht weniger als 25 Sittlichkeitsverbrechen, darunter 19 an Hirtenknaben, zur Last gelegt werden. Der Mann ist geständig.

Rheinpfalz.

Dackenheim. Wirth Jean Engel wurde als dringend verdächtig, bei einem anläßlich der hiesigen Kirchweihe in seinem Tanzlokale stattgehabten Raufhandel den 19jährigen Tagner Fritz Eitelmann aus Kirchheim a. Eck. vorsätzlich in gefährlicher Weise mit einem Messer gestochen zu haben, verhaftet.

Frankenthal. Verhaftet wurde wegen Diebstahls der 19 Jahre alte Hausknecht Tisch aus Kallstadt. — Dem jugendlichen Arbeiter Hermann Knau von St. Julian wurden auf der Metzner'schen Ziegelei bei Oppau, als er ein Kammrad schmieren wollte, von demselben auf der linken Seite einige Rippen eingedrückt. Der schwerverletzte junge Mann wurde in's hiesige Spital gebracht.

Ludwigshafen. Durch einen Revolverschuß entleibte sich der Pflasterermeister Christian Kärner. Finanzielle Schwierigkeiten, in die er momentan gerathen war, werden als Motiv des Selbstmordes angegeben. — Der Gründer und Direktor der Ludwigshafener Walzmühle, Sigmund Kauffmann, ein hervorragender Industrieller, ist in Karlsbad gestorben.

Elsaß-Lothringen.

Straßburg. In einem hiesigen Hotel erschoß sich stud. med. Schele aus Leipzig, der Sohn eines dortigen Justizraths. Als Motiv der That wird eine Liebesaffaire angegeben. — Hier ist der altelsässische Rentner und Schriftsteller Paul Ristelhuber im Alter von 65 Jahren gestorben. Er war ein eifriger Sammler auf dem Gebiete der elsässischen Geschichts- und Alterthumskunde.

Bollweiler. Der Stations-Assistent Bachmeyer ist unter Mitnahme von Kassengeldern flüchtig geworden.

Mecklenburg.

Schwerin. Während eines starken Gewitters fuhr ein Blitz in das Wohnhaus des ausgebauten Erbpächters Schumacher im nahen Peccatel. Die am Fenster stehende älteste Tochter des Erbpächters wurde vom Blitz getroffen und für todt hinausgetragen. Den Bemühungen des Arztes gelang es, das Mädchen in's Leben zurückzurufen. Die anderen beiden Kinder des Erbpächters wurden ebenfalls betäubt und sind noch theilweise gelähmt. Das Wohnhaus wurde ein Raub der Flammen.

Laage. Als bei dem Erntebier in Weitendorf der 21jährige Schäfer Hänsel vom Tanzboden zum Essen gehen wollte, hatte er das Unglück, von der Treppe zu fallen. Den dabei erhaltenen Verletzungen ist Hänsel bald darauf erlegen.

Oldenburg.

Oldenburg. Wegen Fahnenflucht sind die Musketiere Friedrich Volkmer von der 12. Compagnie und Karl Wilh. Böttcher von der 4. Compagnie des oldenb. Infanterie-Regiments kriegsgerichtlich zu je 300 Mark Geldstrafe verurtheilt worden. — Der Italiener Sabbadini, der hier in den Laden des Uhrmachers Lührs einbrach und Uhren und Schmucksachen im Werthe von 5300 M. stahl, wurde zu 5 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Fissau. Auf dem Hofe des Hufners H. W. Schumacher brannte das Viehhaus nebst dem Schweinestall nieder; es war dies das dritte Mal innerhalb eines Jahres, daß das Dorf von einer Feuersbrunst heimgesucht wurde.

Freie Städte.

Hamburg. Der Kaufmann Hunnius, der in der Altstadt eine Krämerei verwaltete, hat seinem Prinzipal, der ihm sein Vertrauen schenkte, nach und nach 4000 Mk. aus der Kasse entwendet. Der Ungetreue wurde verhaftet. — Beim Glockenläuten vom Schlage gerührt worden ist der Thürmer Krogmann, ein Veteran aus den Kriegsjahren 1864—66. Er hatte bei einem Feuer in Moorburg die Feueralarmglocke am Kaispeicher, auf deren Läuten sich die Fährdampfer der Hafendampfschiffsgesellschaft zur Verfügung der Feuerwehr zu stellen haben, in Bewegung zu setzen. Aber nur wenige Töne hallten vom Thurme herab, dann verstummte die Glocke plötzlich. Beim Nachsehen fand man den Thürmer als Leiche vor. — In der Alsterstraße scheute ein Droschkenpferd und ging durch. Die im Wagen sitzende Frau des Kaufmanns Bitterling wurde auf das Straßenpflaster geschleudert und lebensgefährlich verletzt. — Die Frau des in der Linden-Allee in Eimsbüttel wohnenden Malers Hildebrandt ließ eine Lampe auf den heißen Feuerherd fallen. Das Petroleum entzündete sich und die Frau trug schwere Brandwunden davon. Die Unglückliche ist im Eppendorfer Krankenhause von ihren Leiden durch den Tod erlöst worden.

Schweiz.

Arth. Am Rigi verunglückte beim Wildheuen Josef Maria Eberhard in der Stalde, indem er über einen Felsen stürzte und todt aufgehoben wurde. Der Mann war 66 Jahre alt.

Baden. Im Alter von 73 Jahren ist der Badearzt Dr. Alb. Minnich gestorben.

Biel. Der Mechaniker Hermann Berner von Locle fuhr in der Taubenlochschlucht mit dem Velo so heftig gegen eine Straßenmauer, daß er todt auf dem Platze blieb. — Hier ertrank beim Baden der 9 Jahre alte Armin Beck.

Bristen. Die Familie des Joseph Kielinger hatte auf die „Kilbe" eine Pastete gebacken. Als verschiedene Familienglieder von dieser genossen, stellte sich bei denselben sofort Erbrechen und starkes Unwohlsein ein. Die Wittwe Jos. Kieliger ist bereits an den Folgen gestorben und ein kleineres Kind wird wahrscheinlich nachfolgen. Die übrigen Familienglieder befinden sich auf dem Wege der Genesung. Es liegt hier offenbar ein starker Vergiftungsfall vor.

Engelberg. An der Surenen verunglückte beim Edelweißpflücken Maurus Küster von hier. Er stürzte im sogen. Spitzgraßen über einen Felsen und erlitt den Tod. Der Verunglückte wurde im sogen. Knellenboden gefunden.

Flawil. In dem großen Hause zur „Mühle" im Töbeli brach Nachts Feuer aus. Das Haus, das von fünf Familien bewohnt war, wurde vollständig eingeäschert, und die Bewohner konnten nicht viel mehr als ihr Leben retten.

Kriens. In der Nähe des Postgebäudes fand zwischen jungen Burschen eine Stecherei statt. Ein Metzgergehilfe, Fritz Keller, erhielt zwei Messerstiche in das Schulterblatt und einen Stich in die Brust. Die Untersuchung ist eingeleitet und der muthmaßliche Thäter sitzt bereits im Schatten.

Montillier. Im Murtensee ertrank beim Baden der 27jähr. Franz Besancon, Bäcker von Morges, Trompeter des Füsilierbataillons 3. Der Leichnam wurde im Laufe des Nachmittags gefunden.

Oesterreich-Ungarn.

Wien. Der Magazineur der Firma Pöschl und Comp., II., Große Mohrengasse, Herr Johann Rassinger, feierte sein 50jähriges Dienstjubiläum. — Einem Schlaganfall erlag der Chef des Bankhauses L. Schott, Börsenrath L. Schott; der Verstorbene war 72 Jahre alt. — Durchgebrannt ist der Weinhändler Leopold Breiner, III. Bezirk, Radetzkystraße No. 6. Der Tischlermeister Anton Tremel, Senefeldergasse No. 38 wohnhaft, hat sich erhängt. Ein Leiden war das Motiv der That. — Die aus Ungarn zugereiste 35jährige Buchhaltersgattin Ilka Schmer stürzte sich aus dem zweiten Stock, Schlösselgasse No. 8, und blieb mit schweren Verletzungen liegen. Die Unglückliche dürfte die That in einem Anfalle von Geistesstörung verübt haben. — Der 25jährige Hilfsarbeiter Rudolph Lippert wurde in Währing, Schulgasse, von dem Stadtträger Jacob Klinger dabei betreten, als er von der Auslage eines Schuhmachers Schuhe stehlen wollte. Klinger veranlaßte die Verhaftung des Diebes, wurde jedoch von Lippert durch einen Stockhieb über den Kopf verletzt. Dieser Verletzung ist er erlegen.

Budapest. Der Bahnconducteur Johann Egressi gerieth unter die Räder einer Locomotive. Der Leichnam des Verunglückten wurde vollkommen zerstückelt. — Im Steinbruch ist die Dampfmühle der Schweinehändler Todoreska niedergebrannt; der Schaden beträgt 40,000 Gulden.

Ivanecz. Der im Geschäfte seines Vaters als Geschäftsleiter beschäftigt gewesene 23jährige Samuel Grünwald hatte der 20jährigen Paula Graf die Ehe versprochen, hielt aber sein Wort nicht. Paula Graf feuerte nun aus einem Revolver einen Schuß auf Grünwald ab. Dieser warf sich auf das Mädchen, um demselben die Waffe zu entreißen. Es entstand zwischen den Beiden ein verzweifeltes Ringen; während desselben feuerte Paula noch drei Schüsse ab und nach dem dritten Schusse sank Grünwald todt zu Boden.

Obermieming. Der Tiroler Dichter, kaiserl. Rath Caspar Speckbacher, ein Großneffe des „Mannes von Rinn", ist in seinem Geburtshause zu Obermieming einem Schlaganfalle erlegen; er war 80 Jahre alt.

Troppau. Der Grundbesitzerssohn Peregrin Stojer, welcher angeklagt war, seine 17jährige Nichte Ida Stojer entehrt und ermordet zu haben, wurde von den Großgeschworenen freigesprochen und sofort enthaftet.

Luxemburg.

Bettendorf. Beim Baden ertrank der 18jährige Michel Welter, Student der Prima in Diekirch.

Dalheim. Scheune und Stallungen des Ackerers Joh. Dicken wurde durch eine Feuersbrunst bis aufs nackte Mauerwerk eingeäschert; das Wohnhaus konnte jedoch gerettet werden.

Sandweiler. Das Wohnhaus des Schankwirths J. B. Hoffmann ist ein Raub der Flammen geworden.

Im Reiche der Mode.

Die Herbstcapes und tailor made-Kragen arbeitet man meist aus schwarzem oder hellfarbigem, gelblichem Esmostoff oder Tuch und versieht sie an den Achseln mit Abnähern. Die Kragen umspannen die Schultern ziemlich straff und erhalten die nöthige untere Weite erst durch rund geschnittene, oft mehrmals übereinanderliegende Volants, die sich verschmälernd, oft bis zum Halsausschnitt reichen. Den Ansatz des obern Volants deckt eine Verschnürung, Stepperei, Passementerie, Stickerei u. s. w.

Schwarze Capes garnirt man gern mit Litzen und Borten aus schwarzer und weißer Seide. Breite, durchsteppte, dunkler getönte Streifen sind ebenfalls für farbige Capes beliebt. Man verwendet sie auch in abstechender Farbe für Golfcapes. Halb- und dreiviertel-lange Mäntel und Paletots aus gelblichen Stoffen werden gern mit Steppereien und Borten verziert und mit Seide in abstechender Farbe unterfüttert.



Die kurzen Paletots für junge Damen sind häufig lose gearbeitet und meist mit Steppereien oder streifenartigen Applicationen verziert. Sehr chic ist ein solcher Paletot aus gelblichem Tuch, dessen Taschen, Aufschläge u. s. w. mattgoldene Schnallen schmücken. Vielfach werden für Capes und Paletots große, schöne Perlmutterknöpfe verwendet, doch behaupten sich neben diesen auch Phantasieknöpfe aus Silberoxyd, Simili, Emaille u. dergl. Für kleine Knöpfe begünstigt die Mode Stahl, Crystall und Mattgold.

Die mehr als je beliebte Federboa hat eine Bereicherung erfahren durch eine flache, mit Atlas unterfütterte und ziemlich breite Boa aus glatten Straußfedern, die einer Pelzboa täuschend ähnlich, nur viel leichter ist. Ebenso sind volle Halsgarnituren in Schwarz, Weiß und Silbergrau aus Tüll oder Gaze mit gleichfarbigen oder abstechenden Chenilletupfen sehr modern. Als eine große Neuheit erscheint eine lange, breite Gazecharpe mit aufgedrucktem, buntem Rand im Stil Louis XV. Sie wird um den Hals gelegt und vorn zu einer großen Schleife geknüpft, deren Enden bis beinahe zum Knie herabfallen. Ist der Hut indessen mit langen Gaze- oder Tüllecharpes geschlossen, so fällt dieser Halsschmuck natürlich fort.

Die Hüte zeigen viel neue und sehr eigenartige Formen. Neben der Directoireform sieht man den Hut „Lamballe", die Pamelaform und für junge Mädchen die verschiedensten runden Formen. Hüte mit cylindrischem Kopf, wie sie die Kaiserzeit hervorbrachte, große, runde Hüte aus der Wertherzeit, Matrosen-, Schäfer-, Jägerhüte u. dergl. m. Den Schmuck der Hüte



bilden Straußfedern, Flügel, Schmetterlinge, Phantasiefedern, Sammet- und Seidenwindungen, oft in zwei abgetönten Farben, große Reiherfedern und Rosetten aus Tüll, Gaze u. s. w.

Runde Hüte, Toques und Kapotten werden häufig aus Sammet oder Seide hergestellt, so daß die Modistin sich nicht auf die von der Fabrik gegebenen Formen zu beschränken braucht.

Die Formen und Garnirungen sind so verschieden wie nur möglich, so daß man auch hier von einer bestimmten Mode kaum sprechen kann. Vor allen Dingen soll jeder Hut malerisch und kleidsam sein und sich der Individualität anpassen.

Die eigenartige Form des Kleides aus blaugrauem Tuch, Figur 1, besteht in einem glatten, am untern Rand durchsteppten Rock und einem Ueberkleid, das vorn einen kurzen, tunikaartigen Theil bildet, hinten jedoch bis beinah zum Saum des Rocks herabfällt. Das Ueberkleid hat Steppstichumrandung und vorn kleine Jäckchentheile. Die Taille öffnet sich über einem den Hakenschluß deckenden Einsatz aus faltigem Phantasiesammet, und ist zu beiden Seiten mit schönen Phantasieknöpfen besetzt. Die kleinen Jackentheile sind mit Schrägstreifen besteppt; gleiche Streifen bilden im Rücken eine von den Achseln ausgehende, im Taillenabschluß endende



Spitze. Auf dem Stehkragen aus Phantasiesammet ruhen drei schmale schwarze Sammetbänder mit je einer

kleinen Similischnalle in der Mitte. Das Pelzcollier bildet einen Sturmkragen mit Boa, die an einer Seite mit einem Fuchskopf, an der andern mit vollen Schweifen endet. — Niedlich ist auch das Toquehütchen aus einer blaugrauen Filzcapeline, das mit Windungen aus gleichfarbigem Sammet und schön schattirten Federn geschmückt ist. Die Federn sind vorn unter einem Sammetknoten befestigt.

Zu dem hübschen Kleid aus starkwolligem, englischem Stoff mit kleinen, verschwommenen Carreaus in Braun und Fahlgrün, Figur 2, ist eine Garnitur aus fahlgrünen Tuchstreifen gewählt, die wellenförmig durchsteppt und an einer Seite in Bogen ausgeschnitten sind. Am Rock begrenzen die Tuchstreifen den seitlichen Schluß und den untern Rand. Die hinten und vorn mit kleiner Schneppe gearbeitete Taille ist an allen Conturen damit begrenzt und an dem schrägen, übereinandertretenden Schluß mit kleinen Passementrieknöpfen und seidenen Schnurschlingen geschlossen. Den Ausschnitt der Taille füllt ein Einsatz aus fahlgrünem Sammet mit gleichem Stehkragen; ebensolche Einsätze befinden sich am obern Theil der Aermel, die hier mit Tuchstreifen abschließen. In



vollkommener Harmonie mit der hübschen Toilette steht das fahlgrüne Filzhütchen mit einer Garnitur aus feinem Sammet und einer bräunlich schattirten, schön geschwungenen Phantasiefeder, die sich gegen den Sammet legt.

Dunkelblauer, weicher Wollenstoff, dessen Unterseite in Gelb und Holzbraun carrirt ist, bildet das hübsche, am Rande mit schmalem Serpentinevolant und mehreren Fransen begrenzte Cape, Figur 3, das mit einem breiten Sturmkragen und spitzen Capuchon ausgestattet ist, an denen die carrirte Stoffseite sichtbar wird. Die Ueberschläge der Capuchons sind wie das Cape oberhalb der Franse mit schmalen einfarbigen Stoffstreifen besteppt. Für die Garnitur des hellgrauen Filzhutes ist Sammet und eine dunkler schattirte Feder gewählt. Die Krempe ist mit Sammet eingefaßt und unterhalb mit Rosetten aus türkisblauem Sammet geschmückt.

Geschmackvolle Applicationsstickereien in hellerer Tönung schmücken das hübsche Kleid aus braunem Tuch mit dunkler schattirtem Sammet, Figur 4, und bringen an ihm eine sehr feinsinnige Farbenstimmung hervor. Das Kleid ist hinten prinzeßförmig, vorn mit kleinen, eckigen Jackentheilen gearbeitet. Diese haben reich besetzte Sammetaufschläge, die auf dem Rücken einen kleinen, in der Mitte ausgeschnittenen Kragen bilden. Auch die untern Ecken des Jäckchens zeigen hübsche Stickereimotive. Den Rand der Jackentheile sowie der Prinzeßtheile begrenzt eine schmale Bortenfranse. Gleicher Besatz



schmückt die vordere Rockbahn, die sich der prinzeßförmig geschnittenen Theilen anschließt. Auf der Brust wird das Jäckchen durch ein faltiges Sammetbandeau über einem Westeneinsatz aus Sammet zusammengehalten, der mit einem breiten, faltigen Stehkragen abschließt. Um den Stehkragen legt sich eine hellere seidene Cravatte, deren lange Enden in dem Halbgürtel aus Sammet verschwinden. Chick und kleidsam ist auch das Hütchen aus braunem Sammet, das mit Rosetten und Windungen aus gleichem Stoff und braun schattirten Flügeln garnirt ist.

Höchst apart ist das für schlanke Figuren sehr vortheilhafte Kleid aus blaugrauem Tuch, Figur 5. Der nach der Figur geschnittene Rock hat oben tiefe Zacken aus dunkler getöntem Sammet und ist längs der Conturen der Zacken geschmackvoll mit blaugrauer Seidensoutache verschnürt. Die reich verschnürte Taille zeigt einen Westeneinsatz aus Sammet mit gleichem, seitlich höherem Stehkragen. Die Verschnürung am oberen Theil der Taille tritt über den Ansatz des Aermels und bildet im Rücken eine kragenartige Spitze. Die Vordertheile des Jäckchens haben am unteren Abschluß je eine kleine, runde pattenartige Verlängerung. Recht wirkungsvoll ist auch die Toilette in andern Farbenzusammenstellungen. Zum Beispiel würde silbergraues Tuch mit erdbeerfarbenem Sammet und dunkler Soutacheverschnürung von durchaus vornehmer Farbenwirkung sein. Auch graugrünes Tuch in zwei Schattirungen und eine Verschnürung in dem dunkleren Ton würde für Form des Kleides recht vortheilhaft hervorheben. Statt der Verschnürung kann man jedoch auch Kurbelstickerei verwenden oder sie durch seidene Passementerien ersetzen, die in den verschiedenartigsten Ausführungen käuflich sind.

Wetterschießen.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß viele Leute ungläubig und wohl gar mitleidig die Köpfe schüttelten, wenn man ihnen von der Möglichkeit redete, durch Schießen in die Wolken Unwetter zertheilen zu können. Es stand bergleichen für die skeptischen Leute ungefähr auf gleicher Höhe mit der Idee, durch Ausgießen von Oel die erregten Wogen beruhigen zu wollen. Und doch haben praktische Versuche nach beiden Richtungen hin recht achtbare Resultate ergeben. In heutiger Zeit sind es besonders Oberitalien und Steiermark, die Versuche mit Hagelschießen, und zwar zum Theil in ganz systematischer Weise, angestellt haben. Es ist festgestellt worden, daß diejeni-



Mörserbatterie.

gen Gebiete Oesterreichs und Italiens, in denen das Hagelschießen in Gebrauch gekommen ist, schon seit drei Jahren nicht mehr vom Hagel heimgesucht wurden, und so bilden sich denn in diesen Ländern überall Gesellschaften zur Anschaffung von Hagelmörsern. Unser Bild zeigt zwei dieser Apparate, einen derselben in Thätigkeit. Die Mörser sind in einen Holzsockel eingelassen und bestehen aus einem mehr als 2 Meter langen trichterförmigen Rohr aus Eisenblech. Die Schießladung ist nur Pulver, — etwa 100 Gramm für jeden Schuß. Man sagt, daß ein Mörser einen Umkreis von etwa 600 Meter wirksam schütze. In Oesterreich besteht jede der Schießstationen aus einem hölzernen Gebäude, in dem zehn schwere Böller aufbewahrt werden; die dazu gehörige Munition befindet sich in einer etwas abseits gelegenen Pulverhütte. Ein Corps von umwohnenden Winzern besorgt freiwillig bei herannahenden Gewittern das Abschießen der Böller. Jede Hütte wird von sechs Mann bedient. Neuerdings macht man auch Versuche, durch Raketen, die mit einer Sprengladung versehen sind, jene Lufterschütterung zu erzielen, die eine Zertheilung der Hagelwolken bewirkt. Dies Verfahren würde — falls es sich bewähren sollte — wegen größerer Billigkeit vielleicht vorzuziehen sein.

Trost.



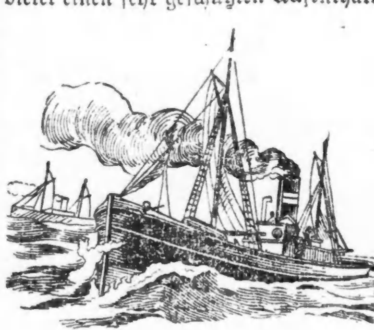
Schusterjunge (der von seinem Meister Prügel bekommen): „Au! Die bin ja gar nicht gewesen!"

Meister: „So? Na dann sieh' 'mal, so viel Prügel bekommst Du schon, wenn Du's nicht gewesen bist, nun kannst Du Dir ungefähr vorstellen, wie ich Dich verhauen hätte, wenn Du's gewesen wärest!"

Fischfang in der Nordsee.

Von H. Harz.

Es war ein drückend heißer Tag, als wir den Elbstrom hinunterfuhren. Das hübsche Nordufer der Elbe mit seinen reichen Villen und Vergnügungsorten blieb zurück, das herrlich gelegene Dorf Blankenese zeigte sich uns noch einmal in prächtiger Beleuchtung, dann wurden die Ufer uninteressant und die aufkommenden Schiffe, die uns passirten, nahmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Große Frachtdampfer, schwer segelnde Ewer, flinke Fischkutter und sonstige Fahrzeuge aller Art begegneten uns. Flußmöwen schossen krächzend hinter unserm Dampfer her und haschten kleine Fische. Die Mannschaft war beschäftigt, Netze auszubessern. Unser Dampfer war 110 Fuß lang, kutterartig gebaut, mit Maschinen von ca. 300 Pferdekräften, die ihm eine Geschwindigkeit von 9½ bis 10 Knoten in der Stunde gaben. Das Fahrzeug, welches Raum für ca. 500 Körbe Fische à 100 Pfund hatte, lag tief im Wasser, doch war das Deck durch eine feste, eiserne Schanzkleidung von 3 Fuß Höhe gegen die Wellen geschützt. Eine sehr große, aus festem Eichenholz gefertigte Commandobrücke bietet einen sehr geschützten Aufenthalt.



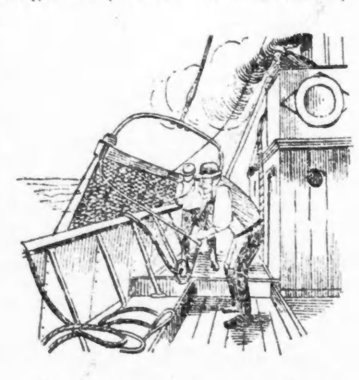
Fischdampfer.

Nach mehrstündigem Dampfen erreichten wir Cuxhaven. Der Windzeiger daselbst zeigte starken Wind, unser Dampfer begann schwerfällig zu stampfen und zu schlingern. Die immer heftiger werdenden Bewegungen des Schiffes ließen uns vermuthen, daß wir bald mit Poseidon bekannt würden, und wahrlich, unsere anfängliche Freude an der frischen Luft, dem bewegten Wasser und der herrlichen Wolkenbildung wurde von ziemlicher Resignation abgelöst.

Helgoland kam in Sicht. Um unsere Stimmung ganz niederzudrücken, begann es auch noch zu regnen. Wir schauten wehmüthig zurück nach der rothen Insel und taumelten dann auf dem schwankenden Deck nach der Kajüte. Nach stundenlangem Wachen fand ich endlich etwas Schlaf. Um 4 Uhr wachte ich wieder auf. Ich ging an Deck, die herrliche Luft erfrischte mich. Die See ging noch hoch, aber der Wind schien flauer geworden zu sein. Bis Mittag dampften wir ca. 80 Seemeilen nordnordwestlich von Helgoland, dann wurde mit dem Fischen begonnen.

Am dritten Tage waren wir Passagiere seefest und genossen von dem Zeitpunkt an wirklich schöne unvergeßliche Stunden, da auch das Wetter für die nöthige Abwechslung sorgte. Das Aufziehen des Netzes, das Morgens um 4 Uhr, Mittags um 1 Uhr und Abends um 8 Uhr stattfand, bot uns immer wieder neue Reize. Wir halfen die Fische sortiren und naturforschten zwischen den sonstigen Meeresthieren, die das Netz aus der Tiefe heraufgebracht hatte.

Die Dampfer fischen mittelst Grundnetzen, je eins liegt an den Langseiten des Schiffes. Das Netz besteht aus dem eigentlichen Netz, das mit dem mächtigen ca. 50 Fuß langen Netzbalken verbunden ist und an dessen Ende sich zwei mannshohe eiserne Bügel befinden; diese werden auf dem Meeresgrunde entlang geschleift. An dem Unterende des Bügels ist das Grundtau befestigt, das, in der Länge des Netzbalkens liegend, mit diesem die eigentliche Oeffnung des Netzes bildet. Man kann selbstverständlich mit dem Grundnetz nur auf Land- und Schlickboden fischen; aus diesem Grunde können die Fischdampfer nicht in der Ostsee, die viele Felsen birgt, verwendet werden. Nachdem Tiefe und Grund festgestellt ist, fährt der Dampfer unter Volldampf vorwärts und steuert dann im Bogen nach Steuer oder Backbordseite



Einholen des Netzes.

aus, damit das nachtreibende Netz, welches in diesem Augenblick ausgeworfen wird und lang nachschleift, nicht in die Schraube gerathen kann. Jetzt rasselt klatschend erst das vordere und dann das hintere Ende des Netzbalkens in's Wasser, die schweren eisernen Bügel geben dem Netzbalken an den Grund, pfeifend schießt das doppelte Drahttau, das an den Bügeln befestigt ist, von der Rolle, bis ein langsameres Ablaufen zeigt, daß das Netz am Grunde liegt. Nach 25 Faden Länge vereinigen sich beide Drahttaue zu einem starken Tau; an diesem zieht der Dampfer das Netz während 8 Stunden unter halber Kraft hinter sich her.

Das Einholen des Netzes ist wohl der interessanteste Augenblick der Fischerei. Das schwere Netz, das ja ein Inhalt 5000 — 20,000 Pfund wiegt, wird mit der Dampfwinde gehoben, erst der Netzbalken vorn, dann das hintere Ende des Netzbalkens auf Deck gebracht, und das eigentliche Netzende, in dem sich der Fang befindet, eingeholt, wobei alle Hände, vom Capitän bis zum Koch, helfen müssen. Dann wird eine starke Schlinge um das Netzende gelegt und dieses mit der Dampferwinde an Bord gehißt. Darauf wird das untere Netzende, das mit einer Schlinge zu-



Bergen des Fanges.

sammengehalten wird, gelöst, worauf sich, je nach dem Fang, der Inhalt von zappelnden und wühlenden Fischen über das Deck ergießt.

Sobald ein Netz eingezogen, wird das andere an der anderen Seite ausgeworfen, und die Bergung des Fanges beginnt. Um sich ein richtiges Bild von der Schwere der Arbeit zu machen, muß man immer bedenken, auf welch schwankendem Grunde die Fischer diese verrichten, und sich ausmalen, wie diese Arbeit im Winter bei dem eisigen Wasser von Statten gehen mag! Das Sortiren und Ausnehmen der Fische wird gleich an Bord besorgt. Die Leber wird sorgfältig aufgehoben und gesammelt; es wird daraus Thran bereitet. Ist der Fang geborgen und im Schiff verstaut, wobei die Fische aufgeschichtet werden und Eis zwischen sie geschüttet wird, so werden die kleinen Fische, deren Verkauf sich nicht lohnen würde, nebst allen anderen vom Netz heraufgebrachten Seegethier, als Schnecken, Muscheln, Seeigel, Seesterne u. s. w. über Bord geschaufelt, als der geborgene Fang. Daß die ganze Art des Fischfangs ziemlich unrationell betrieben wird, ist wohl sicher. Es ist eine Raubfischerei, aber da die See bis auf einige Seemeilen an der Küste Jedermann zugänglich zum Fischen ist, so muß man sich gedulden, bis vielleicht die abnehmende Ergiebigkeit der Fischerei einmal internationale Fischereigesetze nothwendig macht. Vorerst sind einige Zahlen lehrreich, welche die Summen zeigen, die von den einzelnen Staaten aus der Seefischerei gezogen werden. Deutschland gewinnt ca. 5 Millionen Mark, welche Summe Frankreich allein aus seinem Muschelverkauf vereinnahmt. Der Gesammtgewinn Frankreichs beträgt ca. 15 Millionen Mark. Norwegen erbeutet an Fischen ca. 20 Millionen Mark, und weit übertrifft England alle Nationen, da es ein Einkommen von ca. 145 Millionen Mark aus seiner Fischerei gewinnt. Die wirthschaftliche Bedeutung der Hochseefischerei liegt nicht



Ausnehmen der Fische.

allein in dem Fischfang selber, sondern der Bau der Schiffe, das Anfertigen der nöthigen Netze und Geräthschaften gibt vielen Gewerben Brot und Beschäftigung. Der Preis eines vollständig ausgerüsteten Fischdampfers beträgt über 100,000 Mark.

An den späteren Tagen hatten wir Gesellschaft von anderen Fischdampfern, ich zählte einmal 26, die langsam die See mit ihren Netzen durchpflügten. Der Kapitän erzählte uns, daß er im letzten halben Jahre sehr glücklich gefischt, 24 Reisen gemacht und ca. 600,000 Pfund Fische zum Verkauf gebracht habe. Das ist das Ergebniß eines Dampfers, in Deutschland sind ca. 110 heimisch, und zwar hauptsächlich in Geestemünde und Hamburg-Altona. Am siebenten Tage wurde das Netz um 4 Uhr zum letztenmale eingeholt, dann ging es beim herrlichsten Wetter heimwärts. Wir hatten 250 Körbe, ca. 25,000 Pfd. Fische, gefangen, meistens Schellfische, dann Schollen, Seehechte, Kleiste, Knurrhähne u. s. w. Während der Fahrt auf dem Elbstrome wurde das Schiff seitens der Mannschaft gereinigt und wo nöthig, gemalt. Nachmittags landeten wir wieder an unserem Ausgangspunkt in Altona und am anderen Morgen wohnten wir der Auction der Fische bei, die „wir" gefangen hatten.

Stoßseufzer.



„Hilda, einst warst Du mein Schnec, jetzt bist Du mein Schreck!"

— So kann's kommen. — A.: „Wie, Sie haben gar keine Kinder? Schade!" Mann: „Nein, das leidet unser Dienstmädchen nicht!"

— Nicht verlegen. Backfisch: „Mama, wenn ich einmal verheirathet bin —" Mama: „Ach, Dich nimmt überhaupt kein Mann, Du bist ja in der Schule immer die Letzte!" Backfisch: „Na, da heirath' ich einfach wieder einen Letzten!"

Im Dienste der Boeren.

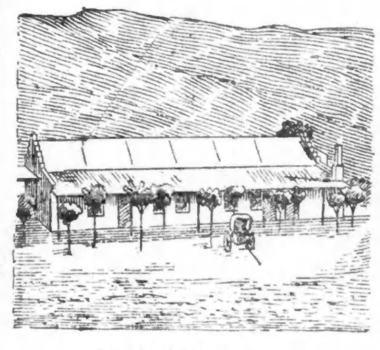
Der bisherige Capitän Adolf Schiel, der General-Adjutant Joubert's und Chef des Gefängnißwesens der südafrikanischen Republik, der jetzt zum Obersten und Commandeur des deutschen Freicorps in Transvaal befördert wurde, ist ein Deutscher von Geburt und hat eine reichbewegte Vergangenheit hinter sich. Kaum mehr als zwanzig Jahre alt, quittirte er als Husarenlieutenant den preußischen Dienst und ging nach Süd-Afrika. Nachdem er eine Zeitlang mit seinem mit Ochsen bespannten Wagen Transport- und Fuhrgeschäfte durch ganz Süd-Afrika betrieben hatte, trat er mit dem Zulukönig Dinizulu in Verbindung und wurde dessen Rathgeber und Minister. Auf Anrathen Schiel's rief der König die Boeren in's Land, mit deren Hilfe er die übrigen Zuluhäuptlinge besiegte. Durch diese und andere Kämpfe war die Regierung der süd-afrikanischen Republik auf die Tüchtigkeit und Umsicht Schiel's aufmerksam geworden und ernannte ihn infolgedessen zum Eingeborenen-Commissar für Nord-Transvaal. Hier gründete er sich einen



Oberst Schiel.

eigenen Herd, erbaute die Farm Roßbach, zeichnete sich wieder in verschiedenen Kämpfen aus und wurde zum Adjutanten Piet Joubert's befördert. Später berief man ihn nach Pretoria, ernannte ihn zum Chef aller Gefängnisse von Transvaal und zum Artillerie-Capitän und sandte ihn von Staats wegen zu seiner weiteren artilleristischen Ausbildung nach Preußen.

Nach dem bekannten Jameson'schen Einfall entwarf Schiel den Plan zum Fort von Johannesburg und leitete persönlich den Bau. Bis Anfang dieses Jahres war er auch Commandant des Forts, das jetzt von Oloff, dem Schwiegersohn Paul Krüger's, befehligt wird und das mit Krupp'schen Festungsgeschützen großen Kalibers und neuester Construction armirt ist. Besonders der Präsident Paul Krüger hält große Stücke auf den früheren deutschen Husarenofficier, der dem Land der Boeren bereits so wesentliche



Schiel's Farm.

Dienste geleistet hat. Vor einigen Jahren beabsichtigte Schiel, die deutsche Heimath wieder zu besuchen. Aber die Regierung Transvaals konnte ihn nicht entbehren. Schon damals drohte ein Krieg mit den Engländern, die die Delagoabai in Besitz nehmen wollten. Die englische Regierung ging jedenfalls mit einem Plan um, der dann aufgegeben wurde. Jetzt ist der verdiente Kämpfer zum Obersten ernannt und mit der Bildung und Führung des deutschen Freiwilligen-Corps in Transvaal betraut, das man bis auf 4000 Mann Stärke zu bringen gedenkt.

Unverfroren.



Kunde (wüthend): „Als ich Ihren Rock zum ersten Mal zuknöpfte, platzte hinten der ganze Rücken!"

Kleiderhändler: „Da sind wahrscheinlich die Knöpfe zu fest angenäht gewesen!"

— Ueberzeugungen ändern ist oft nicht Inconsequenz, sondern Lebensweisheit.

— Immer der Gleiche. Protz (als ein Besucher eilig eintritt): „Gott, fallen S' nur 'nicht gleich mit dem Portal in's Palais!"

— Freundlicher Empfang. Schnorrer: „Herr Tulpenblüth, ich bin von Ihnen e' entfernter Verwandter!" Bankier (seinem Diener schellend): „Gleich werden Se sein e' entfernter entfernter Verwandter!"

— Ein Gewissenhafter. Der Herr Lehrer Klexelberger benützt die Blätter aller Extemporalienhefte seiner Schüler als Fidibusse. Neulich will er sich eben mit einem solchen seine Pfeife anstecken, überliest aber noch einmal flüchtig, was er aufgeschrieben hat. Gewissenhaft greift er zur rothen Tinte, corrigirt den Fehler und — steckt sich dann erst mit dem Blatt seine Pfeife an.

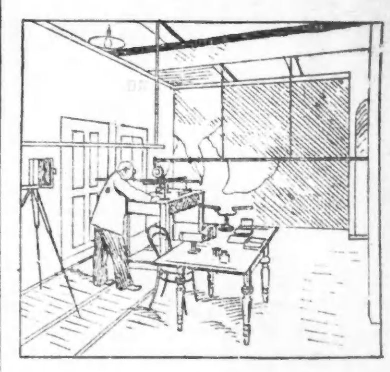
Theure Objective.

Trotz der großen Entwickelung der Glasindustrie und der verhältnißmäßig niedrigen Preise des besten Glases sind photographische Objective sehr theuer. Es liegt dies an der Schwierigkeit ihrer Herstellung. Zuerst werden die fingerdicken, 4 Zoll breiten und 10 Zoll langen rohen Glasblöcke, welche auch beim Durchblick in der Längsrichtung vollständig klar sein müssen, zerschnitten. Man dient ein Kreissäge, deren Rand mit Diamantsplittern besetzt ist. Ein zweiter Arbeiter bröckelt mit einer Zange von den zerschnittenen Glasstücken die Ecken ab und gibt ihnen ungefähr eine kreisrunde Form. Nun kommen die Glasscheiben in rotirende Metallschalen, wo sie „geschruppt", d. h. roh mit feinem feuchten Sand geschliffen werden. Danach erfolgt das Feinschleifen mit stets feiner werdendem Schmirgelpulver, und endlich das Poliren mit Pariser Roth. Hierzu werden die Linsen mit Siegellack an einen Stiel gekittet und gegen die rotirenden Schleifschalen gepreßt. Bei größeren Linsen kann dies durch automatische Maschinen erfolgen. Die Prüfung während des Polirens geschieht durch sein gearbeitete Probegläser, auf welche die Linsen genau passen müssen. Treten statt eines gleichmäßigen Farbentones die sogenannten Newton'schen Farbenringe oder gar Verzerrungen auf, so sind die Linsen fehlerhaft. Die guten kommen nun in die Centrirerei, wo sie auf eine exact laufende Drehbank aufgekittet und an den Rändern abgeschliffen werden. Da die meisten Ob-



Schneiden des Glases.

jective aus mehreren zusammengekitteten Linsen bestehen, der Goerz'-Doppelanastigmat z. B. aus zweimal drei Linsen, so werden sie nach Bedürfniß zu zweien oder dreien mit Canadabalsam, der in dünnen Schichten von 1/30 Millimeter aufgetragen wird, zusammengekittet. Nun erst kommen sie in die von der mechanischen Werkstatt hergestellte Messingeinfassung und so dann zu den Graveuren. Schließlich wandern sie in den Prüfungsraum, wo sie auf einem complizirten Apparat eine scharfe Controle durchmachen; eventuell müssen die zusammengekitteten Linsen anders gefaßt oder verworfen werden. Bedenkt man, daß zum



Prüfung der Linsen.

Schleifen und Poliren einer Linse ein Arbeiter durchschnittlich einen Tag braucht, ferner daß ein Doppelanastigmat aus 6 Linsen besteht, die mit verschiedenen Krümmungen, je nach den Anforderungen, die man an das Objektiv stellt und nach den Eigenschaften des Glases geschliffen werden müssen, so wird der hohe Preis eines guten photographischen Objectives erklärlich.

Darum



„Du mußt Dich wohl oder übel mit dem Gedanken vertraut machen, daß Du dieses Jahr kein neues Kleid bekommst!"

„So, so — also deßwegen habe ich meinen schönen Mädchennamen mit dem Namen Meyer vertauscht!"

— Unerwünschte Auffassung. Mutter: „Eine meiner Töchter spielt Klavier, die andere spielt Klavier, die dritte fährt Velociped!" — Junggeselle: „O Sie arme Mutter. Es hat also jedes Kind irgend eine schlechte Angewohnheit!"

— Das Corpus delicti. Freund: „Willst Du Dir denn das Ohr nicht wieder anheilen lassen, das Dir Sonntag bei der Rauferei abgeschlagen worden ist?" — Bauer: „Ja, ich möcht' schon ... aber des ist halt noch bei den Acten!"

Moritz Jokais Lebensroman.

Moritz Jokai erzählt den Roman seines Lebens. „Ich habe mich verheirathet. Zum zweiten Male. Trotz starker Widersprüche, deren gute Absicht ich anerkenne. Meine erste Heirath wurde vor 51 Jahren geschlossen. Wie fügte dies das Schicksal. Es gibt in der Geschichte unserer Nation ein Datum von historischer Bedeutung: den 15. März 1848. Am Vorabend dieses Tages hatten einige schwärmerische, junge Dichter beschlossen, morgen auf öffentlichem Markte die Völkerfreiheit, die Befreiung der Presse und des Bodens, die Gleichheit der Menschen, die Neugestaltung Ungarns zu proklamiren. Ich hatte eine unruhige Nacht: der gute und der schlechte Mensch fochten einen heftigen Kampf mit einander; der Erstere flüsterte: „Sei nicht toll; weiche vom Platze, flüchte Dich nach Hause in Deine Geburtsstadt zurück, in das Kämmerlein, wo Dein ruhig Bett steht; setze das ehrliche Handwerk fort, bei welchem Dein Vater grau geworden, und überlasse die, die nach unerreichbaren Idealen streben, ihrem Schicksal!" Hätte ich meinem schlechten Freunde gefolgt, der mir Kluges rieth, so wären meine hundert Bände ungeschrieben geblieben, hingegen wäre ich jetzt Bürgermeister in Komorn. Freilich wäre ich auch so ein genügend berühmter Mann. Aber ich folgte dem schlechten Freunde, der mir den närrischen Rath ertheilte, und das fünfzigjährige Jubiläum dessen, was ich am anderen Tage that, wurde im verflossenen Jahre von der ganzen ungarischen Nation begangen. An diesem Tage begegnete mir Rosa Laborfalvy auf der Bühne. Wir spielten nicht: es war eine ernste Rolle, die wir innehatten. Wir sollten ein erregtes Volksmeer beschwichtigen, einem kopflosen Riesen Raison beibringen. Damals und dort bekam ich von „ihr" den ersten Orden, die nationalfarbige Schleifenkokarde, an die Brust geheftet. Das war unsere Verlobung. Da ich's einmal angenommen hatte, konnte ich es nicht mehr ableugnen. Aber wir hatten aufrichtige, wahre Liebe für einander gefaßt, wir schmolzen ineinander, wie das nur zwei reine Seelen im Stande sind; der eine Theil hatte in dem anderen die ergänzende Hälfte seines eigenen Ich gefunden. Wir machten denn auch kein Geheimniß daraus. Alle, die mich kannten: meine Verwandten und Freunde, die das Fatum voraussahen, die da wußten, daß ich kein Talent zum Betrügen habe; zum Betrügen einer Frau, die ich liebe, und daß ich, wenn ich ein Herz hinnehme, das meinige dafür gebe und daß ich dort, wo man mit Ehre zahlt, nicht mit Schande bezahle; — nun, die Alle thaten alles, um das Verhängniß von mir abzuwenden. Ich schweige von den zynischen Verleumdern, die meine Geliebte anschwärzten; diese jagte ich einfach davon. Aber auch alle meine Gönner wußten etwas gegen sie vorzubringen. Der eine hatte die Entdeckung gemacht, daß sie mehr Schulden besäße, als Haare auf dem Kopf. (Und wie hatte sie doch so herrliche Locken!) Der andere wollte mich damit in Furcht jagen, daß ich um eine kalte, herzlose Frau mich bemühe, an deren Seite ich erfrieren würde. Mein Arzt erinnerte mich, daß ich soeben erst von einer lebensgefährlichen Krankheit genesen sei. Und vom Altersunterschied war gleichfalls die Rede. Jeder brachte vor, daß die Braut um sieben Jahre älter sei, als der Bräutigam: „Du bist ein minderjähriger Bursche, noch feucht hinter den Ohren, und sie ist eine Matrone!" Und trotzdem nahm ich Rosa Laborfalvy zur Frau. Nicht dem schlechten Freunde schenkte ich Gehör, der mir den klugen Rath ertheilte, sondern dem guten Freunde, wofür man mich denn auch als Narren verschrie. Endlich machten meine wohlwollenden Freunde vom drastischesten Mittel Gebrauch. Mein allerbester Freund, Alexander Petöfi, dessen Seele mit der meinigen verwachsen war, beging die Grausamkeit, meine Mutter, eine kranke Frau, und meine über alles geliebte Schwester nach Pest zu bringen. Er selber geleitete sie in meine Waldeinsamkeit auf dem Schwabenberg, von der außer ihm Niemand Kenntniß hatte. Dort hielt ich mich mit meiner Braut verborgen. Knapp einige Minuten vor ihrer Ankunft wurde uns diese gemeldet. Wir sprangen vom Tische auf, der draußen unter den Bäumen stand. So viel Zeit hatte ich nicht mehr, um ins Haus zu rennen und meinen Hut zu holen. Die roth-weiß-grüne Hausmütze auf dem Kopfe, die mir Rosa Laborfalvy zum Andenken an den 15. März verfertigt hatte (ich bewahre die Mütze noch heute), lief ich davon, meine Braut an der Hand führend, quer durchs Gestrüpp, durchs pfadlose Gehölz, in hastigem, verzweifeltem Lauf. Mich verfolgte man! Mich! Auch wenn einen der Feind verfolgt, ist das schrecklich, aber von denjenigen verfolgt zu werden, die man liebt!.... Die mir nachsetzten, waren meine angebetene, gute Mutter, meine theuere Schwester und mein geliebter Alexander Petöfi! Und dennoch wurde Rosa Laborfalvy mein Weib! Ich brachte sie in ein armseliges kleines Dorf und dort wurden wir kopulirt; unsere Trauzeugen waren der Meßner und Glöckner. (Das Dorf heißt Pilis-Csaba.) Jeder warf Steine nach uns, nur zwei Menschen nicht: ein Verwandter und ein guter Freund. Der Verwandte war mein guter Bruder Karl, der mir an dem Tage, der in meinem Leben eine Wende bedeutete, einen lateinischen Brief schrieb — lateinisch, daß ihn eine Frau nicht verstehen könne—: Trotzdem Du unsere Mutter betrogen hast, werde ich Dich nie verlassen!" — Und er hat das nicht nur versprochen, sondern auch gehalten. In allen meinen schlimmen Tagen war er an meiner Seite, er verließ mich nicht. Der gute Freund war Eduard Szigligeti, der die zur Trauung nothwendigen Dokumente beschaffte und mir nachsandte. Das war meine Trauung vor einundfünfzig Jahren. Und die Frau, die jeder, selbst um den Preis von Gewalt, von mir reißen wollte, sie wurde die Lenkerin meines Schicksals, meine getreue, liebende Genossin, meine Befreierin vom Tode, vom unstäten Umherirren, sie ward meines Ruhmes Theilhaberin, mein Stolz! Niemals habe ich es bereut, des guten Freundes Rath befolgt zu haben: „Begeh' die Narrheit." Jene höhere Gewalt hat sie zum Guten gewendet. Und nach anderthalb Jahren kam meine theure, gute Mutter selbst zu uns, um meine Frau „liebe Tochter" zu nennen und sie in unser altes Heim, ins Komorner väterliche Haus zu laden. Warum? Weil *sie es verdiente.*

Von Katzen verzehrt.

Ein grauenerregender Vorfall hat sich, wie aus Paris geschrieben wird, dort kürzlich zugetragen. In der Rue Croix-Nivert wohnte ein 75jähriges Mütterchen, Marguérite Guerette mit Namen, das sich seinen Lebensunterhalt kümmerlich mit Lumpensammeln erwarb. Den Hausbewohnern war es nun aufgefallen, daß die alte Frau, die zur bestimmten Zeit ihrem Tagewerk nachzugehen pflegte, sich seit mehreren Tagen nicht mehr hatte blicken lassen. Dagegen wurde auf ihrem Treppenflur ein sonderbarer, widerwätiger Geruch verspürt, während ihre steten Gesellschafter, ein halbes Dutzend langgeschwänzter Katzen, einen Heidenlärm in der Wohnung der Alten verursachten. Mit dem alsbald herbeigeholten Schlosser drangen zahlreiche Neugierige in die geöffneten Räume, Alle aber prallten zurück vor dem entsetzlichen Anblicke, der sich ihne darbot. Gesicht und Hände bis auf die Knochen abgenagt, lag Marguérite Guerette entseelt auf dem Fußboden, indessen die sechs Unholde aus dem Katzengeschlechte sich scheu in den Ecken herumdrückten oder unter den Möbeln des Gemaches verbargen. War der Tod des armen Geschöpfes von selbst eingetreten, oder hatten ihre durch Hunger getriebenen einstigen Lieblinge denselben auf dem Gewissen? Mitleidige Hausgenossen sorgten für ein anständiges Begräbniß ihrer Nachbarin, an den Unglücksthieren aber wurde eine sofortige Exekution vollzogen.

Der Beschützer.

Nach dem Französischen von A. F. R.

Als der Major a. D. Launay starb, blieb seine Tochter allein und fast ganz mittellos zurück; denn der Major hatte in unglücklichen Spekulationen die Mitgift seiner Frau verloren. Blanche war feingebildet und hübsch, aber arm, und so hatten sich keine Bewerber um ihre Hand gefunden.

Als die Waise vom Kirchhof zurückkam, überdachte sie ihre Lage. Es blieb ihr als Einziges die Wohnungseinrichtung und einige Tausend Franken. Sie verkaufte die Möbel bis auf das Allernothwendigste, und da sie auf sich selbst vertraute, beschloß sie, sich durch Arbeit eine Existenz zu gründen.

Sie hatte eine gute Schule besucht, hatte gute Zeugnisse und war recht musikalisch, sie wollte Klavierunterricht ertheilen; aber nicht in der kleinen Stadt, wo sie Jeder kannte, und wo ihr zu viel der Demüthigungen zutheil geworden wären, sondern in Paris, in der Hauptstadt, die für alle Diejenigen welche um ihre Existenz kämpfen, die lockende Ferne, das gelobte Land ist.

In Paris machte sie den früheren Bekannten ihres Vaters einen Besuch und bat sie um ihr freundliches Interesse, mit der Bitte, sie in dem Bekanntenkreise zu empfehlen, ihr Schüler nachweisen zu wollen, sobald sich eine Gelegenheit dafür zeige. Sie richtete sich in einer kleinen Wohnung ein und wartete.

Die Schüler kamen nicht. Das arme Mädchen wußte nicht, daß in der Hauptstadt Hunderte von Lehrerinnen ohne Schüler sind, und daß es nirgends so schwer ist, vorwärts zu kommen, wenn man nicht protegirt wird, wie gerade in Paris. Blanche war zu stolz, die Bekannten abermals zu bitten. Sie versuchte als Erzieherin eine Stellung zu erlangen. Von früh bis spät durchkreuzte sie die Stadt, ohne ein Engagement zu finden, Alles war vergebens, und wenn eine Stellung frei, so waren dafür eine Unzahl von Mitbewerberinnen vorhanden.

Dem jungen Mädchen sank der Muth. Angstvoll fragte sie sich, was nun werden sollte; denn ihr kleines Baarkapital schmolz nun schnell zusammen.

Sie entschloß sich Handarbeiten zu machen, sie war geschickt und hatte eine leichte Hand. So ging sie denn in die Geschäfte, und wirklich, sie brachte Arbeit mit nach Hause, freilich gegen ganz geringe Bezahlung. In aller Früh saß sie bis spät Nachts und arbeitete; aber da sie ohne jede Empfehlung, so wurde ihr nicht viel Material auf einmal anvertraut, jeden zweiten Tag verlor sie zwei Stunden, um die vollendete Arbeit abzuliefrn, auch ließ man sie oft 8, ja 14 Tage warten, ehe sie wieder neue bekam.

Blanche fühlte sich krank und schwach.

„Ich bin zu stolz", sagte sie sich, „wenn ich keine Stellung als Erzieherin finde, so gibt es ja doch noch andere Posten, die ich ausfüllen kann: Als Gesellschafterin, Verkäuferin, ja, eventuell als feine Jungfer, dann bin ich doch geborgen und brauche nicht für Essen und Trinken zu sorgen."

Sie ging zur Stellenvermittlerin und meldete sich für eine Stellung als „feine Jungfer" an.

Als sie das Haus verließ, bemerkte sie, daß ihr ein älterer, sehr würdig aussehender Herr mit dem Abzeichen der Ehrenlegion im Knopfloche folgte.

Sie schritt rascher vorwärts; der alte Mann that das Gleiche.

Beim Kreuzungspunkt zweier Straßen zwang sie der Straßenverkehr, zu halten.

„Gnädiges Fräulein", sagte der alte Mann, „verzeihen Sie, wenn ich so frei bin, Sie anzusprechen."

Sie sah ihn von oben herab an.

„Mein Herr . . . ich kenne Sie nicht", sagte sie abweisend.

„Ich bin früher Offizier gewesen", entgegnete der alte Mann mit sanfter Stimme, „glauben Sie nicht, daß mich bloße Neugierde veranlaßt, Sie anzusprechen. Ich habe Sie aus dem Plazirungsbureau herauskommen sehen. Vielleicht könnte ich Ihnen nützlich sein; in meinem Alter . . . ich denke, Sie können mir vertrauen . . . man hilft doch gern."

Das Mißtrauen des jungen Mädchens schwand schließlich. Was riskirte sie denn . . . der alte Herr sah so würdig aus.

„Ja", sagte sie, daher, „ich suche allerdings eine Stellung."

„Ich habe einen großen Bekanntenkreis, und es sollte mich freuen, Ihnen zu helfne. Ich habe gleich an Ihrem ganzen Auftreten, an Ihren Manieren gesehen, daß Sie aus guter Familie sind."

„Mein Vater war ein höherer Offizier, er gehörte, wie Sie, zur Ehrenlegion."

„Sehen Sie wohl, ich habe mich also nicht getäuscht", sagte der alte Herr lächelnd.

„Ach", meinte Blanche, nun ganz wehmüthig, „mein Vater ist gestorben, und ich bin eigentlich ohne alle Mittel zurückgeblieben. Ich bin nach Paris gekommen. Ich habe vergebens versucht, Klavierstunden, Arbeit zu finden; es ist mir nicht gelungen, und meine wenigen Mittel gehen zu Ende. Ich lasse aber den Muth nicht sinken, ich kann und will arbeiten, aufrichtig dankbar wäre ich dem, der mir zur Erlangung einer Thätigkeit helfen könnte."

„Mein liebes Freäulein, das ist recht, es wird auch schon werden, ich will mich für Sie bemühen."

„Ich werde mit Allem zufrieden sein, keine Ansprüche machen! Wenn ich nur eine Stelle finde und bald", meinte Blanche, „vielleicht als Gesellschafterin oder zu jüngeren Kindern, oder auch im Geschäft, das ist mir ganz gleich, selbst als Jungfer werde ich gehen."

„Als Jungfer! Nein, ich werde Ihnen etwas Besseres besorgen. Sie gleichen einer Tochter, die ich verloren habe, die jetzt in Ihrem Alter sein würde, das hat mich wohl zuerst bestimmt, Ihnen zu folgen . . . weil Sie ihr so ähnlich sehen . . .", seine Stimme bebte leise.

„Sie Armer!" sagte Blanche.

„Darum habe ich Sie auch angesprochen, obgleich ich wohl weiß, daß das ganz ungehörig ist. Aber, mir fällt ein, ich weiß eine Stelle für Sie, die in jeder Beziehung passen würde."

„Seit ich Wittwer und so allein bin, esse ich regelmäßig in einem großen Restaurant am Boulevard Haußmann. Das junge Mädchen, die dort Kassirerin ist, verheirathet sich und gibt die Stellung auf. Ich will mit dem Wirth sprechen und glaube, daß meine Empfehlung Ihnen nützen könnte, wenn Sie überhaupt darauf reflektiren wollen; 100 Francs, Wohnung und Verpflegung. Was meinen Sie dazu?"

„100 Francs, Wohnung und Verpflegung", rief das junge Mädchen, „das geht ja weit über meine Erwartungen, ach, wie gern würde ich das annehmen."

„Schön, aber dann gilt es, keine Zeit verlieren. Derartige Stellen sind sehr begehrt, nur muß, da viel Geld durch die Hände der Kassirerin geht, eine kleine Kaution hinterlegt werden, das verlangt der Wirth."

„Wieviel?" fragte Blanche ängstlich.

„Ich glaube 2000 Francs."

Blanche schüttelte betrübt den Kopf.

„So viel habe ich nicht", sagte sie.

„Ich bin doch auch noch da", sagte der alte Herr, „Sie gestatten mir vielleicht, Ihnen zu helfen. Wie viel besitzen Sie?"

„Vielleicht 700 Francs habe ich noch."

„Schön, dann werde ich Ihnen den Restbetrag eben."

„Oh! Wie gütig Sie sind! Wie kann ich Ihnen nur danken?"

„Ich borge Ihnen das Geld ja nur", sagte der alte Herr in schlichtem Tone.

„Ich statte es Ihnen zurück, in Raten, monatlich, das verspreche ich Ihne ganz bestimmt", meinte Blanche mit glänzenden Augen.

„Das glaube ich Ihnen gern. Aber wie gesagt, wir dürfen keine Zeit verlieren. Ich werde Sie bis zu Ihrer Wohnung begleiten, Sie übergeben mir die 700 Francs, und ich gehe sofort zu dem Wirth, um für Sie zu sprechen. Ich bin fest überzeugt, daß er Sie engagiren wird, wenn ich Sie empfehle."

„Welch' glückliche Fügung, daß ich Sie getroffen!" rief Blanche.

Und schneller schritt sie mit ihrem Wohlthäter vorwärts.

Bei ihrem Haus angelangt, blieb sie zögernd stehen.

„Ich wohne im vierten Stock, es ist nur sehr dürftig bei mir! Ich wage nicht, Sie aufzufordern, mit hinauf zu kommen."

„Ich werde hier auf Sie warten", sagte dre alte Herr.

Blanche ging schnell die Treppe hinauf, nahm die 700 Francs, ihr ganzes Vermögen, und brachte sie ihrem Beschützer.

„Ich habe Ihre Adresse", sagte der alte, ehrwürdige Mann, hier ist die meinige, und dabei reichte er ihr seine Karte.

Blanche las:

„Graf von Saint-Martin."

„Auf Wiedersehen morgen früh, gnädiges Fräulein."

„Auf morgen und tausend Dank!" sagte Blanche mit dankbarem Lächeln.

Der Graf von Saint-Martin kam nicht wieder.

Sie war das Opfer eines Gauners geworden.

— Falsch verstanden. — Heirathsvermittler: Das Mädchen, welches ich Ihnen empfehlen möchte, ist vor allen Dingen sehr häuslich. — Herr: Häuslich? Das ist mir allerdings sehr lieb. Je mehr Häuser, desto besser.